Neuere Geschichte

der

Chineser, Japaner, Indier, Perser,
Türken, Russen und Amerikaner ꝛc.

als eine Fortsetzung

der alten

Rollinschen Geschichte.

Vom 12ten Theile an

von Herrn Richer

fortgeführt.

Aus dem Französischen.

Drey u. zwanzigster Theil.

Berlin,
bey Christian Friedrich Voß,
1777.

Das Bisthum Truxillo. S. 37
§. 1. Das Corregimient Truxillo. 37
§. 2. Das Corregimient Sagna. 39
§. 3. Das Corregimient Piura. 40
§. 4. Das Corregim. Caxamalca. 43
§. 5. Das Corregimient Chachapoyas. 44
§. 6. Das Corregimient Liulla. 44
§. 7. Das Corregimient Patas oder Caxamarquilla. 45
Das Bisthum Guamancha. 45
§. 1. Das Corregimient Guamancha. 45
§. 2. Das Corregimient Guanta. 47
§. 3. Das Corregimient Vilcas-Guaman. 48
§. 4. Das Correg. Andaguaylas. 49
§. 5. Das Corregimient Guanca-Belica. 49
§. 6. Das Corregimient Angaraes. 49
§. 7. Das Corregimient Castro-Virrena. 50
§. 8. Das Corregimient Parina-Cocha. 50
§. 9. Das Corregimient Lucanas. 51
Das Bisthum Cusco 51
§. 1. Das Corregimient Cusco. 51
§. 2. Das Corregim. Quispicanchi. 58

§. 3.

Inhalt.

Zweytes Kapitel

Das Königreich Peru S. 1

Erster Abschnitt.

Die Audienz Lima oder das eigentlich genannte Peru 2

§. 1. Die Provinz Lima. 3
§. 2. Beschreibung von Lima 3
§. 3. Das Corregimient Chancay. 28
§. 4. Das Corregimient Santa. 29
§. 5. Das Corregimient Canta. 31
§. 6. Das Corregimient Cagnete. 31
§. 7. Das Corregimient Ica, Pisco und Nasca. 32
§. 8. Das Corregimient Guarachiti 33
§. 9. Das Corregiment Guanuco. 33
§. 10. Das Corregimient Yanyos. 34
§. 11. Das Corregimient Caxatambo. 34
§. 12. Das Corregimient Tarma. 34
§. 13. Das Corregimient Jauxa. 35
§. 14. Das Corregimient Conchucos. 36
§. 15. Das Corregiment Guaylas. 36
§. 16. Das Correg. Guamalies. 36

Das Bisthum Truxillo. S. 37
§. 1. Das Corregimient Truxillo. 37
§. 2. Das Corregimient Sagna. 39
§. 3. Das Corregimient Piura. 40
§. 4. Das Corregim. Caxamalca. 43
§. 5. Das Corregimient Chachapoyas. 44
§. 6. Das Corregimient Liulla. 44
§. 7. Das Corregimient Patas oder Caxamarquilla. 45
Das Bisthum Guamancha. 45
§. 1. Das Corregimient Guamancha. 45
§. 2. Das Corregimient Guanta. 47
§. 3. Das Corregimient Vilcas-Guaman. 48
§. 4. Das Correg. Andaguaylas. 49
§. 5. Das Corregimient Guanca-Belica. 49
§. 6. Das Corregimient Angaraes. 49
§. 7. Das Corregimient Castro-Virrena. 50
§. 8. Das Corregimient Parina-Cocha. 50
§. 9. Das Corregimient Lucanas. 51
Das Bisthum Cusco 51
§. 1. Das Corregimient Cusco. 51
§. 2. Das Corregim. Quispicanchi. 58

§. 3. Das Corregimient Abancay. 58
§. 4. Das Corregimient Paucar-
tambo. 59
§. 5. Das Corregim. Calcaylares. 59
§. 6. Das Corregimient Chilques
und Musques. 59
§. 7. Das Corregim. Cotabamba. 60
§. 8. Das Corregimient Canas
und Cauchas oder Tinta. 60
§. 9. Das Corregimient Aymaraes. 61
§. 10. Das Correg. Chumbivilcas. 61
§. 11. Das Corregimient Lampa. 61
§. 12. Das Corregimient Caravaya 62
§. 13. Das Corregimient Assan-
gero und Asilo. 63
§. 14. Das Corregimient Apolo-
bamba 63
Das Bisthum Arequipa 63
§. 1. Das Corregimient Arequipa. 64
§. 2. Das Corregimient Camana. 65
§. 3. Das Corregimient Condesujos 66
§. 4. Das Corregimient Caylloma. 66
§. 5. Das Corregimient Maquagua 67
§. 6. Das Corregimient Arica. 67

Zweyter Artikel.

Die Audienz Los Charcas 68
Das Erzbisthum de la Plata 69

§. 1. Das Corregimient Plata. 69
§. 2. Das Corregimient Tomina. 73
§. 3. Das Corregimient Porco. 73
§. 4. Das Corregimient Taya oder Chichas 73
§. 5. Das Corregimient Lipes. 74
§. 6. Das Corregimient Amparaes. 74
§. 7. Das Corregimient Oruro. 75
§. 8. Das Corregimient Pilaya oder Paspaya. 75
§. 9. Das Correg. Cochabamba. 76
§. 10. Das Correg. Chayantas. 76
§. 11. Das Corregimient Paria. 77
§. 12. Das Corregim. Carangas. 77
§. 13. Das Corregim. Cicacica. 78
§. 14. Das Corregim. Atacama. 79
Das Bisthum La Paz. 79
§. 1. Das Corregimient La Paz. 80
§. 2. Das Correg. Osmasnios. 82
§. 3. Das Corregimient Pacajes. 82
§. 4. Das Corregimient Laricaxas. 83
§. 5. Das Corrigimient Chicuito. 84
§. 6. Das Correg. Paucar-Kolla. 87
Das Bisthum Santa-Cruz de la Sierra. 87
Das Bisthum Tucuman oder Tucana 89
Das Bisthum oder die Statthalterschaft Paraguay. 91

Das

Das Bisthum und die Statthalterschaft Buenos-Aires. 136

Dritter Artikel,

Die Audienz Chili. 141
§. 1. Die Statthalterschaft Maestria de Campo. 143
§. 2. Die Statthalterschaft Valpariso. 144
§. 3. Die Statthalterschaft Valdivia. 146
§. 4. Die Statthalterschaft Chiloe 147
§. 5. Das Corregimient Chili oder San-Jago. 149
§. 6. Das Corregim. Rancagua. 157
§. 7. Das Corregim. Cokchagua. 157
§. 8. Das Corregim. Chillan. 157
§. 9. Das Corregim. Acuagua. 158
§. 10. Das Corregim. Melipilla. 158
§. 11. Das Corregim. Quillota. 158
§. 12. Das Corregimient Coquimbo oder Serena. 159
§. 13. Das Corregimient Copaipo und Guasco. 162
§. 14. Das Corregim. Mendosa. 163
§. 15. Das Correg. Conception. 164

Die Cordilleras des Andes. 168

Vier-

Vierter Artikel,

Ursprung, Regierung, Religion, Sitten, Gebräuche, Wissenschaften, Denkmähler, Merkwürdigkeiten u. d. g. des alten Reichs Peru. 181

§. 1. Ursprung der Incas und des alten Reichs Peru 181

§. 2. Sitten, Gebräuche u. s. w. der alten Peruaner. 206

§. 3. Alte Denkmähler der Peruaner 227

§. 4. Klima, Jahreszeiten und Witterung. 243

§. 5. Naturgeschichte. 254

§. 6. Bergwercke von Peru. 328

Fünfter Artikel.

Entdeckung u. Eroberung von Peru. 333

Sechster Artikel,

Entdeckung von Chili. 411

Siebenter Artikel,

Fortsetzung der Eroberung von Peru. 420

Ende des Inhalts.

Ge-

Geschichte der Amerikaner.

Zweites Kapitel.

Das Königreich Peru.

Es gränzt gegen Norden an dem neuen Königreich Granada; gegen Morgen an Brasilien und der Nordsee; gegen Mittag an der Magellanischen Meerenge und gegen Abend an die Süd-See. Es erstreckt sich vom dritten Grad sechs und zwanzig Minuten südlicher Breite bis zum vier und funfzigsten, welches ohngefehr 625 deutsche Meilen beträgt, und vom Abend gegen Morgen gegen den drey und sechszigsten Grad westlicher Länge.

Dieses Königreich begriff vormalen in sich den ganzen mitträglichen Theil von Amerika, welcher Spanien zugehörte: aber seit 1739. enthielt es nur die drey Audienzen, Lima oder eigentlich **Peru**, **Los Charcas** und **Chili**.

Erster Abschnitt.

Die Audienz Lima oder das eigentlich genannte Peru.

Die Audienz Lima wurde 1542. errichtet: sie war von großem Umfange; aber durch die andern Audienzen, welche im Lande gemacht wurden, ist sie sehr zergliedert worden. Sie erstreckt sich jetzt vom 3ten Grad fünf Minuten südlicher Breite bis zum zwanzigsten, welches einen Raum von zwey hundert deutschen Meilen vom Mittag gegen Norden ausmacht; der Umfang aber vom Morgen gegen Abend ist nicht bekannt, weil ihre Morgenseite von verschiednen noch nicht unterjochten Völkern bewohnt wird.

Zur Gerichtsbarkeit dieser Audienz gehören das Erzbisthum Lima. Die Bisthümer Truxillo, Guamanga, Cusco und Arequipa: und dieser Eintheilung folgen die Erd- und Geschichtschreiber.

Das Gebiet von Lima ist in 15 Corregimenter oder Provinzen eingetheilt, nehm-

nehmlich 1) Lima; 2) Chancay; 3) Santa; 4) Canta; 5) Cagnete; 6) Jca) Pisco und Nasca; 7) Guarachiri; 8) Guanuco; 9) Yauyos; 10) Caxatambo; 11) Tarma; 12) Jauxa; 13) Conchucos; 14) Guaylas; 15) Guamalies.

§. I.

Die Provinz Lima

Kann drittehalb Meilen im Umfange haben. Man findet darinn acht kleine Völkerschaften, welche Lima die Hauptstadt von Peru, umgeben. Dieses Land, welches vor der Eroberung sehr bevölkert war, ist jetzt bis auf diese kleine Völkerschaften geschmolzen, unter denen sich zwey Kaziken befinden; sie sind aber so elend und arm, daß sie, um des Brods willen in der Instrumentalmusik Unterricht geben. Aus der Beschreibung dieser Hauptstadt wird man die Provinz gleiches Namens besser kennen lernen.

§. II.

Beschreibung von Lima.

Wir nehmen dazu den Dom Juan und den Dom Ulloa zum Führer, und beschreiben sie so, wie sie vor dem Erdbeben vom 28 October 1746. war, durch welches sie fast gänzlich zerstört wurde. Sie ward den 6 Januar 1535. gegründet, und

erhielt den Namen Los-Reyes oder Königs-Stadt. Sie liegt in einem schönen großen Thale, genannt Rimac; dieses Wort heißt in der Indianischen Sprache redend; die Benennung Lima ist nur davon eine Verstümmelung. Der Fluß, an welchen sie gebauet ist, heißt auch so. Man giebt vor, daß er von einem Götzen herkäme, welchem man Menschen opferte, seitdem die Incas ihre Herrschaft bis dahin ausgebreitet hatten. Dieser Götze erhörte einstens, nach der gemeinen Sage, die Bitten, welche man an ihn that, und wurde Rimac oder der redende Gott, zum Unterschied der andern stummen Götzen genannt.

Lima, sagen beyde oben angeführte Schriftsteller, ist im zwölften Grad zwey Minuten ein und dreyßig Sekunden nördlicher Breite: die Länge im 299 Grade 27 Minuten 7 Sekunden des Meridians von Tenerifa. Der Unterschied der Magnetnadel beträgt daselbst 9 Grad 2 Minuten 1 Sekunde nach Nordost. Diese Stadt bestreicht das Thal so, daß die Aussicht nirgends eingeschränkt ist. Doch sieht man gegen Norden einige kleine Hügel des Andes-Gebürge. Der Fluß liegt nordwärts: man hat eine schöne steinerne Brücke darüber gebaut; sie endiget sich mit einem Schwibbogen, welcher zugleich zum

Thore der Stadt und des ein wenig entlegenen großen Markts dient. Dieser Markt ist geräumig, viereckigt und schön gezieret; auf der Mitte ein großer Springbrunnen, worauf eine metallene Statue steht, welche die Fama vorstellt: das Wasser springt aus ihrer Trompete, und den Rachen acht eben solcher metallnen Löwen, womit dieses Monument verziert ist.

Auf dem Theile des Markts, welcher dem Brunnen gerade gegen über ist, steht die Cathedral-Kirche und der Erzbischöfliche Pallast, welche über alle andere Gebäude der Stadt hervorragen. Die Fronte des Pallasts, die Säulen, Pfeiler und der Grund des Gebäudes sind von Quadersteinen. Die Cathedral-Kirche ist nach dem Model der Sevilieschen, aber nicht so groß. In der Mitte der Fronte ist ein Portal mit zwey schönen Thürmen; um dasselbe eine breite hölzerne Treppe und Geländern, das aber wie ein eisernes aussieht. Pyramiden von mittelmäßiger Höhe erheben sich in einiger Entfernung von einander. An der Nord-Seite des Markts steht der Pallast des Vice-Königs: dieses Gebäude war sonsten von außerordentlicher Pracht: nachdem aber das Erdbeben 1687. es größtentheils zerstört hatte, so baute man an den Orten, wo es eingestürzt war, niedrige Zimmer, die der Vi-

ce-König jetzt bewohnt. Auf der Abend-Seite die der Kathedral-Kirche gegen über steht, befindet sich das Rathhauß und das Gefängniß. Die mittägliche Seite hat Privat-Häuser von einem Stockwerke, deren beyde Fronten aber sind steinern. Ihre Gleichförmigkeit, ihre Schwibbögen und ihr Ungekünsteltes verschönern sehr den Markt, der 30 französische Klaftern auf jeder Seite lang ist.

Die Stadt überhaupt macht ein Dreyeck, dessen größte Seite längst dem Flusse ist, und nicht weniger als 1920 Klaftern beträgt; die größte Breite der Brücke bis zum entgegen stehenden Winkel ist 1080 Klafter. Sie ist mit einer Mauer von Ziegelsteinen umgeben, die ziemlich breit, aber nach Verhältniß sehr unregelmäßig ist, und von 34 Bollwerken bedeckt wird; übrigens ohne Platformen und Schießscharten, weil man nur die Stadt vor den Anlauf der Indianer hat sichern wollen. Im ganzen Umfang der Mauer zählt man sieben große und 3 kleine Thore.

Inseit des Flusses findet man eine ziemliche große Vorstadt, mit Namen San Lazero. Die Straßen sind, wie in der Stadt, sehr breit und schnurgrade, so daß einige von Morgen gegen Abend und einige von Mitternacht gegen Mittag zu liegen, und Vierecke von Häusern, jedes von 50 Klaftern bilden.

Die Straßen, der Stadt sind insgemein gut gepflastert, mitten durch gehen unter der Erde gewölbte Kanäle, die nach den Fluß hingeleitet sind und zur Reinlichkeit dienen. Die Häuser sind zwar nur niedrig, aber dem Auge doch angenehm. Die vornehmsten Theile dieser Gebäude bestehn aus Stücken Holz die mit dem Querbalken des Daches zusammen gefügt sind: man deckt sie von innen und aussen mit wildem Rohr oder Weiden, hierauf bewirft man die Wände mit Kalk und malt sie wie Ziegelsteine. Das Dach ist von Bretern, die man mit Leim bedeckt um die Sonnenhitze abzuhalten: da es in diesem Lande gar nicht regnet, so hat man keine andere Vorsicht nöthig. Die auf diese Art gebauten Häuser geben den Stössen des Erdbodens nach, und sind weniger dem Einsturz ausgesetzt, als die ganz maßiven. An den vornehmsten Häusern giebt es Lust- Küchen- und Baumgärten worinn die schönsten Früchte wachsen: vermöge der Canäle ist es leicht sie zu bewässern.

Die Stadt Lima ist in fünf Kirchspiele eingetheilt: nehmlich Sagrario, Santa Anna, San-Sebastian; jedem dieser dreyen stehen zwey Geistliche vor; San-Marcello und San-Lazero haben aber nur jedes einen. Da das Kirchspiel San-

Lazero sich weit in das Thal erstreckt, so giebt es verschiedene Capellen, wo die Priester dieses Kirchspiels an den Fasttägen Messe lesen. Ueberdieß giebt es noch zwey Filiale, nehmlich San Salvador und Santa Anna.

Es sind viel Klöster in der Stadt. Man zehlt vier Dominikaner, drey Franciskaner, drey Augustiner und drey Klöster vom Orden der Barmherzigkeit. Die Jesuiten hatten deren sechs: die Peres de l' Oratoire, die Benedictiner, die Mönche für die Sterbenden, die Minimer und die Hospitalieres de St. Jean de Dieu haben jeder ein Kloster. Außer dem sind noch 9 Hospitäler davon jedes seine besondere Bestimmung hat. Außer den obenbenannten vierzehen Männerklöstern findet man noch vierzehen Frauenklöster, die, wenn man dem Dom Ulloa glauben kann, so voll sind, daß sie hinlänglich wären, selbst eine kleine Stadt zu bevölkern. Hierzu kommen noch die 3 Minoriten-Verbrüderungen, eine davon ist für die Indianerinnen, die andere für die Weiber, welche sich von ihren Männern scheiden lassen, und endlich die dritte für arme Weiber, welche wider das Elend Schutz suchen. Das Waysenhauß hat 2 Abtheilungen, eine für die Knaben, die andere für die Mädchen.

Die

Die Kirchen von Lima sind groß, massiv und mit prächtigen Verzierungen, vornehmlich die Cathedral-Kirche. Die Altäre sind voll gediegenen Silbers, das bewundernswerth gearbeitet ist. Die Mauern sind mit sammtnen Tapeten bekleidet, woran goldene und silberne Franzen und Troddeln hengen. Zwey Reihen starker silberner Leuchter sind so lang als die Kirche ist. Auf den Tischen die darzwischen stehn, sieht man Statuen von Engeln auf Fußgestellen, alles von Silber. Die heiligen Gefäße und die Reliquien-Kasten sind von maßiven Gold und mit Diamanten besetzt. Alle priesterliche Kleidung ist von goldenen oder silbernen Stoffen. Die Bauart der Säulen, des Frießes, der Capitäler, der Thüren, des Vorgiebels ahmet vollkommen dem Steine nach. Die Thürme, welche sich darüber erheben, nehmen sich außerordentlich gut aus. Die Anzahl und Größe der Glocken ist viel beträchtlicher, als in Europa.

Die Vice-Könige halten sich gewöhnlich zu Lima auf. Ihre Regierung währet eigentlich nur drey Jahr: zuweilen wird sie aber auf ausdrücklichen Befehl des Monarchen verlängert: Ihr Ansehn ist unumschränkt: Sie haben den Vorsitz bey allen Gerichten, und die Glieder davon sind nur ihre Minister. Die äußere Pracht eines

Vice-Königs zu Peru gleicht völlig der Pracht eines würklichen. Er hat zwey Compagnien Garde; eine zu Pferd von 160 Mann: die Uniform ist blau mit scharlachenen Aufschlägen und silbernen Franzen; das Pandalier auf gleiche Art. Diese Compagnie, welche nur aus Spaniern besteht, zieht alle Tage vor dem Hauptthor des Pallastes auf. Der Vice-König geht niemals aus ohne einem Gefolge von acht dieser Garde, davon vier ihm vorgehen und vier ihm folgen. Die andere Compagnie ist von 50 Hellebardierern, die blau gekleidet sind, wie die Garde zu Pferde; aber ihre Westen und Aufschläge sind von carmosinen Sammt mit goldenen Tressen. Sie geben an der Thüre des Audienz-Saals Wache. Außer dem hat der Vice-König noch besonders hundert Soldaten, die im innern des Schlosses beständig zu seinen Befehlen bereit sind.

Die Gouvernements-Sachen werden durch einen Staatssecretair besorgt, von dem alle Ausferrigungen in Civil- und Militair-Angelegenheiten kommen. Die rechtlichen Entscheidungen geschehen in der Audienzia, als welches das vornehmste Gericht zu Lima ist; es wird aber doch nichts ohne Theilnehmung des Vice-Königs entschieden. Es bestehet aus acht Räthen und einem Civil-Fiscal, welche drey Säle zu

ihren Versammlungen im Pallast haben; den einen zu den Berathschlagungen, und die andern beyde zu den Processen. Die bürgerlichen und peinlichen Angelegenheiten werden im vierten Saale abgemacht. Die Indianer haben ihren eigenen Fiscal. Das zweyte Collegium, die Renth-Cammer bestehet aus einem Präsidenten, fünf Renthmeistern, zwey Rechenmeistern, zwey Ordonators, und einigen Supernumerarien. Man revidirt hier aufs genaueste die Rechnungen aller Corregidoren denen die Eintreibung der Steuern oblieget. Man setzt hier auch alles was zur Eintheilung und Verwaltung der Finanzen gehört, fest.

Ein drittes Collegium, welches man die königliche Casse nennt, besteht aus einem Factor, einem Rechenmeister und einem Schatzmeister. Ihre Aufsicht erstreckt sich auf alle Güter der königlichen Domainen und auf den fünften Theil der Bergwerks-Producte. Der Stadtrath wird aus dem vornehmsten Adel der Stadt gewählt.

Die Processe derjenigen, welche ohne Testamente sterben, oder Schulden hinterlassen, kommen an ein Collegium, welches die Todten-Casse genennt wird. Es besteht aus einem Ober-Richter, einem Advocat und einem Schatzmeister.

Die Kaufleute haben ein eigenes Gericht zu Lima: den ersten Vorsteher und die zwey Räthe, welche dieses Collegium ausmachen, wählen die Kaufmannschaft aus ihren Mitteln. Sie richten nach den Verordnungen von Cadix und Bilbao.

Am Capitel der Cathedral-Kirche zu Lima ist ein Dechant, ein Archidiaconus, ein Vorsänger, ein Scholasticus, und ein Schatzmeister, ferner neun Canonici, davon vier Ihre Würde durch die Wahl, und fünf durch Vorschlag erhalten. Der Erzbischof und der Weihbischof machen das ganze geistliche Gericht aus. Im Jahr 1546. erhob Paul III. Lima zu einem Erzbisthum.

Das Inquisitions-Gericht bestehet aus zwey Inquisitoren und einem Fiscale die alle der spanische General-Inquisitor ernennt. Es ist auch eine Münze zu Lima mit den dazu nöthigen Officianten.

Die dasige Universität heißt St. Marcus: die Professoren an derselben sind gelehrte Männer. Die ihr zugehörigen Gebäude sind sehr schön. Sie ward von Carl V. 1752. errichtet, und der Salamankaschen einverleibet. Man zählt daselbst beynahe 2000 Studenten. Fregier sagt, daß die Universität mehr als 14000 Piaster Einkünfte von Peru habe.

Die Einwohner der Stadt sind theils Spanier, Neger und Abkömmlinge von Negern, Indianer, Mestizen. Die Anzahl der Spanier beläuft sich auf sechszehn bis 18000, davon der dritte Theil Adel ist: Es sind daselbst an fünf und vierzig Grafen, Marquis und nach Verhältniß spanische Ordens-Ritter. Unter dem Adel sind einige sehr berühmte obgleich unbetittelte Familien. Die sehr geschätzte Familie Ampuero stammt vom alten Incas ab. Ein spanischer Hauptmann dieses Namens heyrathete zur Zeit der Eroberung eine Prinzeßin von ihrem Geblüte. Die Könige von Spanien haben ihr große Vorrechte bewilligt, daher auch die Vornehmen mit in Verbindung zu kommen, sich sehr bemühen. Es haben alle diese Familien viel Sklaven, Gesinde, Wagen und Caleschen.

Es ist dem Adel zu Lima nicht schimpflich, wenn er Handlung treibt. Da diese Stadt der Mittelpunkt der Peruanischen Handlung ist, so kommen dahin sehr viele Europäer, die sich daselbst ansetzen, weil ihnen das Clima gefällt, und öfters sich auf die vortheilhafteste Art verheyrathen.

Die Neger und Mulatten machen den größten Theil der Einwohner zu Lima aus; sie treiben die mechanischen Künste. Die India-

Indianer und Mestizen sind die geringsten Einwohner der Stadt: sie bauen das Land, machen irdene Gefäße, und bringen Lebensmittel zu Markte.

Die Kleidung der Männer zu Lima ist nicht sehr von der Madridschen unterschieden, außer durch die Pracht, welche in allen Ständen herrscht. Der, welcher einen Zeug bezahlen kann, hat auch das Recht solchen zu tragen. Der Mulatte, welcher die schlechteste Handthierung treibt, trägt zuweilen prächtigere Kleider, als der Spanier vom ersten Range. Daher kömmt es, daß man täglich neue Arten Zeuge erfindet: die man aus Europa dahin bringt, sind gleich verkauft; der Preiß thut dabey nichts; jeder will gern die schönsten haben.

Die Art, wie sich die Weiber zu Lima kleiden, scheint den neu angekommnen Fremden unanständig: nach und nach aber gewöhnt man sich daran, und sie scheint erträglicher. Diese Kleidung besteht in einem Kamisole, einem offenen Rocke, einem Unterrocke von weißer Leinwand, einem Hemde und in Schu und Strümpfen. Einige tragen einen Mantel. Der Rock geht kaum über die Wade, an dem Saume ist eine lange feine Kante; auch sieht man die Enden der Strumpfbänder, die mit Gold und Silber, zuweilen auch mit

Perlen

Perlen besetzt sind. Der Oberrock ist von reichen Stoffe mit vielen Zierrathen besetzt. Die Aermel vom Hemde sind anderthalb Ellen lang, und zwey Ellen breit, und von einem Ende zum andern mit glatten Spitzen auf verschiedne Weise benehet. Das Kamisol, welches sie über das Hemde ziehen, hat große Aermel, die eine runde Gestalt haben, und entweder aus Reihen von Spitzen oder Streifen von Kammertuch bestehn. Das Hemde ist an den Schultern mit kleinen Bändern gebunden, die an der Schnürbrust sind. Die Aermel des Kamisols werden bis die Schultern herauf gestreift, und die Hemdenärmel drüber. Es sehen diese Aermel wie Flügel aus, deren unterstes Ende bis am Gürtel geht. Im Sommer haben alle Weiber den Kopf mit einem Schleyer ohngefehr von dem Zeuge der Hemden und Kamisöler bedeckt: entweder von Batist oder ganz feiner Leinwand mit Spitzen. Ueber die Sorgfalt und den Geschmack, welchen die Weiber bey der Wahl der Kanten haben, womit sie ihre Kleidungsstücken besetzen, verwundern sich alle Fremde. Die Eifersucht ist deshalb bis zu den Mohrinnen gekommen. Die Kanten sind so nahe an einander auf der Leinwand geneht, daß man fast gar nichts von der Leinwand sieht. Sie sind von den feinsten Brabantischen: alle andere hält man für zu gering. Im Winter

hüllen sich die Weiber zu Hause nur in ein bloßes Stück Flanell, welches man Rebos heißt: wenn sie aber ausgehen, so hängen sie ein anderes um, was so, wie ihre Röcke, besetzt ist: einige nehen goldene und silberne Franzen daran, andere Besatzungen von schwarzen Sammet. Ueber den Rock binden sie eine Schürze von dem nehmlichen Zeuge, wie die Aermel des Kamisols, die aber nicht länger seyn muß, als der Rock. Man muß sich gar nicht über den entsetzlichen Aufwand, welchen der Putz der Weiber verursacht, wundern, da zuweilen allein das Hemde mehr als tausend Thaler kostet.

Die Weiber zu Lima suchen einen Vorzug in kleinen Füssen: der Europäerinnen ihre scheinen ihnen lächerlich groß. Von Kindheit an läßt man die Mädchen so enge Schue tragen, daß sie bey reifern Jahren einen Fuß haben, der nur fünf oder sechs Zoll lang ist. Ihre Schue sind glatt, und ohne Sohlen. Ein Stück Saffian dient zu gleicher Zeit als Sohle und Oberleder. Sie tragen die Spitzen der Schue eben so lang und breit, als den Absatz, woraus die Gestalt eines Achtecks entsteht. Zum Befestigen brauchen sie Schnallen von Diamanten oder andern Steinen. Die Strümpfe sind von weißer Seide, weil diese Farbe am tauglichsten ist, die Schön-

heit

heit des beynahe ganz entblößten Fußes hervorstechen zu lassen.

Der Kopfputz ist um soviel angenehmer, weil er natürlich ist. Die Haare der Weiber zu Lima sind insgemein schwarz, sehr dick, und so lang, daß sie bis unterm Gürtel gehen. Sie binden sie in die Höhe, oder hinten an dem Kopfe, in fünf oder sechs Flechten, welche die ganze Breite des Kopfs bedecken: sie stechen eine etwas gekrümmte Nadel durch, woran am Ende zwey diamantene Knöpfe von der Größe einer Haselnuß sind; der an dem Kopf nicht gebundene Theil der Flechten hängt in runder Form die Schultern herunter: man läßt alle Zierrathen weg, um ihnen nichts von ihrer Schönheit zu benehmen: An der Stirne aber und dem obern Theil des Kopfs tragen sie diamantene Aigretten. Die Ohrringe sind Brillanten mit einem Busche schwarzer mit Perlen bedeckter Seide vermischt. An ihren Halsbändern, welche immer von Perlen sind, tragen sie Rosenkränze, die auch von ächten Perlen sind: ihre Hände sind mit kostbaren Steinen und ihre Armen mit Perlen bedeckt. Auf dem Magen haben sie eine goldene Platte mit Diamanten besetzt. Die Reichsten besetzen ihre Kleider dergestalt mit Juwelen, daß man den Glanz derselben kaum ertragen kann. Selbst

die Frauen der Privatleute gehen nicht zum Besuch ohne für; dreyßig oder vierzig tausend Thaler Perlen, oder Edelsteine an sich zu haben, und um ihrem Putze noch mehr Werth zu geben, stellen sie sich sehr gleichgültig gegen alle diese Reichthümer, sie tragen selbst so wenig Sorge für ihren Staat, daß alle Augenblicke etwas daran zu bessern ist, und er zum Theil verloren geht, zum Theil vor der Zeit abgenutzt wird. Wenn sie in die Kirche gehen, tragen sie einen Schleyer von schwarzen Taffent, und einen sehr langen Rock. In Spalierengehen nehmen sie eine Kappe und einen runden Unterrock. Drey bis vier schwarze Sklaven ihres Geschlechts, die entweder Negerinnen oder Mulatten sind, folgen ihnen, wie Laquayen in Livree.

Das Frauenzimmer zu Lima ist überhaupt von mittler Statur, schön, artig: ihre Haare, wie gesagt, ganz schwarz; ihre Haut sehr weiß; ihre Augen groß und lebhaft, und ihre Gesichtsfarbe bewundernswerth. Don Ulloa sagt, daß ihre körperliche Reize auch durch die Reize ihrer Seelen erhöht würden; denn sie haben einen lebhaften und durchdringenden Verstand, denken richtig, und drücken sich zierlich aus: ihr Umgang ist unaussprechlich reizend und amüsant. Dieser Schriftsteller findet sie so liebenswürdig, daß er

sich gar nicht wundert, wenn eine große Menge Fremder daselbst heyrathet und sich ansetzet. Inzwischen sollen sie doch ein wenig stolz seyn, und auch gegen ihre Männer die Herrschaft behaupten wollen: wenn diese aber sich nur ein wenig in ihren Charakter zu finden wissen, so sind sie auch wieder sorgfältiger und gefälliger als kein Frauenzimmer, in welchem Lande es auch sey.

Dem Parfümiren sind sie so ergeben, daß sie stets Ambra bey sich führen, und selbst ihre Ohren, Röcke und andere Kleidungsstücke damit anfüllen; sogar ihre Blumensträuße, die dadurch den natürlichen Geruch verlieren. In ihren Haaren stecken sie die schönsten Blumen. Man kann sich also leicht vorstellen, daß die Ausflüsse von diesen Damen ziemlich weit in die Ferne riechen. Der Markt-Platz ist durch die Menge Blumen, welche die Indianer da ausstellen, ein immerwährender Garten. Die Frauenzimmer kommen in vergoldeten Kaleschen dahin, und kaufen was ihnen am angenehmsten und seltesten scheint, ohne sich von den Preisen abschrecken zu lassen. Dieses Schauspiel zieht auch viel Mannspersonen dahin. Die Frauenzimmer von geringerem Stande machen sich zum Gesetze, den Vornehmen nachzuahmen.

Alle Frauensperſonen dieſes Lands lieben die Muſik; von allen Seiten hört man lebhafte und ſinnreiche Geſänge, Vocal- und Inſtrumental-Concerte. Bälle ſind daſelbſt nicht ſelten, und man tanzt mit einer erſtaunenden Leichtigkeit. Nichts kann der Melankolie entgegen geſetzter ſeyn, als die Denkungsart der Einwohner zu Lima: und ihr Geſchmack für die Muſik vermehrt ſehr das Vergnügen, welches in dieſem Lande herrſcht.

Außer der Lebhaftigkeit und dem durchdringenden Verſtande haben die Einwohner zu Lima viel Geſchmack für die Wiſſenſchaften: ſie ſuchen den Umgang mit den Gelehrten, welche aus Spanien kommen: ſie machen Geſellſchaften unter ſich die nicht wenig Nacheiferung erwecken, und ihnen zum Unterricht dienen. Uebrigens haben ſie einen gelehrigen Charakter, obſchon auch ein wenig Stolz. Wenn man ihre Eigenliebe ſchont, werden ſie ſehr höflich. Sie lieben die ſanften Manieren, und Beyſpiele machen auf ſie großen Eindruck. Sie werden für muthig gehalten; aber für ſie iſt es ein Ehrenpunkt, weder Beſchimpfungen zu leiden, noch anzuthun. Folglich leben ſie in großer Eintracht. Der Adel beweiſet den Fremden unbeſchreibliche Politeſſe; die weniger unterrichteten Mulatten ſind den Fehlern der Ungeſelligkeit

ſchon

schon mehr unterworfen. Sie sind hochmüthig, unruhig und zänkisch; und haben oft lebhafte Zwiste mit einander; doch sind die aus diesen Lastern entstehenden Unordnungen nicht beträchtlich.

Es fehlt der Annehmlichkeit und der Lage von Lima weiter nichts als der Regen: aber der Fleiß ersetzt diesen Mangel dergestalt, daß die Gegenden darum alle Arten von Getreyde und Früchten tragen. Man hat viele Kanäle angelegt, durch welche das Flußwasser auf die Felder geht, und sie fruchtbar macht. Diese Kanäle sind ein Werk der Inkas; und die Spanier haben sie nur sorgfältig unterhalten. Durch dieses Mittel baut man in dem Limaschen Gebiete Weitzen, Gerste, Klee für die Pferde, Zuckerrohr, Oliven und Wein. Die Ernte ist gemeiniglich im Monat August. In diesem Lande verlieren die Bäume nach ihrer Natur die Blätter; die, welche den warmen Ländern eigen sind, verlieren blos die Lebhaftigkeit ihres Grüns, und fallen nur ab, um den neuen Blättern so gleich Platz zu machen. So ist es auch mit den Blumen: sie haben auch ihre Jahrszeiten. Daher hat das Limasche Gebiete, wo man nur Winter und Sommer unterscheidet, wie in der gemäßigten Zone, eben die Vortheile in Ansehung der Blumen und Früchte.

Die Reisenden bemerken, daß vor dem Erdbeben von 1687. welches der Stadt entsetzlichen Schaden zufügte, die Ernten von Weizen und von Roggen außerordentlich reich waren; nachher aber befand sich das Erdreich so verändert, daß die Körner darinn verfaulten, ohne die geringste Art von Keim heraus zu treiben. Diese Veränderung schrieb man der Menge Schwefeldünste zu, die sich ausgebreitet hatten, wie auch den Salpeter-Theilen, welche auf der Erde geblieben waren. Die Eigenthümer, durch die Erfahrung hiervon belehrt, nutzten hernach ihren Boden auf eine andere Art: sie säeten Schnecken-Klee, und pflanzten Zuckerrohr, woraus sie einen ansehnlichen Gewinn zogen. Nach Verlauf von vier Jahren fieng man wieder an Weizen zu säen, aber nur wenig: als die Sonne ihre Stärke vollends wieder ausgebreitet hatte, so säete man wie sonst, und die Ernte war eben so reich. Die Felder werden durch Neger-Sklaven bearbeitet: die Oliven-Bäume machen einen Theil der Reichthümer von der Gegend um Lima aus: man leat davon ganze Wälder an: die hiesigen Bäume sind höher, dicker, und stämmiger als die spanischen weil sie nie beschnitten werden sondern durch einander wachsen, so daß kein Licht durchscheinen kann. Die einzige Cultur, welche man ihnen geben kann, ist, daß man die

Rin-

Rinnen, die das Wasser nach jeden Baum leitet, rein hält, und alle drey oder vier Jahr die kleinen Nebensprossen ausreißt. Durch diese einzige Sorgfalt tragen sie eine Menge schöner Oliven, daraus man das vortreflichste Oel macht, welches das spanische noch übertreffen soll.

Die Gegend der Stadt Lima ist voller Gärten, wo alle Arten Bäume und Erd-Früchte wachsen. Ihre Güte entspricht der Menge, und man versichert, daß kein Land als Lima dergleichen vortrefliche hervorbringt. Uebrigens findet man sie zu allen Jahres-Zeiten, entweder in den Thälern oder auf den Bergen; denn wenn sie an einem Orte aufhören, so reifen sie wieder aufs neue an einem andern. Man findet verschiedene Weintrauben zu Lima: die, welche dem italienischen gleichen, haben sehr starke Beeren, und sind von gutem Geschmacke: man macht aber keinen Wein davon. Die Weinstöcke am Geländer breiten sich bis auf die Erde aus und tragen reichlich, ohne einer andern Wartung zu bedürfen, als des Beschneidens.

Das Erdreich ist voller glänzenden Kieselsteine und sandia, daher der Weg für die Reisenden zu Fuße und zu Pferde beschwerlich. Da wo man säet, liegt ungefehr nur zwey Fuß gute Erde, tiefer ist lauter solcher Kiesel, man sollte fast glauben,

das Meer hätte sonst dieses Land bedeckt gehabt: man gräbt nicht vier bis fünf Fuß tief, so findet man Wasser: es giebt sogar Flüsse, die man nicht sieht, weil sie voller Steine liegen; man darf aber nur mit dem Fuß darauf treten, so quillt sogleich Wasser hervor. Diese unterirdische Feuchtigkeit trägt viel zur Fruchtbarkeit des Landes bey, vornehmlich an den Pflanzen, deren Wurzel zu tief in die Erde gehen, als daß sie beständig könnten angefeuchtet werden.

Außer den Gärten und Plantagen, welche eine angenehme Abwechselung in den Feldern machen, giebt es da Gegenden, wo die Natur allein das vortreflichste Schauspiel darstellt und die schönste Weide fürs Vieh liefert. Der Frühling ziert die Hügel mit einem angenehmen Grün, und mit einer Verschiedenheit von Blumen; es dienen diese Hügel als Spatziergänge: es sind aber auch öffentliche in der Stadt; der zu Alameda in der Vorstadt San-Lazaro besteht aus fünf Alleen Pomeranzen- und Citronen-Bäumen, ohngefehr 200 Klafter lang; der zu Acho hat schöne Alleen am Ufer des Flusses, und andere, wo man täglich eine Menge Wagen und Kaleschen sieht.

In der Nachbarschaft von Lima sieht man einige Guacas, oder alte Gräber der Indianer und einige Ueberbleibsel von

Mauern der Landstraßen. Anderthalb Meilen von der Stadt gegen Nordost findet man noch Mauern von einem großen Flecken; diese sind ohne Grundstein, Mörtel und Kütt gebaut, und haben bis jetzt die heftigsten Erderschütterungen ausgehalten, da die festesten Gebäude, welche spanische Baumeister aufgeführt, davon eingestürztsind. Die Erfahrung lehrte den Indianern, daß der Mörtel in einem Lande, wo die Erdbeben so häufig sind, nicht tauglich sey, die Gebäude zu befestigen. Die Geschichtschreiber versichern, daß die Indianer, als sie die Bauart ihrer ersten Eroberer gesehen, lachend gesagt hätten, sie grüben sich zu ihren Särgen Gräber. Und doch hat man von dieser Art zu bauen nicht abgelassen, und die alten von den Spaniern erbauten Peruanischen Städte sind nur Ruinen. Ihr Vergnügen an großen Gebäuden und Pallästen überwältigt ihre Furcht unter ihren Ruinen zerschmettert zu werden.

Zu allen diesen Annehmlichkeiten kömmt noch die Fruchtbarkeit des Bodens. Das Brod, welches man in diesem Lande noch hat, ist schmackhaft und weiß. Man macht dreyerley Arten desselben; die eine nennt man Criollo; es ist sehr moosigt und sehr leicht; das andere ist das so genannte Pain à la francoise und das dritte das Pain mollet. Die Schwarzen backen

das Brod für Rechnung der Bäcker, die sehr reich und immer volle Läden haben; ihr größter Reichthum besteht in Sklaven. Außer denen die ihnen zugehören, nehmen sie auch diejenigen an, welche ihre Herren eines Vergehens wegen strafen wollen: sie beköstigen sie, und bezahlen auch noch ihren Herren ihr Tagelohn, entweder an Brod oder Geld. Das ist die größte Strafe, die man den Sklaven auflegen kann; die Galeeren sind nichts dagegen. Man zwingt sie hier bey schlechter Kost Tag und Nacht zu arbeiten: der stärkste Sklave wird auf die Art bald schwach und matt. Die Furcht vor dieser Strafe kann sie schon allein im Zaume halten; denn diejenigen, die einmal dazu verdammt sind, erhalten auf keine Weise Gnade. Eine gleiche Züchtigung hatten die Griechen und Römer.

Das gewöhnliche Fleisch im Lande ist Hammelfleisch von vortreflichen Geschmack. Auch ist das Rindfleisch sehr gut, wird aber wenig gegessen; denn zwey bis drey Ochsen sind wöchentlich für die ganze Stadt hinlänglich. Das Flügelwerk ist sehr gut, und im Ueberfluß. Das Wildpret bestehet in Rebhünern, Turkeltauben und Enten: Am meisten wird Schweinfleisch verzehrt, welches man hier für sehr gut hält; aber so delikat als zu Carthagenes ist es nicht. Alles Fleisch und alle Fische werden

mit

mit Schweinefett zugerichtet. Dieser Gebrauch hat sich seit der Ankunft der Spanier, die damalen kein Oel fanden, hier erhalten, und ob man gleich jetzt keinen Mangel davon hat, so bedient man sich dessen doch wenig. Den ersten Oelbaum pflanzte 1560. Antonius von Ribiera, und von ihm kommen alle die Wälder, welche man von diesen Bäumen in Peru angelegt hat.

Man läßt Kalbfleisch auf den Bergen frieren, und hält dieß für ein sehr delikates Gericht: die Fremden essen es so gar gern. Die Zubereitung bestehet darinn, daß man das Kalb abschlachtet, und einige Tage in den Brühen auf den Bergen liegen läßt: ist es einmal gefroren, so erhält es sich lange, ohne zu verderben.

Die Fische, welche man zu Lima ißt, kommen aus den Häfen Corillos, Callao und Ancon. Der Fluß liefert auch deren verschiedne Arten, unter andern eine Krabbe zwey oder drey Daumen lang. An den Küsten findet man eine unglaubliche Menge Sardellen, desgleichen Muscheln, die größer als die unsrigen sind, und die einen Oel-Geschmack haben.

Der Handel trägt viel zu dem Ueberfluß in Lima bey. Die Consuls schicken Deputirte in alle Städte, welche dem Vice-König untergeordnete sind. Es ist zu

Lima

Lima ein Haupt-Comtoir, wohin man alle Waaren, die mit Kriegs- und Register-Schiffen ankommen, und alles was in den andern Provinzen fabricirt wird, bringt. Frezier versichert, um eine Idee vom Reichthum dieses Landes zu geben, daß als 1682. der Herzog de la Plata als Vice-König dahin kam, die Kaufleute zwey Straßen, durch die er mußte, mit silbern Platten pflastern ließen.

§. III.

Das Corregimient Chancay

Begreift in sich den Marktflecken Baranka, die Städte Gaura und Chancay. Es sind nur 60 bis 70 Häuser zu Baranka. Die Stadt Gaura bestehet nur in einer Straße, die aber eine halbe Viertel-Meile lang ist, und ohngefehr 200 Häuser hat. Einige davon sind von gebrannten, andere von rohen Ziegelsteinen. Es sind auch einige Indianische Hütten in der Straße; desgleichen eine Pfarrkirche und ein Franciscaner-Kloster. Das mittägliche Ende der Straße ist mit einem großen Thurm und einer Thüre versperrt, darüber ein kleines Dachstübchen ist. Man geht von da nach der steinernen Brücke über den Fluß Gaura, welcher der Stadt so nahe ist, daß er die Fundamenter der Häuser berührt, doch ohne sie zu beschädigen, weil

sie

sie auf dem Felsen stehn. Jenseit des Flusses ist eine Art Vorstadt, welche sich eine Viertelmeile weit längst dem Wege erstreckt, und sieben Meilen von Chancay liegt. Es sind ohngefehr 300 Häuser in dieser Stadt. Unter ihren Einwohnern befinden sich sehr vornehme Spanier: es ist auch die Wohnung des Corregidors, welcher Gaura durch einen Bevollmächtigten regiert. Man zählt sechs Meilen von Chancay nach Lima.

§ IV.

Das Corregimient Santa

Hat seinen Namen von einem sehr schnellen Fluße, über welchen man muß, wenn man von Truxillo kömmt. Es hat verschiedene Flecken, worunter Mosche, welcher aus funfzig Häusern und ohngefehr siebenzig Familien besteht; Bira, Tambo de Chao, welche zwischen Truxillo und Santa liegen, Guaqua, Manchan, Casma la Baxa, Guarmey, Callejones, Guammanayo, Pativilca. Der Fluß Santa, über welchen man bey Tambo da Chao kömmt, breitet sich über sein Ufer noch ohngefehr eine halbe Viertelmeile aus, und bildet fünf Hauptärme; durch diese läuft er zu allen Jahrszeiten, und ist immer sehr tief. Um herüber zu kommen braucht man Pferde, welche dazu bestimmte Leute immer am Ufer bereit halten. Die-

se

se Pferde sind abgerichtet dem sehr schnellen Strohm zu widerstehen. Die Stadt Santa, oder Santa Maria de la Paille; denn das ist ihr eigentlicher Name, wurde zuerst an dem Ufer erbaut, von welchem sie jetzt eine halbe Meile entlegen ist. Sie war damalen sehr bevölkert: man sah verschiedene Klöster, und der Corregidor wohnte daselbst; nachdem sie aber 1685. durch Eduard David, einen englischen See-Räuber verwüstet wurde, und ihre Einwohner dahin zogen wo sie jetzt sind, hat sie nie ihren vormaligen Glanz wieder bekommen; es wohnen kaum noch funfzig Indianische Familien oder Mulatten daselbst. Guaqua und Manchan sind zwey kleine Dörfer. Casma la Baxa, eine halbe Meile von letzterm, ist ein sehr kleiner Flecken. Guarmey liegt funzehen Meilen von Manchan. Es ist ein Flecken von ohngefehr sechszig Familien, und hat nichts besonders, als daß der Corregidor, der sonst zu Santa wohnte, hier sich aufhält. Zwischen Guarmey und Callajones, welche ohngefehr sieben Meilen von einander liegen, sind die Wege fast ganz unbrauchbar. Ferner findet man Guamanayo, das unter dem Flecken Pativilca stehet, welcher vier Meilen von Callajones liegt, und die äußerste Grenze von Santa ist. Pativilca hat nur funfzig bis sechszig Häuser, und eine verhältnißmäßige Anzahl Einwohner

wohner von verschiedenen Geschlechtern. Es ist wegen der Ruinen eines Indianischen Gebäudes merkwürdig, welches anderthalb Viertelmeilen von Guamanaya zu sehen ist. Es sind Mauern von Ziegelstein, die so groß sind, daß man sie für den Pallast eines alten Kaziken hält.

§. V.

Das Corregimient Canta

Liegt fünf Meilen gegen Nord-Ost von Lima; ist von einem Umfange von dreyßig Meilen. Den größesten Theil davon nehmen die ersten Zweige des Gebirges ein, welches man **Cordilleras des Andes** nennt. Das Klima ist nach der Beschaffenheit des Landes abwechselnd. In den Thälern ist es warm, auf den Anhöhen gemäßigt, und auf den Bergen kalt. Man findet in diesem Corregimient die leeren Felder von Bambous. Es werden hier viel Hammel gehalten, und von den Früchten hält man die Erdäpfel für die besten von Peru. Diese Felder gehören dem vornehmsten Adel zu Lima.

§. VI.

Das Corregimient Cagnete

Hat seinen Namen von seiner Hauptstadt. Seine Gerichtsbarkeit nimmt seinen Anfang drey Meilen von Lima, auf

der

der Südseite der Stadt, und gehet 15 Meilen nach der Küste hin. Das Klima gleicht dem Limaschen. Die Felder werden durch einen Fluß und verschiedne Bäche fruchtbar gemacht. Sie bringen viel Weizen und Maiz hervor, auch giebt es hier viel Zuckerrohr. Um den Flecken Chilca wird eine Menge Salpeter gegraben. Feld- und Hülsenfrüchte, imgleichen Obst, wächst daselbst in Ueberfluß. An zahmen Indianischen Vögeln ist kein Mangel.

§. VII.

Das Corregimient Ica, Pisco und Nasca.

Dieses Corregimient hat seinen Namen von diesen drey kleinen Städten. Der vordere Theil erstreckt sich längst der Küste nach Süden. Seine Gerichtsbarkeit beträgt mehr denn sechszig Meilen in der Länge: dieser Distrikt ist so sandig, daß die Felder an den Orten, wo die Flüsse und Kanäle nicht hinkommen können, unbearbeitet sind. Es giebt aber doch hin und her feuchte Gegenden, wo Weinstöcke gepflanzt werden, die Trauben geben, woraus ein nicht unangenehmer Wein gemacht wird. Man findet in einigen Gegenden Olivenbäume, die vortreffliches Oel geben. Die Felder, welche durch Kanäle bewässert werden, tragen viel Weizen

und

und Früchte von allen Arten. In der Gerichtsbarkeit von Ica giebt es Algorrobalen-Wälder, welche eine große Anzahl Esel nähren. Die Einwohner am Ufer des Meers beschäftigen sich mit dem Fischfang; sie salzen die Fische ein, und schicken solche nach den Gebirgen, wo sie deren Verkaufs gewiß sind.

§. VIII.

Das Corregimient Guarachiri

Enthält den ersten Arm und einen Theil von dem zweiten Arme des Gebirges Andes, und erstreckt sich durch einen und den andern auf mehr als vierzig Meilen. Es fängt sechs Meilen gegen Morgen von Lima an. Es ist darinnen nichts fruchtbar und bewohnt als die Thäler und niedrige Gegenden, die einen Ueberfluß an Getreyde und Früchten haben. In den Bergen finden sich Silberadern.

§. IX.

Das Corregimient Guanuco.

Das Klima dieser Provinz ist gemäßigt, das Erdreich trägt Getreide und Früchte. Der vornehmste Ort darinn heißt Guanuco, und liegt vierzig Meilen gegen Nordost von Lima. Die ersten Eroberer wohnten daselbst; jetzt aber hat er sehr von

seinem Glanz verlohren, obgleich alle ihre Häuser noch stehen.

§. X.

Das Corregimient Yanyos

Fängt sich zwanzig Meilen weit von Lima an der südöstlichen Seite an, und begreift einen Theil von dem ersten und andern Arme des Gebirges Andes. Die größeste Breite ist funfzehn Meilen: das Klima ist ungleich. Das Land bringt viel Maiz, Weizen, Gerste, Getreyde und andere gewöhnliche Früchte hervor. Die Felder sind beständig grün und ernähren unglaublich viel großes und kleines Vieh, wovon der meiste Theil zu Lima verkauft wird.

§. XI.

Das Corregimient Caxatambo

Liegt fünf und dreyßig Meilen nordwärts gegen Lima. Sein größter Umfang ist ohngefehr zehn Meilen, davon ein Theil auf den Bergen liegt. Das Erdreich ist fruchtbar an Getreyde; auch giebt es daselbst Silber-Bergwerke, die aber wenig ausbeuten.

§. XII.

Das Corregimient Tarma

Ist eines der größesten des Bißthums Lima. Seine Gerichtsbarkeit fängt vier-

zig

zig Meilen von Lima gegen Nord-Ost an, und endigt sich gegen Morgen an den Wohnungen der Wilden, Marancochar genannt, von welchen die benachbarten Spanier öfters in ihren Colonien beunruhiget werden. Es ist fruchtbar an Getreyde und hat gute Viehzucht. Reiche Silber-Bergwerke sind auch da, und die Gegend wird ihres Reichthums auch gewahr. Die Fabriken beschäftigen einen großen Theil Indianer und liefern verschiedene Arten Stoffe.

§. XIII.

Das Corregimient Jaura

Nimmt vierzig Meilen von Lima gegen Osten seinen Anfang, und ist auch so viel Meilen breit. Es begreift die Thäler und Ebenen, welche zwischen dem Gebirge Andes liegen. Mitten hindurch geht der Fluß, der seinen Ursprung aus dem See Chicay-Cocha nimmt, und einer von den Armen des Amazonenflusses bildet. Dieser Fluß theilet das ganze Corregimient in zwey Theile: Es befinden sich viel volkreiche Flecke darinnen, die von Spaniern, Mestizen und Indianern bewohnt sind. Sein Boden ist fruchtbar und bringet viel Getreyde und Früchte hervor. Die Handlung ist ansehnlich. Es gränzt, wie das vorige, an die Wohnungen der wilden In-

dianer, unter welchen die Franciskaner das Mißions-Geschäfte angefangen haben. Einige Silber-Bergwerke sind auch in dieser Provinz anzutreffen.

§. XIV.

Das Corregimient Conchucos

Nimmt vierzig Meilen von Lima gegen Nord-Osten seinen Anfang, und gehet mitten durch das Gebirge, daher auch die Witterung verschieden ist. Es hat einen Ueberfluß an Getreyde und Früchten, auch gute Viehzucht. Die Tücher, welche man daselbst macht, verkaufen sich ziemlich gut.

§. XV.

Das Corregimient Guaylas

Gehet ebenfalls mitten durchs Gebirge, und fängt funfzig Meilen von Lima an. Seine Gerichtsbarkeit ist groß, und die natürliche Beschaffenheit ist mit der vorhergehenden einerley.

§. XVI.

Das Corregimient Guamalies

Ist unter den Corregimientern des Erzbisthum Lima das letzte. Es liegt in der Mitte der Cordilleras. Das Klima ist sehr verschieden. Seine Gerichtsbarkeit

fängt

fängt achtzig Meilen von Lima gegen Nord-Ost an. Es ist hier mehr kalt als warm; daher der Erdboden nicht sehr fruchtbar ist: es kann zwanzig Meilen im Umfange haben. Die darinn liegende Flecken sind von Färbern, Wollkämmern und Tuchfabrikanten bewohnt.

In diesen sechszehn Corregimientern liegen viele Flecken, Dörfer und Weiler, welche von Spaniern, Mestizen und Indianern bewohnt werden. Es ist ein Corregidor für alle diese Provinzen, und jede davon hat einen Pfarrherrn, der entweder weltlich oder geistlich ist, zufolge des Rechts, welches jeder Orden in der Eroberungszeit erhalten zu haben vorgiebt.

Das Bisthum Truxillo

Ist der erste Kirchsprengel vom Erzbisthum Lima. Es erstreckt sich gegen Norden, wo die Herrschaft des Vice-Königs von Peru aufhört. Man zählt in diesem Kirchsprengel sieben Corregimienter, als: Sagna, Piura, Caxamalca, Chachapoyas, Liulla und Chillaos, Patos oder Caxamarquilla.

§. I.

Das Corregimient Truxillo

Ist nur zehen Meilen lang. Seine Hauptstadt liegt im achten Grad sechs Mi-

muten drey Sekunden südlicher Breite im Thale Chimo. Ihre Lage ist angenehm und man kann sie unter die Städte von drittem Range setzen. Sie liegt etwa eine halbe Meile von dem Meere. Der Hafen Huanchaco, welcher zwey Meilen entfernt ist, dienet zur Aufnahme ihres Handels. Sie ist mit einer Mauer von Ziegelsteinen umgeben. Die vornehmsten Häuser sind von gebrannten Ziegelsteinen gebaut, die andern aber von rohen Steinen, und alle fallen sehr gut in die Augen; denn sie sind mit großen Thüren und Erkern geziert, wegen der häufigen Erdbeben aber sehr niedrig. Der erzbischöfliche Pallast, die öffentlichen Gebäude, die Spitäler, die Klöster ꝛc. vermehren die Schönheit der Stadt. Die Einwohner sind eine Mischung von allen Arten Geschlechtern. Unter den Spaniern giebt es vornehme Familien. Sie sind alle ziemlich höflich. Der Anzug und die Gebräuche sind so wie zu Lima. Ein Bürger, der nur ein wenig bemittelt ist, hält sich eine Kalesche, weil der sandige Boden das Gehen sehr beschwerlich macht. Das Thal ist überaus fruchtbar an Getreyde, Früchten, Weintrauben und Zuckerrohr. Die Stadt ist mit angenehmen Alleen umgeben. Der Himmel ist immer heiter und schön.

§. II.

§. II.

Das Correginient Sagna

Liegt gegen Norden von Truxillo, und erstreckt sich ohngefehr dreyßig Meilen. Es sind darinnen verschiedene Flecken, worunter Chocope, welches 70 Familien hat, wovon die meisten Spanier, und die übrigen Indianer sind. Man bemerkt als eine Besonderheit in diesen Himmelsgegenden an, daß es 1726. daselbst vierzig Tage hinter einander geregnet hat. Des Abends um vier Uhr fing es an zu regnen und des Morgens um die nehmliche Zeit hörte es wieder auf. Alle Häuser, die nicht von gebrannten Ziegeln waren, wurden verwüstet. Während dieser Sündfluth hörten die Süd-Winde nicht auf, und bließen mit solcher Heftigkeit, daß der schon in Leem verwandelte Sand auch bewegt wurde. Zwey Jahr nachher regnete es eilf Tage nach einander, aber nicht so stark. Seit der Zeit hat man kein dergleichen Phänomenon wieder gesehen; man erinnert sich nicht auch vorhero ein solches gehabt zu haben.

Dreyzehen oder vierzehen Meilen von Chocope findet man den Flecken San-Pedro, dessen Erdreich der Fluß Chiloma fruchtbar macht. Er hat einen Ueberfluß an Zuckerrohr, Weintrauben und allen

Arten Früchten. Ferner findet man den Flecken Lambayeque, welcher zwanzig Meilen von San-Pedro liegt. Ehe man dahin kömmt, muß man über den Fluß Xaquetiveque. Es sind noch verschiedene andere Flecken in dieser Gegend, als Saana, von welchem das Corregimient den Namen hat; es ward 1681. von den englischen Seeräubern geplündert: alle Einwohner zogen darauf nach Lambayeque, welche die Residenz des Corregidors geworden ist. Dieser Ort hat beynahe 1500 Häuser und 3000 Familien. Nicht weit davon fließt ein Fluß, durch welchen man waten kann: zuweilen tritt er aber aus, und dann geht man über eine Brücke von Holz. Die Gegenden von Lambayeque sind fruchtbar, wenn sie durch die Flüsse und Canäle bewässert werden.

§. III.

Das Corregimient Piura.

Es ist in diesem Corregimient ein ziemlich großes Stück Land, welches man die Wüste nennt, weil nichts als Sand und keine Einwohner darinnen sind. Dieses Land ist sich überall so ähnlich, daß die Reisenden oft den Weg verfehlen: der Sand wird dergestalt vom Winde bewegt, daß die Spuren des Wegs unkennbar werden. Doch hilft man sich bey solchen

Gelegenheiten so, daß man beobachtet, ob man den Wind vor sich hat, wenn man nach Lima geht, und hinter sich, wenn man daher kömmt. Auf diese Art ist man sicher, sich nicht zu verirren, weil die Süd-Winde in dieser Gegend ohnaufhörlich wehen. Die Wegweiser bedienen sich noch eines andern Mittels; sie nehmen an verschiedenen Orten Hände voll Sand, und riechen ob Maulesel-Mist da gelegen hat. Die Reisende, welche keinen Wegweiser nehmen, und sich aufhalten, um zu schlafen, laufen Gefahr, beym Erwachen nicht zu wissen, welchen Weg sie nehmen sollen; oft kommen sie vor Ermüdung und Elend um.

Der erste Flecken dieses Corregimients heißt Sechura. Er wurde Anfangs, nahe am Meere gebaut, nachdem er aber überschwemmt wurde, hat man ihn eine Meile weiter vom Ufer gebaut. Er kann zwey hundert Häuser enthalten; auch ist eine schöne Kirche von Ziegelsteinen daselbst. Seine Einwohner sind Indianer und fast alle Fuhrleute oder Fischer. Es ist ein Fluß in der Gegend, welcher aber im Sommer austrocknet. Alsdann gräbt man Brunnen, die ein salziges und kothiges Wasser geben.

Zehn Meilen davon findet man die Stadt Piura. Sie ist ziemlich groß, und

wurde 1531. durch Franz Pizarro erbaut. Es war die erste Colonie der Spanier in Peru. Ihr erster Name war St. Michael de Piura. Sie war im Thal Tangasala: die Luft war aber da so ungesund, daß man sie anderwärts verlegen mußte. Jetzt ist sie auf einem sandigen und erhabenen Erdreiche. Ihre Breite ist im fünften Grade eilf Minuten eine Sekunde, und man bemerkt, daß die Magnetnadel hier acht Grade dreyzehn Minuten Nord-Ost abweicht. Ihre Häuser sind von Ziegelsteinen, und alle sehr niedrig. Außer der Gerichtsbarkeit des Corregidors ist daselbst ein Finanz-Collegium mit einem Contador und einem Schatzmeister. Die Anzahl der Einwohner beläuft sich auf 15000 Spanier, Mestizen, Indianer und Mulatten. Die Luft ist ziemlich gesund, aber warm und trocken, weil es niemals daselbst regnet. Das Land wird von dem Flusse der im Sommer so austrocknet, daß keine Spur davon zu sehen ist, gewässert, und dadurch sehr fruchtbar. In der Stadt ist ein Hospital zur Heilung der venerischen Krankheiten, welches durch Mönche bedient ist. Das Klima zu Piura ist diesen Krankheiten so zuträglich, daß man aus der ganzen Provinz Peru dahin kömmt, und man versichert, daß die Kranken geschwinder und mit weniger Arzeney völlig geheilt werden als in jedem andern Lande.

Die

Die gewöhnlichen Landes-Producte wovon die Einwohner sich ernähren, sind Algarrobalen, Maiz, Baumwolle, Getreyde, Früchte und Wurzeln. Ihre größten Reichthümer bestehen in Viehzucht. Man macht hier viel Saffian, und der Mauleſel-Handel bringt dem Lande einen ansehnlichen Gewinn.

Nordwärts von Piura findet man den Flecken Amotapa, zehn Meilen weiter, Parignas, 14 Meilen weiter, Mancora. Diese drey Flecken gehören noch zur Pfarre von Tumbez, die unterm Corregimient Piura steht.

Tumbez war vor der Eroberung ein sehr blühender Meerhaven, jetzt ist es nur ein Flecken von 150 Familien, Mestizen, Indianern, Mulatten u. einigen Spaniern. Er liegt am Ufer eines Flusses, dessen Strom aufwärts schifbar ist. Der Boden ist sandig und sehr ungleich: die Luft warm und trocken. Es vergehen ganze Jahre, ehe es regnet. Von Tumbez bis Lima wird das ganze Land, welches vom Gebürge Andes bis zum Meere sich erstreckt, Thal genannt. Man rechnet von Tumbez bis Lima 261 Meilen.

§ IV.

Das Corregimient Caxamalca

Liegt auf der östlichen Seite von Truxillo, und seine Gerichtsbarkeit nimmt den

ganzen

ganzen Raum ein, der zwischen Truxillo und den Gebürgen Andes ist. Das Land ist fruchtbar an Getreyde, Obst und Hülsenfrüchten. Man zieht darinn viel großes und kleines Vieh: auch giebt es eine große Anzahl Stutterenen. Fast alle Indianer, die hier wohnen, sind Weber: sie machen baumwollene Zeuge, die zu Seegeln, Pavillons und Bettdecken gebraucht werden. Dieser Handel ist sehr ansehnlich. Einige Silber-Bergwerke findet man auch hier; sie sind von keiner großen Erheblichkeit.

§. V.

Das Corregimient Chachapoyas

Liegt gegen Morgen des Gebürge Andes. Seine Größe ist sehr beträchtlich, aber mehrentheils unbewohnt. Die Indianer arbeiten hier baumwollene Zeuge, die man zu Tapeten und andern Möbeln braucht. Die verschiedenen Farben, die sie darein weben, machen diese Tapeten sehr angenehm.

§. VI.

Das Corregimient Liulla

An der äußersten südlichen Seite des letzten Corregimient findet man Liulla und Chillaos, deren Boden niedrig lieget, und folglich warm und feuchte ist. Es hat sehr

viele

viele Wälder, und gränzt am Flusse Moyabamba, welcher an den mittäglichen Provinzen von Peru entspringt, und den Amazonenfluß bildet. Das vornehmste Gewächs darinn ist Tobak und Mandeln.

§. VII.

Das Corregimient Patas oder Caxamarquilla.

Das Klima und die Früchte dieses letzten Corregimient vom Bisthume Truxillo sind sehr verschieden. Man findet hier viel Gold, und der vornehmste Handel der Einwohner bestehet darinn, daß sie dieses Metall für gangbare Münze vertauschen.

Das Bisthum Guamanga.

Dieses Bisthum enthält neun Corregimienter, als: Guamanga, Guanta, Vilcas-Guaman, Andaguaylas, Guanca-Belica, Angaraes, Castro Virrena, Parina-Cocha, Lucanas.

§. I.

Das Corregimient Guamanga

Erstreckte sich ehedessen von Jauxa bis an die Brücke von Vilcas. Jetzo ist es durch die übrigen herumliegenden Provinzen eingeschrenkt, und enthält den Flecken Anco. Sein Klima ist gemäßigt, und sein

Land

Land fruchtbar an Getreyde und Früchten. Es treibt viele Handlung mit Vieh, Leder, und eingemachten Sachen und Zuckerwerk, welches hier sehr gut gemacht wird. Die Stadt Guamanga wurde 1539. von Franz Pizarro auf den Ruinen eines Indianischen Dorfs erbauet. Man hieß sie Anfangs San-Jouan de la Victoria, zum Andenken des Incas Mango, welcher sich in die Gebürge einschloß. Die Absicht bey Eroberung dieser Stadt bestund darinn, die Handlung zwischen Lima und Cuzco den Spaniern zu erleichtern: da aber die erste Lage wegen der Nähe der Andes-Gebürge für die Lebensmittel sehr unbequem schien, so hat man den Ort dahin verlegt, wo er heutiges Tages steht. Er liegt auf dem Abhange einiger Hügel, die sich gegen Mittag erstrecken, und gegen Morgen eine Ebene einschließen, durch deren Mitte ein schöner Fluß geht. Man zählt hier zwanzig adliche Familien, die mitten in der Stadt wohnen. Ihre Häuser sind hoch, steinern, gut gebauet, und alle mit Ziegeln gedeckt; woran Lust- und Baum-Gärten sind. Die Vorstädte bewohnen Indianer, die nur niedrige, aber doch steinerne Häuser haben. Die Hauptkirche ist schön geziert. Ihr Kapitel bestehet aus einem Dechant, Erzdiakonus, Cantor und zwey Domherren. Die Domherrenstellen erhält man durch die Wahl.

Außer

Außer dem sind noch einige Unterbedienstellen dabey. Das Seminarium des Bischofs heißt San-Christoval. Die Kirche dieses Seminariums ist die Pfarrkirche der Spanier, und der Indianer ihre heißt St. Anna, deren Filiale sind die Kapellen zu Cormenca, Belen, San Sebastian, und St. Johann Baptista. Die Dominikaner-Kirche ist noch eine Pfarrkirche der Indianer. Der Geistliche daran ist von diesem Orden. Die Stadt hat auch eine königliche Universität: die Professoren der Philosophie, der Gottesgelahrheit und der Rechte haben ansehnliche Einkünfte. Die Stadt-Obrigkeit bestehet aus dem vornehmsten Adel. Der Corregidor hat den Vorsitz darinn. Außer den Dominikanern giebt es noch Franciskaner, barmherzige Väter, Augustiner, ein Hospital, eine Schule, ein Hospitium, ein Frauenkloster von St. Claira, Carmeliterinnen und eine geistliche Schwesterschaft.

§. II.

Das Corregimient Guanta

Liegt an der westnordwestlichen Seite von Guamanga, und nimmt vier Meilen von dieser Stadt seinen Anfang. Die Länge beträgt dreyßig Meilen. Die Luft ist ziemlich gut, und das Land hat Früch-

te

te und Getreyde im Ueberfluß. Die darinn befindlichen Silber-Bergwerke sind in Verfall gerathen. Auf einer Insul, welche der Fluß Jauxa, der auch Tryacaxa heisset, bildet, wächßt sehr viel Coca, welche Pflanze nebst dem Bleye, so aus den Bergwerken gegraben wird, und den Lebensmitteln, welche die Provinz hervor bringt, den größesten Handel dieses Corregimients ausmachet.

§. III.

Das Corregimient Vilcas-Guaman

Fängt auf der südöstlichen Seite von Guamanga, sieben Meilen von dieser Stadt, an, und hat mehr als dreyßig Meilen in der Länge. Die Witterung ist gemäßigt; Getreyde, Früchte, Wiesewachs und Vieh hat man überflüßig. Der größeste Theil der Einwohner sind Indianer. Die Einwohner verfertigen Fries und andere wollene Sachen, welche nach Cusco, Potosi und andere Oerter verführt werden. Es ist noch eine alte indianische Festung in diesem Corregimient, davon die Beschreibung in einem andern Capitel erfolgen soll. Der Flecken Vilcas Guaman hatte auch eine Festung, die aber zerstört worden. Aus deren Ueberbleibsel hat man eine Kirche gebaut.

§. IV.

§ IV.

Das Corregimient Andaguaylas

Liegt auf der südöstlichen Seite von Guamanga. Seine Gerichtsbarkeit erstreckt sich auf zwanzig Meilen nach Osten zu, zwischen beyden Armen der Cordillera. Durch einige kleine Flüsse wird es sehr fruchtbar gemacht. Das Land bringt Zuckerrohr, Maiz und Weizen hervor, und ist eins der bevölkertesten von Peru. Die adelichen Familien von Guamanga haben hier sehr einträgliche Güter.

§. V.

Das Corregimient Guanca-Belica

Fängt dreyßig Meilen gegen Norden von Guamanga an. Der Boden ist trocken und unfruchtbar: es wird aber viel Queckſilber darinn gegraben. Die Stadt Guanca-Belica ist von nicht vieler Bedeutung, ob sie gleich einen besondern Statthalter hat. Es ist ein Brunnen in der Stadt, dessen Wasser alles was man hinein wirft, versteinert: man kann sich der darinn versteinerten Sachen so gar zum Bauen bedienen.

§. VI.

Das Corregimient Angaraes

Gehört unter die Statthalterschaft Guanca-Belica, ob es gleich eine besondere

Gerichtsbarkeit hat. Es fängt sich zwanzig Meilen von der Stadt Guamanga auf der westnordwestlichen Seite an. Die Luft ist hier gesund; das Land trägt viel Getreyde und Früchte, hat auch sehr gute Weide, wo eine Menge Viehe gemästet wird.

§. VII.

Das Corregimient Castro-Virrena.

Es liegt von Guamanga gegen Abend und kann dreyßig Meilen im Umfange haben. Das Land ist voller Brüche. Man hat hier viel von einer Art Vieh, welches nach der Peruanischen Mundart Vicounuas genennt wird, und deren Wolle einen großen Theil des Handels dieser Gegend ausmacht.

§. VIII.

Das Corregimient Parina-Cocha

Liegt zwanzig Meilen von Guamanga, gegen Süden zu. Sein Umfang kann auch von zwanzig Meilen seyn. Die Einwohner haben etwas Viehzucht, auch bringt das Land Getreyde und Früchte im Ueberfluß hervor. Der größte Reichthum besteht in Gold- und Silberbergwerken, welche in neuern Zeiten solche reiche Ausbeute geben, als sie vorher nie gegeben haben.

§. IX.

Das Corregimient Lucanas.

Fünf und zwanzig bis dreyßig Meilen von Guamanga, zwischen Westen und Süden findet man das Corregimient Lucanas. Das Klima ist gemäßigt; das Erdreich fruchtbar an Getreyde, Früchten und Wiesewachs. Es ist auch hier gute Viehzucht. Man findet in dieser Provinz so ergiebige Silberbergwerke, daß man sie für den größten Reichthum von Peru hält. Weshalb denn auch hier ein großer Handel getrieben wird.

Das Bißthum Cusco.

Dieses dritte Bißthum der Audienz Lima hat vierzehn Corregimienter, als: 1) Cusco; 2) Quispicanchi; 3) Abancay; 4) Paucartambo; 5) Calcaylares; 6) Chilques und Musques; 7) Cotabamba; 8) Canas und Cauches oder Tinta; 9) Aymaraes; 10) Chumbivilcas; 11) Lampa; 12) Caravaya; 13) Assangero und Asilo; 14) Apolobamba.

§. I.

Das Corregimient Cusco.

Das Klima dieses Corregimients ist ziemlich mäßig, ausgenommen auf den Bergen, wo sie mehr kalt als warm ist. In

den erhöheten Gegenden erzieht man Vieh, und in den Thälern hat man sehr viel Früchte und Getreyde. Es sind darinnen verschiedene Städte, Flecken und Dörfer. Die Hauptstadt Cusco liegt im dreyzehnten Grad nördlicher Breite, und im sieben und siebzigsten der Länge der Mittagslinie von Toledo. Sie ist 120 spanische Meilen von Lima entlegen. Zu Zeiten der Incas war sie eine der größten, bevölkersten und schönsten von Peru, wovon sie auch die Hauptstadt war. Mango-Capac, erster Kaiser von Peru, erbauete und bevölkerte sie mit wilden Indianern, die ihm unterwürfig geworden waren. Er theilte die Stadt in zwey Theile, und nennte den einen Theil Hanam-Cosco und Hurin-Cosco, das ist Ober- und Unter-Cosco. Der eine Theil war von Indianern bewohnt, die sich dem Mango-Capac freywillig unterworfen hatten, der andere Theil aber von solchen, die seine Gemahlin Mama Oello mit gleichem Glücke und gleicher Geschicklichkeit an sich gezogen hatte. Zu Anfange der Erbauung der Stadt waren die Häuser bloße Hütten, die nur durch die innere Einrichtung sich von denen im Lande gewöhnlichen unterschieden: als aber das Reich sich erweiterte, wurde die Hauptstadt auch größer und schöner. Alle Historienschreiber versichern, daß die Spanier, bey Ankunft des Franz Pizarro, sich

wunderten, eine solche beträchtliche Stadt zu finden.

Mitten in der Stadt hatten die Incas einen Platz angelegt, auf welchen vier große Straßen stießen, welche die vier Theile des Reichs Peru vorstellen sollten. Da der Zulauf der Indianer, welche sich da niederließen, täglich größer wurde, so wieß man Quartiere für jede Provinz an. Die, welche einmal an einem Orte wohnten, hatten nicht mehr die Freyheit, ihre Wohnung zu verändern: jeder konnte hier den Gebräuchen seines Vaterlandes folgen, nur mußten alle die Sonne verehren, welche die Incas für ihren Vater hielten. Man hatte ihr einen Tempel erbauet, der Caracancha hieß: den Ober-Priester nennte man Villouna. Die Mauern des Tempels waren mit Gold und Silber ausgelegt, und mit verschiedenen Figuren gezieret. Man sah darinn als Trophäen, alle Götzenbilder der Völker, welche die Incas überwunden hatten. Es waren an verschiedenen Orten der Stadt unterirrdische Gebäude, die Wahrsager und Zauberer bewohnten. Die Spanier fanden hier nach der Eroberung eine große Menge Gold und Silber.

Gegen Norden der Stadt sieht man noch die Ueberbleibsel einer berühmten Festung, welche die Incas zu ihrer Sicher-

heit bauen lassen. Es ist zu vermuthen, daß die Beherrscher von Peru ihre Residenz mit einer großen geböschten Mauer eingeschlossen hatten, um allen Zugang zu versperren, und zu gleicher Zeit eine ungehinderte Gemeinschaft mit der Stadt durch unterirdische Gänge, welche zu drey verschiedene Forts in der Stadt führten, zu unterhalten: ihre Besatzung war sehr stark. Der Wall, welcher die Festung umgab, war von einer außerordentlichen Höhe, steinern, gut und wunderbar stark gebauet. Man kann nicht begreifen, wie die großen Steine ohne Hülfe einiger Maschinen aus den Brüchen an die Orte, wo man sie gebraucht hat, haben hingebracht werden können. Die leeren Räume, welche die Ungleichheit dieser ungeheuren Steine verursacht, sind mit andern ausgefüllt, und zwar mit so vieler Kunst und Geschicklichkeit, daß man ihre Zusammenfügung nicht leicht bemerkt. Es sind welche darunter, die von einer solchen Größe sind, daß man sich kaum Maschinen sie zu bewegen, vorstellen kann. Viele Reisende vermuthen auch dahero, daß es verschiedene Stücke seyn müssen, an denen man nur die künstliche Zusammensetzung nicht gewahr wird. Die innern Festungswerke sind fast ganz zerstört; die äußeren aber sind noch meistens da, und scheinen eine ewige Dauer zu haben.

Die

Die Straßen der alten Stadt Cusco waren lang und schmal, die Häuser alle steinern, und man zählte in derselben eine große Anzahl königlicher, vornehmlich mit Gold und Silber ausgezierter Gebäude. Es wird versichert, daß man alle Reichthümer des ganzen Reichs nach Cusco gebracht, und nachdem sie da waren, man bey Lebensstrafe nichts wieder heraus zu schaffen verboten habe. Die Stadt war in verschiedene Theile getheilt, und mitten durch gieng ein Fluß. Von der Festung der Incas kam ein Bach, welcher die Stadt von Norden gegen Süden theilte. Der Fleck, welcher durch das Wasser von der Stadt abgesondert war, enthielt drey oder vier Straßen, wo alle Prinzen vom königlichen Geblüte wohnten, und ihre Wohnungen waren nach den Stufen der Verwandschaft geordnet. Es befanden sich verschiedene beträchtliche Plätze in dieser Hauptstadt. Correal, welcher vom Geblüte der Incas war, giebt die Beschreibung dieser Plätze, und sagt, daß der größte wenigstens vier hundert Schritt von Norden gegen Süden lang, und funfzig von Osten gegen Westen breit gewesen sey.

Heutiges Tages ist diese Stadt so groß, als Lima. Sie liegt auf einem sehr ungleichen Boden, auf den Abhängen verschiedener Berge, in deren Nachbarschaft ein

sehr bequemer Bauplatz ist. Die Berge, welche sie von Norden gegen Westen umgeben, machen eine Art von Bogen. An der südöstlichen Seite hat sie eine Ebene, voller anmuthiger Spaziergänge. Die meisten Häuser sind steinern und mit sehr rothen Ziegeln gedeckt, welches nicht übel aussieht. Die Zimmer sind gut angelegt: alle Tischlerarbeit ist bis auf die Zierrathen an den Thüren vergoldet. Die Möbeln kommen mit dieser Pracht überein.

Die Hauptkirche gleichet in Ansehung ihres Umfanges und ihrer Einrichtung der Hauptkirche zu Lima. Ihre Baukunst ist nur schöner. Es sind neun Pfarrkirchen zu Cusco, davon die vornehmste drey Geistliche, zwey für die Spanier und einen für die Indianer hat.

Die vornehmsten Mauern vom Dominikaner-Kloster sind noch eben diejenigen, welche zu dem ehemaligen Sonnentempel gehörten, und die Monstranz stehet am nehmlichen Orte, wo das Sonnenbild von Gold gestanden hatte. Die Franziskaner, Augustiner und barmherzigen Väter haben jeder ein ansehnlich Kloster zu Cusco. Die Jesuiten hatten drey Schulen. Es sind zwey Hospitäler daselbst, eines für die Spanier, und das andere für die Indianer. Der Jungfrauen-Klöster sind drey an der Zahl.

Die

Die Stadtobrigkeit bestehet aus einem Corregidor und aus Regidoren, die aus dem vornehmsten Adel sind. Das Kapitel aus fünf Dignitarii und vier Canonici. Es sind drey Collegia zu Cusco, das eine ist ein Seminarium unter der Aufsicht des Bischofs, wo man das Latein, die Philosophie und die Gottesgelahrheit lehret: Im zweyten lehren die Jesuiten die schönen Wissenschaften, und das dritte ist zum Unterrichte der jungen Indianer bestimmt. Die zwey ersten haben den Titul einer Universität, und promoviren Doctores.

Es giebt hier drey Gerichtshöfe; der eine für die königlichen Einkünfte, der andere ist die Inquisition, und der dritte heißt die Cruzada.

Man zählt in dieser Stadt drey bis 4000 Spanier, und 12000 Indianer. Die Luft ist rein, ob gleich ein wenig kalt wegen der in der Nähe liegenden Andes-Gebürge. Im Thal Yucai, vier Meilen davon, sieht man die Ruinen einiger Landhäuser der alten Incas. Der größte Theil dieses schönen Thals gehört dem Bischof von Cusco; das übrige dem Adel der Stadt. Man bringt die Kranken dahin, und ihre Genesung ist niemalen von langem Anstande.

Noch andere Thäler machen die Gegend dieser Stadt sehr anmuthig. Es sind auch Goldbergwerke daselbst.

§. II.

Das Corregimient Quispicanchi

Fängt fast gegen Süden vorm Thore von Cusco an, und erstreckt sich zwanzig Meilen von Osten gegen Westen. Es gehört beynahe gänzlich den adelichen Familien von Cusco. Man hat hier Weizen, Maiz, Wurzel und Früchte im Ueberfluß. Man verfertiget auch wollene Zeuge. Ein Theil dieser Gerichtsbarkeit stösset an Wälder, worinn sich wilde Indianer aufhalten. In diesem Corregimient wird auch Coca gebauet, womit der meiste Handel getrieben wird.

§. III.

Das Corregimient Abancay

Nimmt vier Meilen von Nord-Ost von Cusco seinen Anfang, und hat dreyßig Meilen im Umfange. Die Witterung ist sehr warm. Man sieht hier Zuckerrohr-Plantagen, die den vortreflichsten Zucker geben. Auch hat man Weizen, Maiz und anderes Getreyde. In diesem Corregimient ist das berühmte Thal Xaquixaguana oder verstümmelt Xaiaguana, wo Gonzelo Pizaro durch den Präsident de la Gasca geschlagen und gefangen wurde.

§. IV.

§. IV.

Das Corregimient Paucartambo

Ist acht Meilen von der östlichen Seite von Cusco und von ziemlicher Größe. Zu der Incas Zeiten wurde hier mehr Coca gebauet, als in den andern Corregimienten; weil aber hernach in den andern ein gleiches geschah; so hat der Handel damit sehr abgenommen. Sonst ist das Land auch an Getreyde und Früchten fruchtbar.

§. V.

Das Corregimient Calcaylares

Fängt eine Meile von Cusco gegen Westen an. Es ist in Ansehung des angenehmen Klima und der außerordentlichen Fruchtbarkeit an Getreyde und vortreflichen Früchten allen andern vorzuziehen. Der Zucker ist besonders gut und eben so fest und weiß, als er aus den europäischen Rafinerien kömmt.

§. VI.

Das Corregimient Chilques und Musques

Fängt acht Meilen auf der südwestlichen Seite von Cusco an, und hat dreyßig im Umfang. Das Land trägt Getreyde im Ueberfluß, und ernährt viel Vieh. Die Einwohner verfertigen wollene Zeuge.

§. VII.

§. VII.

Das Corregimient Cotabamba

Ist zwanzig Meilen auf der südwestlichen Seite von Cusco, und erstreckt sich dreyßig Meilen zwischen den beyden Flüssen Abancay und Apurima. Die Luft ist so wie die Lagen der Oerter verschieden. Es wird hier viel Vieh ernährt, auch hat man eine Menge Früchte und Getreyde. Die Silber- und Gold-Bergwerke waren ehedem ergiebiger.

§. VIII.

Das Corregimient Canas und Cauches oder Tinta

Nimmt zwanzig Meilen gegen Süden von Cusco seinen Anfang, erstreckt sich so wohl in der Länge als Breite auf zwanzig Meilen; und wird von der Cordillera in zwey Theile abgesondert. Der eine, der Obertheil, welcher auf denen Bergen liegt, heißt Canas. Der andere, der Untertheil, heißt Cauches. Im letztern ist die Witterung gemäßigt, und bringt allerhand Getreyde hervor. Der erste hingegen hat wegen der kalten Witterung nur Viehweide. Auf den großen Wiesen zwischen der Cordeliera erzieht man alle Jahr 25 bis 30 tausend Mauleseł, die auf den Märkten der Provinz Peru zum Verkauf gebracht werden. In dem Theile

Canas

Canas ist das berühmte Silber-Bergwerk Condonama.

§. IX.

Das Corregimient Aymaraes

Man findet es vierzig Meilen gegen Süd-West von Cusco. Sein Umfang ist von dreyßig Meilen. Das Land giebt Getreyde und Zucker. Man ernährt hier viel Vieh. Die hiesigen Gold- und Silber-Bergwerke haben sonst mehr Ausbeute gegeben.

§. X.

Das Corregimient Chumbivilcas

Liegt an der westlichen Seite von Cusco, in einer Entfernung von vierzig Meilen weit. Es kann dreyßig Meilen im Umfang haben, und liefert Getreyde und Vieh. Man findet hier Gold- und Silber-Bergwerke.

§. XI.

Das Corregimient Lampa

Ist dreyßig Meilen von der nehmlichen Stadt. Es ist die vornehmste von den Provinzen, die unter dem Namen Collao begriffen werden. Das Land hat Berge und Ebenen, welche die schönsten Weiden haben, worauf man immer viel Vieh sieht. Die Witterung ist kalt, und es wachsen

daher nur Papas und Quinoas. Die Silber-Bergwerke sind sehr reich.

§. XII.

Das Corregimient Caravaya

Fängt sechszig Meilen von Cusco gegen Süd-Osten an, und kann funfzig Meilen im Umfange haben. Die Luft ist fast durchgängig kalt, ausgenommen in den Thälern, wo etwas Coca gebauet wird, auch wächset Getreyde und Früchte; es giebt daselbst nicht weniger Viehweiden. Das ganze Land ist voller Silber-Bergwerke. Man findet auch kleine Wasser, die sehr berühmt sind. Diese Provinz ist von den heidnischen Indianern durch einen Fluß abgesondert, der so viel Gold bey sich führt, daß die Vornehmen der Wilden es daselbst suchen lassen, damit sie den Spaniern den schuldigen Tribut bezahlen können. Man entdeckte 1713. auf dem Berge Ucuntaya gediegene Silberplatten, welche einige Millionen Ausbeute gaben. Auch ist noch unter andern ein berühmtes Gold-Bergwerk daselbst, so Aporoma genannt wird, dessen Gold drey und zwanzig Karat hält. Man findet auch einige Silber-Bergwerke.

§. XIII.

§. XIII.

Das Corregimient Assangero und Asilo

Lieget funfzig Meilen gegen Süden von Cusco. Die Luft ist kalt. Es giebt daher nur Weiden, wo man viel Vieh hält, welches auch den ganzen Handel ausmacht. Es sind gegen Nord-Ost einige Silber-Bergwerke. Papas, Quinoas und Canuaga wachsen hier häufig. Es gehört dieses Corregimient zur Audienz Charcas.

§. XIV.

Das Corregimient Apolobamba.

Sechszig Meilen von Cusco, an den Grenzen der Moxes, welche Mißionen sind, findet man sieben indianische Dörfer von verschiedenen neu bekehrten Nationen: man hat ihnen einen Officier gegeben, welcher in bürgerlichen und militairischen Angelegenheiten entscheidet. Er befiehlt der Miliz aller sieben Gemeinden, und erhält die Mißionarien nicht allein in Ansehn, sondern vertheidigt sie auch gegen die Unternehmungen der abgöttischen Indianer.

Das Bißthum Arequipa.

Dieses Bißthum ist in sechs Corregimiente eingetheilt, als: Arequipa, Camana, Condesuios, Caylloma, Maquagna, Arica.

§. I.

§. I.

Das Corregimient Arequipa

Enthält die Stadt gleiches Namens und einige umliegende Dörfer. Das Land dieser Provinz ist bey einer gelinden und gleichen Witterung beständig grün. Daher auch Getreyde und andere Früchte im Ueberfluß geerndtet werden. Das Vieh kann auch die überflüßig vorhandene Weide niemalen verzehren.

Die Stadt Arequipa, welches die Hauptstadt des Bißthums ist, wurde von Franz Pizarro an einem Orte, der schon den nehmlichen Namen führte, erbauet. Nachher verlegte man sie zwanzig Meilen vom Meer im Thale Quilca. Jetzt ist sie eine der größten von Peru. Sie hat eine vortrefliche Lage; die Häuser sind alle steinern und reich möblirt. Ihr Klima ist so angenehm, daß man niemals große Kälte noch Wärme spürt. Das Land ist unaufhörlich mit Blumen geschmückt; dieser beständige Frühling entfernt alle Krankheiten, die von den Abwechselungen der Jahrszeiten entstehen. Ein Fluß, welcher unter den Stadt-Mauern geht, spület vermittelst Canälen die man in den Straßen angelegt hat, alle Unreinigkeiten fort, so die Luft anstecken könnten. Alle die Annehmlichkeiten werden doch aber wieder durch die Erdbeben, welcher die Stadt ausgesetzt ist,

vermindert. Es sind deren viere gewesen, nehmlich 1582. 1600. 1604. 1625. Doch ist sie sehr bevölkert. Die bürgerlichen und Kriegs-Angelegenheiten werden von einem Corregidor besorgt. Es ist hier unter andern ein Rath von Regidoren, welche alle Jahr durch die Mehrheit der Stimmen aus dem Adel gewählt werden. Bis auf das Jahr 1609. gehörte sie zum Bißthum Cusco, hernach wurde sie zu einem bischöflichen Sitz erhoben. Das Dohmkapitel bestehet aus fünf Dignitarii, dem Dechant, Erzdiakonus, dem Cantor, dem Schatzmeister, und dem Scholastikus; außer dem sind noch fünf Dohmherrenstellen dabey. Es sind hier zwey Pfarrkirchen, eine für die Spanier, die andere für die Indianer; ferner noch sieben Verbrüderungen für Männer, und ein Seminarium für die Dohmgeistlichen. Es ist hier noch ein Commissarius der Inquisition, und einer der Cruzade, desgleichen ein Collegium für die königlichen Einkünfte.

§. II.

Das Corregimient Camana.

Es liegt an den Küsten des Südmeers und hat viele Wüsten. Es erstreckt sich gegen Osten bis an die ersten Berge der Cordeliera. Man findet hier viel Esel und einige vernachläßigte Silber-Bergwerke.

§. III.

Das Corregimient Condefuios

Liegt funfzig Meilen von Arequipa gegen Norden, und kann dreyßig Meilen im Umfange haben. Die Witterung ist nach der Lage der Oerter verschieden. Es wächset hier die wilde Cochenille, womit die Indianer in die Provinzen handeln, wo man wollene Zeuge verfertiget. Sie stossen die Cochenille zu Pulver und vermengen sie mit violblauen Maiz, hernach härten sie sie, und machen kleine viereckigte Brödchen daraus, davon sie zu einem Piaster das Stück verkaufen. Die Gold- und Silber-Bergwerke sind lange nicht mehr so ergiebig, wie sonst.

§. IV.

Das Corregimient Caylloma

Ist dreyßig Meilen von Arequipa. Es hat Silber-Bergwerke, die, ob sie schon seit der Entdeckung beständig bearbeitet worden, dennoch reiche Ausbeute geben. Das Land ist so kalt, daß gar nichts von Getreyde und Früchten darinn wächst. Auf den Abhängen der Berge und in den dazwischen liegenden Thälern ist etwas weniges. Man findet in verschiednen Gegenden eine große Menge wilde Esel.

§. V.

§. V.

Das Corregimient Maquagna

Fängt vierzig Meilen von Arequipa gegen Süden an, hat eben so viel Meilen im Umfange, und liegt sechszehn Meilen von den Küsten. Es hat verschiedene Flecken; der vornehmste heißt Maquagna. Er ist von Spaniern bewohnt, unter denen verschiedne Reiche von Adel sind. Die Witterung dieser Gegend ist sehr angenehm. Das Land ist voller Weinberge, die Wein und Branntewein geben. Auch hat es Papas und Oliven.

§. VI.

Das Corregimient Arica

Ist das letzte in diesem Bißthum. Es liegt gegen Süden an der Küste des Meers. Weil die Luft warm und ungesund daselbst ist, so ist der größte Theil des Landes unfruchtbar: Axi und Pimento wird häufig darinn gebauet; dieses Gewürze wird im ganzen mittäglichen Amerika sehr gesucht, und die Einwohner treiben starken Handel damit. In einigen Provinzen hat man Oliven die so stark als ein Hühnerey sind und den europäischen an Vortreflichkeit nichts nachgeben.

Zweyter Artickel.

Die Audienz Los Charcas.

Diese Provinz ist beynahe eben so groß, als Lima; doch nicht so bewohnt, weil sie voller Wüsten und waldigen Berge ist, auch die hohen Andes-Gebürge mitten durchgehen. Man begriff sonsten unter dem Namen Charcas verschiedene Gegenden, die von einer außerordentlichen Anzahl Indianer bewohnt waren. Jetzt aber fängt sich ihre Gerichtsbarkeit gegen Norden bey Vilcanora an, welcher Ort noch zur Provinz Lampa in dem Bißthume Cusco, gehört, und gehet auf der südlichen Seite bis nach Buenos-Ayres. Gegen Osten stößt sie an Brasilien, und hat von dieser Seite keine andere Grenzen als die berühmte Mittags-Linie; gegen Westen an die Küste der Südsee; das übrige an das Königreich Chili. Sie liegt im fünf und dreyßigsten Grad mittäglicher Breite, und im ein und dreyßigsten und fünf und funfzigsten Grad westlicher Länge. Die Kaiser von Peru hatten nur erst einen Theil dieser Provinz unter ihre Botmäßigkeit gebracht, als die Spanier deren Eroberung unternahmen. Man findet in diesem großen Distrikte ein Erzbißthum, Plata genannt, und fünf Bißthümer, welche sind: 1) la Paz; 2) Santa-Cruz de la Sierra; 3) Tacuman; 4) Paraguay; 5) Bue-

5) Buenos-Ayres. Sie werden, wie Lima, in verschiedne Corregimente eingetheilt.

Das Erzbißthum de la Plata.

Es sind darinnen vierzehn Corregimiente, als: 1) Plata; 2) Tomina; 3) Porco; 4) Taya oder Chichas; 5) Lipes; 6) Amparaes; 7) Oruro; 8) Pilaya oder Paspaya; 9) Cochabamba; 10) Chayantas; 11) Paria; 12) Carangas; 13) Cicacica; 14) Atacama.

§. I.

Das Corregimient Plata.

Die Hauptstadt des Erzbißthums und dieses Corregimients ist Plata, sonst auch Chuquisaca genannt. Im Jahr 1539. wurde sie, auf Befehl Franz Pisarro durch den Hauptmann Pedro Anzurez auf den Ruinen eines Indianischen Flecken nicht weit vom Berge Porco erbauet, wo einige Silber-Bergwerke waren, die den Kaisern von Peru reiche Ausbeute gegeben hatten. Eben der Bergwerke wegen hatten die Stifter ihr den Namen Cusdad de la Plata gegeben, welches Silber-Stadt heißt. Der Name des Fleckens ist inzwischen beybehalten, und man nennt sie ohne Unterschied Plata oder Chuquisaca.

Sie liegt auf einer kleinen Ebene im achten Grade, zwanzig Minuten, zehn Sekunden südlicher Breite, und ist von Bergen umgeben, die sie vor den Winden schützen. Die Hitze ist im Sommer nicht ausserordentlich: aber im Winter, welcher vom Monat December bis zum Merz dauert, regnet, blitzet und donnert es sehr ofte. In allen übrigen Monaten ist die Luft stille und rein. Die Häuser sind steinern und mit Ziegel gedeckt; die am großen Markte von einem Stockwerk, ohne das unterste zu rechnen. Sie sind groß, gut gebauet, und haben Obst- und Lustgärten. Fließend Wasser wird hier wenig gefunden, doch ist es für die Einwohner hinlänglich, seit dem man es durch öffentliche Brunnen in viele Viertel der Stadt abgetheilt hat. Man rechnet hier vierzehn tausend Spanier und Indianer.

Die königliche Audienz Charcas wurde 1559. zu Plata errichtet: ihr Haupt ist ein Präsident, der zu gleicher Zeit Statthalter und General-Hauptmann aller Provinzen ist, ausgenommen der von Santa-Cruz de la Sierra, Tucuman, Paraguay und Buenos-Ayres. Diese sind in den Kriegs-Angelegenheiten unabhängig. Die Audienz Plata bestehet, außer dem Präsidenten, noch aus fünf Auditoren, einem Fiskal, einem andern, der Beschützer der

Indianer ist, und zwey überzähligen Auditoren. Die Stadtobrigkeit bestehet, wie in andern Städten, aus Regidoren, welche aus dem Stadt-Adel gemeiniglich gewählt werden: ein Corregidor hat den Vorsitz dabey; hernach sind zwey Alcaden für die Policey. Die Kirche wurde im Jahre 1551. ein Bißthum, nachher aber 1608. ein Erzbißthum. Der Erzbischof und der Weihbischof machen das geistliche Collegium aus: es steht aber nicht unter der Inquisition, noch der Cruzada, noch dem Gerichte über der Verstorbenen Güter. Die Inquisition hängt vom Inquisitor zu Lima ab.

In der Stadt Plata sind zwey Pfarr-Kirchen: die erste hat zwey Geistliche, einen für die Spanier, den andern für die Indianer: die zweyte bestehet fast ganz aus Indianern. Es sind in der Stadt acht Klöster, sechs davon für Männer und zwey für Jungfrauen: die Klosterkirchen sind prächtig. Auch ist daselbst eine ziemlich beträchtliche Universität. In zwey Schulen werden das ganze Jahr hindurch freye Vorlesungen gehalten. Eine davon ist zugleich ein Seminarium, und steht unter dem Erzbischof.

Zwey Meilen von Plata ist der Fluß Cachimayo, dessen Ufer mit einer großen Anzahl Landhäuser geziert sind. Ein ande-

rer Fluß, der Pilco-Mayo heißt, läuft sechs Meilen von der Stadt längst dem Wege von Potosi; es sind sehr gute Fische darinn: man gehet auf einer großen steinernen Brücke darüber.

Die Gerichtsbarkeit dieses Corregimients erstreckt sich so weit gegen Abend, daß sie auch die Stadt Potosi, welche die Reisenden die kaiserliche nennen, in sich begreift. Die berühmten Silber-Bergwerke, welche man 1545. in dem Berge gleiches Namens entdeckte, und wovon wir hernach sprechen werden, zogen so viel Menschen dahin, daß eine gleich reich und bewohnte Stadt daraus entstand. Sie hat wenigstens zwey Meilen im Umfange. Die Luft des Gebürges ist kalt und trocken, daher auch der Boden der Stadt unfruchtbar ist. Es wächst daselbst weder Getreyde, noch Früchte, noch Kräuter: sondern man bringt alle Lebensmittel aus andern Provinzen von Peru, so daß man daran keinen Mangel hat. Es wird hier ein fast eben so beträchtlicher Handel, als zu Lima getrieben. Das hieher verlegte Finanz-Collegium war sonsten zu Plata. Man rühmt die Eigenschaften der hiesigen warmen Bäder, die Dom Diego genennt werden.

§. II.

Das Corregimient Tomina

Nimmt achtzehen Meilen von der Stadt Plata gegen Süden seinen Anfang und grenzt an den wilden Indianern, welche Chiriguans heissen. Die Luft darinn ist warm. Das Land bringt Getreyde, Früchte und viel Zucker hervor. Es kann vierzig Meilen im Umfang haben.

§. III.

Das Corregimient Porco

Fängt nahe bey Potosi, zwanzig Meilen von Plata an, und erstreckt sich ungefehr zwanzig Meilen weit gegen Abend. Die Luft ist kalt, und der Saat und den Früchten wenig zuträglich; dagegen aber giebt es schöne Viehweiden. In diesem Corregimient ist der berühmte Berg Porco. Die Incas hatten schon daselbst Bergwerke entdeckt, und die Spanier ließen zuerst nach der Eroberung darinn arbeiten.

§. IV.

Das Corregimient Taya oder Chichas

Liegt gegen Süden der Stadt Plata, dreyßig Meilen davon, und kann fünf und dreyßig Meilen im Umfang haben. Die Luft ist an einigen Orten kalt, an andern

warm. Das Land ist nach Verhältniß fruchtbar. Es wird hier viel Vieh gezogen, auch sind viele Gold- und Silber-Bergwerke. An den äußersten Enden seiner Gerichtsbarkeit an den Grenzen der abgöttischen Indianer ist der Fluß **Tipuanys**, welcher Gold mit sich führt.

§. V.

Das Corregimient Lipes

Liegt auf der nehmlichen Seite, etwas weiter gegen Südwest von Plata. Es hat fünf und zwanzig Meilen im Umfange. Die Luft ist sehr kalt: das Land ist voller Wiesen, und auf denselben befinden sich zahlreiche Heerden von **Vicunas**, **Alpucas**, **Tarugas**, und **Blamas**, Arten Vieh, welche auf hohen Bergen, wo anhaltende Kälte ist, sehr gemein sind. Es giebt hier auch Gold-Bergwerke, die aber heutiges Tages nicht mehr bearbeitet werden, ob sie schon sonst viel Ausbeute gegeben, zumal der Berg **Abitanis**, wo das Metall so häufig war, daß man es mit dem Meissel aushieb.

§. VI.

Das Corregimient Amparaes

Liegt gar nicht weit von Plata gegen Osten, und geht bis an die Corregimienter des Bißthums Santa-Cruz De la Sierra.

ra. Unter der Gerichtsbarkeit des Corregidors dieser Provinz stehen die Indianer, die zu Plata wohnen. Das Land ist sehr verschieden. Es giebt darinn nur wenig Vieh, dagegen aber viel Getreyde, vornehmlich Gerste, womit die größte Handlung getrieben wird.

§. XII.

Das Corregimient Oruro

Findet man gegen Norden von Plata. Die Hauptstadt darinn heißt St. Philipp d'Austria d'Oruro: sie ist vierzig Meilen von Plata entlegen. Dieses Land ist nur fruchtbar an Viehweiden; aber es hat viel Gold- und Silber-Bergwerke. Die Gold-Bergwerke werden von den Spaniern wenig bearbeitet, weil man weiß, daß die Incas sie schon erschöpft haben. Die Silber-Bergwerke aber haben an Spanien große Reichthümer geliefert. Sie sind heutiges Tages voll Wasser, welches man mit vieler Mühe herausschöpfen muß. Die Paposchen, zwölf Meilen von San Philipp, geben noch reiche Ausbeute. Die Stadt Oruro, oder San Philipp ist groß, sehr bevölkert, und hat starke Handlung.

§. VIII.

Das Corregimient Pilaya oder Paspaya

Fängt vierzig Meilen von Plata gegen Süden

Süden an. Der größte Theil dieser Provinz lieget in Thälern, wo die Luft sehr gut ist. Man findet hier Getreyde, Obst, Hülsenfrüchte und viel Weintrauben. Daher die Einwohner mit den benachbarten Provinzen starke Handlung treiben.

§. IX.

Das Corregimient Cochabamba

Nimmt funfzig Meilen gegen Südosten von Plata und sechs und funfzig von Potosi seinen Anfang. Die Hauptstadt gleiches Namens ist eine der vornehmsten, und ihre Gerichtsbarkeit erstreckt sich an einigen Seiten auf vierzig Meilen. Die Stadt Cochabamba liegt in einer fruchtbaren und angenehmen Ebene. Das ganze Land wird durch Flüsse und Bäche benetzt, welche es so fruchtbar machen, daß man es die Vorrathskammer vom Erzbißthum Plata und vom Bißthum Paz nennt. Die Luft ist überhaupt gesund: an einigen Orten findet man Silber-Bergwerke.

§. X.

Das Corregimient Chayantas.

Funfzig Meilen gegen Nordost von Plata kommt man in das Corregimient Chayantas, welches vierzig Meilen im Umfang hat. Es ist wegen den Gold- und Silber-Bergwerken berühmt. Die erstern gaben

sonsten starke Ausbeute, man vernachläßiget sie aber jetzt. Die andern werden stark und fleißig bearbeitet, und liefern eine Menge Metall. Es ist in dieser Provinz ein Fluß, welcher viel Gold mit sich führt. Das Land ernährt den Einwohnern das nöthige Vieh.

§. XI.

Das Corregimient Paria

Fängt siebenzig Meilen von Plata gegen Nordost an, und hat mehr als vierzig im Umfange. Die Luft ist kalt, und das Land ist nur Wiesewachs, welcher viel Vieh ernährt. Diese Provinz versieht ganz Peru mit vortreflichen Käse. Sie hat ihren Namen von einem darinn liegenden See, welcher aus dem großen See Titicaca oder Chacuita entspringt.

§. XII.

Das Corregimient Carangas

Liegt siebenzig Meilen von Plata gegen Westen, und hat mehr als funfzig im Umfange. Die Luft ist so kalt, daß da nur Papas, Quinoas und Canaguas wachsen; es hat aber viele Viehweiden. Es sind darinn eine Menge Silber-Bergwerke, unter denen man dem Turcoschen den Vorzug giebt, weil es gänzlich von Machacado ist; denn so nennen die Bergleute die Bergstuffe,

stuffe, wenn die Metalladern in dem Steine, mit dem sie verbunden sind, ein Gewebe bilden. Es sind in dieser Gegend noch andere Bergwerke, die zwar nicht reich sind; aber viel Sonderbares an sich haben. Man muß weder in den Felß, noch in die Berge graben, sondern man darf nur in den Sand ein Loch machen, um Stücken Silbers heraus zu ziehen, die fast gar keine sandige Theile haben.

§. XIII.

Das Corregimient Cicacica

Liegt gegen Norden, achtzig Meilen von Plata, und vierzig Meilen von Paz. Der Flecken, von welchem die Provinz ihren Namen hat, gehört nebst alle dem, was gegen Süden liegt, dem Erzbischofe von Plata. Der größte Theil von den gegen Norden gelegenen Ländern hängt von dem Kirchsprengel Paz ab. Man schätzt den Umfang dieses Corregimients an zwey hundert Meilen. In den Gegenden, wo die Luft warm ist, wächst viel Coca, womit starke Handlung getrieben wird. Die kalten Gegenden haben nur Viehweiden. Es sind auch Silber-Bergwerke darinn, die aber den Carangaschen nicht gleichen.

§. XIV.

§. XIV.

Das Corregimient Atacama

Erstreckt sich weit auf die abendländischen Küsten der Südsee, und hat seinen Namen von einem Flecken, der mehr als hundert und zwanzig Meilen von Plata liegt. Das Land ist fruchtbar, aber an einigen Orten sehr sandig; vornehmlich nach Süden zu, wo Peru von Chili durch eine große Wüste getrennet wird. Man fischet auf der Küste eine Menge Tollos; es ist eine Art Fische, die nach allen innern Provinzen verführt werden, und womit starke Handlung getrieben wird.

Das Bißthum La Paz.

Die Provinz, worinn die Stadt Paz liegt, hieß ehedessen Chuquiapu, und verstümmelt Chuquiabo. Die Incas hatten dieses Land erobert. Als die Spanier Meister davon geworden, ließ der Präsident De la Gasca eine Stadt bauen, und hieß sie La Paz, zum ewigen Andenken, daß er eine entstandene Empörung unterdrückt und die Ruhe von Peru wieder hergestellt hatte. Er wollte übrigens die Handlung zwischen den Städten Arequipa und Plata, die nur siebenzig Meilen von einander lagen, begünstigen, und daher nicht zugeben, daß ein Platz von Wichtigkeit dazwischen wäre. Die Stadt wurde 1608.

zu einem bischöflichen Sitze erhoben, nachdem sie sechszig Jahr unter der Diöces Plata gestanden hatte. Das Bißthum La Paz enthält sechs Corregimiente, welche sind: 1) La Paz; 2) Omasnios; 3) Pacajes; 4) Caricaxas; 5) Chicuito; 6) Paucar-Colla.

§. I.

Das Corregimient La Paz.

Dieses Corregimient ist sehr beschränkt: seine Gerichtsbarkeit hat keinen andern Umfang, als die Stadt und ihr Gebiete. Die Stadt ist von mittler Größe; liegt zwischen den Felsen der Cordillera auf einem sehr unebenen Grunde. Die herumliegenden Berge nehmen ihr die Aussicht von allen Seiten, ausgenommen von der Seite eines Flusses, welcher durch das Thal läuft, und eben nicht viel weiter geht. Dieser Fluß ist nur klein, aber er tritt öfters aus, und denn ist er so heftig, daß er große Felsen mit wegreißt; er führt auch Stücke Gold bey sich, welche man nach der Ueberschwemmung sammlet. Im Jahr 1730. fand ein Indianer, der die Füsse in demselben wusch, ein so großes Stück, daß der Marquis von Castel Fuert es für zwölf tausend Piaster kaufte, und es dem Könige von Spanien als eine Seltenheit für das königliche Cabinet schickte.

Die

Die Stadt wird von einem Corregidor und einem ordentlichen Stadtrath regiert. Außer der Hauptkirche, ist da noch eine Pfarrkirche, in welcher zwey Geistlichen stehn, und drey andere Kirchen, als St. Barba, St. Sebastian und St. Peter; ferner sechs Männer- und zwey Mädchen-Klöster; und endlich noch ein Seminarium für junge Leute, die sich dem geistlichen Stande widmen. Das Kapitel bestehet aus einem Dechant, Erzdiakonus, Cantor und sechs Dohmherren.

Die in der Nachbarschaft gelegenen Berge, welche nur zwölf Meilen von den Mauern entfernt sind, machen den größten Theil des Landes kalt, und setzen es den starken Frösten, dem Schnee und Reifen aus; doch ist die Stadt, ihrer Lage nach, von diesen Unannehmlichkeiten frey. Es ist vielmehr daselbst warm, und man baut in ihrer Gegend Zuckerrohr, Cora, Maiz und verschiedne Arten Obst. Die nahen Berge sind waldigt, und das Holz daraus wird sehr geschätzt. Man findet darauf Bären, Tyger und Leoparden. Vierzehn Meilen gegen Osten zeichnet sich einer von diesen Bergen, welcher große Reichthümer enthält, aus. Ein Donnerschlag löfete zu Anfange dieses Jahrhunderts, einen Felsen davon, worauf man so viel Gold fand, daß eine lange Zeit die Unze Gold nur acht Piaster

in der Stadt kostete. Man hat verschiedne Versuche gemacht, diesen Berg zu bearbeiten, sie sind aber wegen des beständig darauf liegenden Schnees schlecht gelungen.

§. II.

Das Corregimient Omasnios

Nimmt gleich vor den Thoren der Stadt La Paz gegen Nord-Westen seinen Anfang. Es hat zwanzig Meilen im Umfang, und seine Grenze von der Abendseite ist der berühmte See **Titicaca** oder **Chicuito**. Die Luft ist kalt, weswegen auch hier nur Wiesewachs und viel Vieh ist. Die Indianer, welche am See wohnen, beschäftigen sich mit der Fischerey, und treiben einen starken Handel mit Fischen.

§. III.

Das Corregimient Pacajes.

Gegen Süd-Ost von La Paz kömmt man auf einmal in das Corregimient Pacajes, welches dem vorhergehenden in Ansehung der Luft und des Landes gleicht: aber es hat eine große Menge Silberbergwerke. Die Spanier bearbeiten sie doch nur wenig; sie befürchten, die Incas möchten sie schon erschöpft haben, und es daher unnöthige Kosten machen. Man hat da Bergwerke von Jaspis entdeckt, der von

einer

einer außerordentlichen Weiße ist, und dessen man sich in ganz Peru zum Auslegen der Fenster und Thüren bedient. Man findet auch Marmor-Brüche von verschiedenen Farben; ferner ein Smaragd-Bergwerk; aber die Beschwerlichkeit der Arbeit schreckt die Spanier ab: sie ziehen nur wenig Nutzen davon. In diesem Corregimient ist auch das berühmte Silber-Bergwerk Verguenla, wie auch die Berge Santa-Juana und Tampaya, aus welchen man so viel Reichthümer geschöpft hat.

§ IV.

Das Corregimient Laricaras

Fängt in weniger Entfernung von La Paz an. Es hat von Osten gegen Westen hundert und achtzehn Meilen, und dreyßig von Norden gegen Süden. In diesem Lande ist ein verschiedenes Klima, und seine Produkte sind fast die nehmlichen, die sich in Carabaya finden, woran es gegen Norden grenzt. Es sind hier eine sehr große Menge Bergwerke von Gold, das drey und zwanzig Karat und vier Grän fein ist. Einer von diesen Bergen gab zu Anfange dieses Jahrhunderts eine reiche Ausbeute zu eben dem Gehalte: es ist aber hernach Wasser in die Grube gekommen, welches man umsonst heraus zu leiten gesucht hat.

§. V.

Das Corregimient Chicuito.

Es fängt zwanzig Meilen von La Paz gegen Westen an, erstreckt sich acht und zwanzig Meilen von Norden gegen Süden, und mehr als vierzig, von Osten gegen Westen. Die Luft ist beständig so kalt, daß man das ganze Jahr hindurch Eiß und Schnee sieht. Das Land bringt nur Papas und Quinoas hervor. Mit den Wurzeln dieser Früchte mästet man Vieh, für welches alle Arten Lebensmittel aus der Provinz Cochabamba eingetauscht werden. Es sind hier Silber-Bergwerke, die ehedessen sehr reich waren.

Der See Titicaca, an welchen diese Provinz gegen Abend stößt, befindet sich in den Landschaften, welche unter den Namen Collao bekannt sind. Es ist der größte unter allen in diesem Theile von Amerika bekannten Seen. Er hat achtzig Meilen im Umfange, und eben so viel Faden Tiefen. Es ergießen sich in ihn zehn bis zwölf große Flüsse und viele kleine. Das Wasser des Sees ist so dick und eckelhaft, daß man es nicht trinken kann. Man fängt darinn zweyerley Arten Fische; die eine ist sehr groß und schmackhaft: die Indianer nennen sie Suchis, die andere ist klein und schlecht, und wird von den Spaniern Bo-

gas genannt. Es sind auch hier viel Wasservögel, und an den Ufern wächßt eine Art Schwerdlilie und Binsen.

Dieser See bildet verschiedene Inseln: eine davon ist wegen ihrer Größe merkwürdig: in alten Zeiten war sie ein Berg, welchen die Incas haben eben machen lassen. Manco-Copac, der Stifter des Reichs Peru, machte bekannt, daß sein Vater, die Sonne, ihm, seiner Schwester, und seiner Gemahlin befohlen habe, in dieser Insel vernünftige und gerechte Gesetze zu geben, um ihre Völker aus der Barbarey zu reissen. Seit der Zeit ist die Insel wie ein Heiligthum angesehen worden, und die Incas ließen, nachdem sie solche eben gemacht hatten, auf derselben einen Tempel der Sonne bauen, welcher einer der prächtigsten des Reichs war. Die Mauern waren mit gediegenem Gold und Silber bekleidet: aber dieser Reichthum kam dem nicht gleich, welcher sich durch die Wallfahrten aller Unterthanen des Reichs häufte, die sie jährlich einmal dahin thun, und bey dieser Gelegenheit etwas bestimmtes an Gold, Silber und Edelsteinen opfern musten. Man weiß zuverläßig, daß die Peruaner, als sie sich von den Spaniern überwunden sahen, alle diese Schätze in den See geworfen haben. Auf der südlichen Seite gehet das Ufer einigermassen zusammen, und

bildet eine Art von Meerbusen, woraus der See Paria entsteht. Ueber diesen Fluß ist noch eine von den Incas erfundene Brücke von Schilf und Binsen zu sehen, über welche sie ihre Armee führten, um die Provinzen von Collasuyo zu erobern. Obgleich das Wasser dieses Flusses auf der Oberfläche stille scheint, so läuft es doch unter derselben mit der größten Schnelligkeit. Der Inca, welcher diese Eroberung unternahm, ließ eine Art Stroh, Ichu genannt, welches sich häufig auf den Hügeln der Peruanschen Brüche findet, schneiden; ließ davon vier dicke Seile machen, die man von einem Ufer zum andern über das Wasser spannete; alsdenn ließ er eine Menge Bündel Schilf und Binsen darauf werfen, die alle an einander und auch an die Seile gebunden waren. Ueber alles dieses ließ er noch zwey Seile spannen, die wieder mit festgebundenen Materialien, wie die ersten, bedeckt waren. Diese besondere Brücke ist sechs Ellen breit, und nur anderthalb Ellen über dem Wasser. Es ist immer darauf gesehen worden, sie in gutem Stande zu erhalten, oder sie zu verbessern, und alle benachbarten Provinzen sind verpflichtet, das ihrige zu ihrer Ausbesserung beyzutragen. Die Handlung mit den jenseits gelegenen Ländern wird sehr dadurch befördert.

§. VI.

§. VI.

Das Corregimient Paucar-Colla

Ist das letzte dieses Bißthums. Es grenzt gegen Süden an Chicuito, und hat mit diesem fast gleiches Klima. Man hält hier eine Menge so wohl hiesiger als auch europäischer Hammel. Die Indianer machen aus der Wolle Säcke, welche einen Theil ihrer Handlung ausmachen. Die Hauptstadt dieses Corregimients heißt Puno. In den Bergen findet man Silber: die Schwierigkeit aber aus den Gängen das Wasser herauszubringen macht, daß man sie nicht bearbeitet. Ehedessen waren sie so ergiebig, daß man das Metall mit dem Meissel heraushieb.

Das Bißthum Santa-Cruz de la Sierra.

Dieses Bißthum, oder diese Provinz, macht eine besondere Statthalterschaft. Sie ist zwar von ziemlicher Größe, wird aber von wenig Spaniern bewohnt. Fast alle Flecken darinn sind Mißionen, die man die **Mißionen von Paraguay** nennt. Die Hauptstadt, welche Santa-Cruz de la Sierra heißt, erhielt 1605. einen Bischof. Das Capitul bestehet nur aus dem Dechant und Erzdiakonus: es hat weder Dohmherren noch Prebenden. Der Bischof hat seinen gewöhnlichen Sitz in der

Stadt Miske Pocona, welche achtzig Meilen von Santa-Cruz lieget. Die Gerichtsbarkeit von Miske Pocona hat mehr als dreyßig Meilen im Umfang. Sie ist fast wüste; aber die umliegenden Flecken sind sehr bewohnt. Die Luft ist kalt. Das Thal, worinn die Stadt liegt, hat mehr als acht Meilen im Umkreise, und bringt alle Arten Getreyde, Hülsenfrüchte und Obst, so gar Wein hervor. Die Berge und Wälder liefern Honig und Wachs, welches die Handlung der Einwohner ist. Die Indianer bewohnen das Land, welches zwischen Santa-Cruz de la Sierra und dem See Xarayes liegt. Aus diesem See kömmt der Fluß Paraguay, welcher sich noch mit andern vereiniget, und den Fluß bildet, der unter dem Namen Rio de la Plata bekannt ist. Zu Anfange des letzten Jahrhunderts fiengen die Jesuiten an, in diesem Lande den christlichen Glauben zu lehren, und im Jahr 1731. hatten sie schon verschiedne Flecken von sechs hundert Familien errichtet. Diese Indianer sind wohlthätig und herzhaft. Die Portugiesen haben verschiednemal Proben von ihrem Muthe erfahren. Ihre Waffen bestehen in Flinten, Säbeln, und vergifteten Pfeilen. Ihre Sprache ist von der, welche die übrigen Nationen der Paragay haben, ganz verschieden; aber ihre Sitten nicht viel von den übrigen Indianischen.

Ihre

Ihre Nachbaren sind abgöttische Indianer, die Chiriguanes oder Chiriguans genennt werden, und hartnäckig beym Götzendienste bleiben. Die Missionarien kommen in ihr Land, aber in Begleitung einiger Chiquitas. Sie führen nach ihren Völkerschaften alle diejenigen mit sich weg, welche sie bekehren können, deren Anzahl aber niemals beträchtlich ist.

Die Stadt Santa-Cruz liegt von Plata ohngefehr neunzig Meilen. Nuaco von Chavez legte 1548. den ersten Grundstein dazu, und nannte sie Santa-Cruz, zum Andenken eines Fleckens gleiches Namens, worinn er gebohren war, mittelmäßig groß, und schlecht gebauet.

Das Bißthum Tucuman, oder Tucana.

Dieses Bißthum, oder diese Statthalterschaft erstreckt sich zwey hundert Meilen vom Mittag gegen Norden, und hundert Meilen vom Morgen gegen Abend. Es giebt auch Oerter wo es nicht so breit ist. Gegen Norden grenzt es an Plata; gegen Morgen an Paraguay und Buenos-Ayres; gegen Mittag und Abend an Chili und Plata. Ob gleich dieses Land zum Reiche der Incas gehörte, so ist es doch von ihnen nicht durch Gewalt der Waffen erobert worden, sondern die Einwohner

hatten sich freywillig unterworfen. Den Spaniern machte die Eroberung davon nicht viel Mühe; sie fanden ein sehr gelehriges Volk daselbst, und baueten vier Städte. Die erste hieß San-Jago, weil sie nahe an einem Dorfe gleiches Namens erbauet wurde. Die Ueberschwemmungen desselben machen das benachbarte Land sehr fruchtbar. Die Stadt ist mehr als hundert und sechszig Meilen von Plata. Die zweyte ist St. Michael de Tucuman, fünf und zwanzig oder dreyßig Meilen gegen Abend von San-Jago gelegen. Die dritte Nuestra Sennora de Talavera, welche vierzig Meilen weit von San-Jago gegen Norden lieget; und endlich die vierte Cordova de la Nueva Andalusia, welche achtzig Meilen weit von San-Jago gegen Süden liegt. Das Land ist so groß, daß man glaubte, diese vier Colonien würden nicht zureichend seyn: man bauete daher noch drey andere Städte, nehmlich Rioja, achtzig Meilen weit von San-Jago gegen Süd-Osten, und San-Salvator oder Xuqui, zwanzig Meilen von Salta gegen Nord-Osten. Diese Städte sind klein, und schlecht gebauet. Der Statthalter des Landes wohnt zu Salta, und der Bischof zu Cordova, welche die größte von allen diesen Colonien ist. Die andern haben ihre eigene Corregidors, welche die Indianer ihres Distrikts regieren. Das

Land

Land ist voller unbewohnten Wüsten, so wohl wegen der hohen und großen Berge wo niemals Wasser zu haben ist, als auch wegen der öftern Einfälle der wilden Indianer.

Die Stadt Tucuman wurde 1570. zum bischöflichen Sitz erhoben; die Cathedral-Kirche ist aber zu Cordova. Am Capitel ist ein Dechant, Erzdiakonus, Cantor, Schulmeister und Schatzmeister. Dohmherren und Prebendenstellen sind keine dabey. Der Boden zu Tucuman ist an den Orten, wo man Wasser hinleiten kann, sehr fruchtbar. Die warmen Orte liefern Zucker und Baumwolle. Man verfertiget auch allhier baumwollene und wollene Zeuge. In den Wäldern giebt es Wachs und Honig. Die vornehmste Handlung bestehet in Mauleseln, die in den Thälern wo häufiger Wiesewachs ist, gezogen werden. Man verführt sie in groser Anzahl in die andern Provinzen, und hält sie für die beste Art im ganzen mittäglichen Amerika.

Das Bißthum, oder die Statthalterschaft Paraguay

Ist das vierte der Audienz Los-Charcas. Es enthält alles das, was von Santa-Cruz de la Sierra gegen Süden und von Tucuman gegen Osten lieget. Es

grenzt

grenzt gegen Süden an die Statthalterschaft Buenos-Ayres, und gegen Osten an St. Vincent in Brasilien.

Die spanischen Colonien in Paraguay bestehen aus den Städten Assumption, Villa-Ricca und einigen andern Oertern. Die Einwohner derselben sind Spanier, Mestizen und Indianer. Die beyden Städte sind nur mittelmäßig, und die übrigen Flecken kommen in keine Betrachtung. Die Häuser werden mit Gärten und mit Bäumen ohne Ordnung getrennt. Assumption führt den Titel einer Stadt, und ist der Aufenthalt des Statthalters der Provinz, welcher sonst einen Theil der Einwohner von Paraguay unter sich hatte: man hat aber jetzt viel Missionen davon abgesondert, und sie zur Statthalterschaft von Buenos-Ayres gezogen. In Ansehung der kirchlichen Einrichtung ist es aber bey der alten Verfassung geblieben. In Assumption findet man eine bischöfliche Kirche. Das Capitel bestehet aus dem Dechanten, dem Erzdiakonus, dem Cantor, dem Schatzmeister und zweyen Dohmherren. Die Prediger an den Pfarrkirchen sind Franciskaner, die von den Missionen ausgenommen.

Die Missionen in Paraguay erstrecken sich nicht blos über die Provinz dieses Namens, sonden auch großentheils über San-

ta-

ta-Cruz de la Sierra, Tucuman, und Buenos-Ayres. Man hat eine Menge Indianer, die in diesen vier Bißthümern wohnten, bekehrt. Die Jesuiten fiengen mit den Guaranies an. Die Portugiesen, welche nur darauf dachten, aus ihren Colonien Vortheil zu ziehen, überfielen stets diese Völker, machten sie zu Sklaven, und bedienten sich derselben auf ihren Landgütern. Um nun diese Neubekehrten vor den Einfällen der Portugiesen zu beschützen, schickte man mehr als zwanzig tausend Mann nach Paraguay. Diese Völkerschaften vermehrten sich so, daß 1734. man schon zwey und dreyßig Flecken oder Dorfschaften Indianischer Guaranies rechnete, worinn über dreyßig tausend Familien wohnten, und weil ihre Anzahl immer mehr zunahm, so war man darauf bedacht, noch drey andere Flecken anzulegen. Zur nehmlichen Zeit gab es sieben Völkerschaften von der Nation der Chiquitos in dem Bißthum Santa-Cruz de la Sierra, deren beständiger Anwachs sie nöthigte, mehrere Dörfer anzulegen.

Die Mißionen in Paraguay sind alle von abgöttischen Indianern umgeben. Einige davon leben mit den neubekehrten Indianern in Freundschaft, andere aber bedrohen dieselben beständig mit ihren Streifereyen. Zu diesen kommen nun oft die

Mis-

Missionarien, und bekehren einige, welche ihnen hernach folgen, und ihre Wohnung in den Flecken der Christen aufschlagen. Ohngefehr hundert Meilen weit von den Missionen findet man eine indianische abgöttische Nation mit Namen **Guenoas**. Diese sind schwer zu bekehren, weil sie an ein ungebundenes Leben gewöhnt sind, und sich viele Mestizen unter ihnen befinden, selbst auch einige Spanier, die alle aus Furcht vor der Strafe dahin geflohen sind. Das böse Exempel, welches die Guenoas haben, entfernet sie von der Wahrheit, welche man ihnen prediget.

Ueberdieß sind sie den Müßiggang gewohnt, leben von der Jagd, bauen ihre Felder nicht, und fürchten sich vor der Arbeit, welche man ihnen auflegen möchte, wenn sie sich bekehren ließen. Fast eben die Bewandniß hat es mit den Charuas, die zwischen den Flüssen Parana und Uragay wohnen. Die aber, welche sich an den Ufern des Parana vom Flecken des heiligen Sacraments an aufhalten, sind biegsamer, weil sie fleißiger sind, bearbeiten die Felder, und haben keine Gemeinschaft mit den Herumstreifern. Gegen der Stadt Cordova zu findet man andere abgöttische Indianer **Pampas** genannt. Sie bringen ihre Lebensmittel in die Stadt zum Verkauf, sind aber doch schwer zu bekehren;

allein

allein sie leben sehr friedfertig mit den Christen.

In der Gegend der Stadt Santa-Fe, welche zu der Provinz Buenos-Ayres gehöret, findet man verschiedene andere Nationen, die beständig Krieg führen. Sie richten öfters große Verwüstungen so gar in San-Jago, Salta und in der Statthalterschaft Tucuman an. Die übrigen Nationen, von den Grenzen der itztgedachten an bis an die Chiquitas, und an den See Xarayes, sind nicht sehr bekannt. Einige Jesuiten sind zwar in diese Länder gegangen, sie haben aber keine Wohnungen entdecken können, weil das Land sehr weitläuftig ist, und die Einwohner nie lange an einem Orte bleiben, sondern immer herumstreifen. Gegen Norden von Assumption trift man eine kleine Anzahl heidnischer Indianer an, davon einige den Missionarien den christlichen Dörfern gefolget sind, und den wahren Glauben angenommen haben. Die Chiriguanos wohnen ebenfalls in eben der Gegend, und führen in ihren Wäldern eine uneingeschränkte Lebensart.

Die Landschaften, welche zu den Missionen in Paraguay gehören, sind, wie wir gesagt haben, ziemlich groß und weitläuftig. Die Luft da ist überhaupt ganz gemäßiget und feucht; doch findet man auch

einige

einige Gegenden, die kälter sind. Das Land ist fruchtbar an Getrayde, Obst und Hülsenfrüchten. Man hat auch viel Baumwolle, wovon die Indianer Zeuge verfertigen. Es wird hier auch Tabak, Zuckerrohr und ein Kraut, welches man Paraguay-Kraut nennt, gebauet, und ein sehr starker Handel damit getrieben, weil überall im mittäglichen Amerika, wohin diese Produkte verführt werden, keine von der Art wachsen. Der Gewinn aus diesem Handel ist zum Unterhalt der Einwohner bestimmt. Die Missionarien machen die Eintheilung mit solcher Billigkeit, daß sie mit Recht das gehörige Lob hierüber verdienen.

Jede Völkerschaft hat ihren Statthalter, Regidor und Alcaden. Der Statthalter wird von den Indianern selbst gewählet, und von den Pfarrern bestätiget, welche sich das Recht vorbehalten, solche, deren Character ihnen mißfällt, zu verwerfen. Die Alcaden werden jährlich von den Regidoren gewählt, welche mit ihnen unter den Einwohnern gute Ordnung halten. Da diese Obern keine ausgebreiteten Kenntnisse besitzen, so ist ihnen untersagt, ohne Einwilligung des Pfarrers, welcher das Verbrechen untersucht und das Urtheil billiget, wenn er es gerecht findet, die geringste Strafe aufzulegen. Die gewöhnliche Züchtigung ist Gefängniß oder Hun-

ger.

ger. Ist der Fehler groß, so giebt man ihnen einige Peitschen-Hiebe. Dieses ist die gröste Strafe, weil sie niemals Laster begehen, die eine grössere verdienten. Diebstahl, Mord und Todtschlag wird ihnen durch die beständigen Ermahnungen der Mißionarien verabscheuungswürdig gemacht. Vor der Bestrafung gehet sogar ein Verweiß, welcher dazu dienet, daß der Schuldige sie als eine brüderliche Besserung aufnimmt, und diese Beweise der Schonung, Sanftmuth und Liebe, schützet die Pfarrer vor dem Hasse und der Rache desienigen, den sie bestrafen. Daher werden die Mißionarien von ihnen nicht gehaßt, sondern dergestalt verehrt, daß wenn sie ihnen auch ohne Ursache Strafe auflegten, sie doch glauben würden, sie verdienet zu haben, weil sie diese Vorgesetzten keiner Ungerechtigkeit fähig halten.

Eine jede Völkerschaft hat ihr eigenes Zeughaus, worinnen Schieß- und anderes Gewehr aufbehalten wird, womit sich die Soldaten bewaffnen, wenn sie wider die Portugiesen oder wider die heidnischen Nationen Krieg führen müssen. Am Abende aller Festtäge werden sie öffentlich in Waffen geübt. Die Männer eines jeden Dorfs sind in verschiedenen Compagnien abgetheilt, welche ihre Officiere haben, deren Uniform mit Gold oder Silber und mit dem Wahl-

spruche ihres Fleckens gestickt ist. Die Stadthalter, Regidoren und Alcaden, haben auch ihre besondere Gallakleidung, die von derjenigen, welche sie außerm Amte tragen, unterschieden ist.

In den Dörfern giebt es Schulen, worinn die Indianischen Knaben lesen und schreiben lernen. Auch sind daselbst Tanz- und Musik-Schulen, in denen gute Zöglinge gebildet werden, weil sie nur die annehmen, die Anlage und Talente zu diesen Uebungen haben. Welche einiges Genie haben, lernen auch lateinisch, und bringen es in dieser Sprache weit. Im Hofe des Pfarrhauses findet man allerhand Werkstätte für Mahler, Bildhauer, Vergolder, Uhrmacher, Schlösser, Goldschmiede u.s.w. Die jungen Leute haben die Freyheit, sich ein Handwerk, wozu sie Neigung haben, zu wählen, und bilden sich durch das Beyspiel und die Anweisung ihrer Meister. Jedes Dorf hat eine sehr große und schön gezierete Kirche.

Die Häuser der Indianer sind so gut eingerichtet, so bequem, und mit dem nöthigen Hausrathe so wohl versehen, daß ihnen die Häuser der Spanier in verschiedenen Flecken von Peru nicht beykommen. Einige sind steinern, andere von gebrannten Ziegeln; die meisten von Holz; aber alle mit Ziegeln gedeckt. Man findet in

diesen Dörfern sogar Pulver-Mühlen, wovon man ein Theil des Vorraths zum Kriege aufbehält, den andern Theil aber zu Feuerwerken an den bürgerlichen und kirchlichen Festtägen verbraucht. Wenn die Thronfolge eines neuen Königes in Spanien bekannt gemacht wird, so sind die Vorgesetzten neu und äußerst prächtig gekleidet. Eine jede Kirche hat ihre eigene Instrumental- und Vocal-Musik. Der Gottesdienst wird da mit eben der Pracht gefeyert, als in den Hauptkirchen: vornehmlich ist bey den öffentlichen Proceßionen viel Pomp. Alle Beamten und Officiere erscheinen in Gallakleidern und die Soldaten sind sämtlich dabey zugegen, die übrigen Leute tragen Kerzen, und beobachten eine gute Ordnung. Diese Proceßionen werden noch mit Tänzern begleitet; die Tänzer haben besondere und sehr reiche Kleider.

Unter den öffentlichen Gebäuden eines jeden Fleckens findet man auch ein Zuchthaus, in welches die Weiber von übler Lebensart eingesperret werden. Doch begeben sich auch verehlichte Weiber hinein, wenn sie keine Kinder haben, und ihre Männer abwesend sind. Zum Unterhalte dieses Hauses, der Alten und Waisen, sind zwey Tage in der Woche bestimmet, an welchen alle Einwohner ein bestimmtes Feld bearbeiten müssen. Diese Arbeit wird Gemeinde-

Arbeit genennt. Das was nun von dem Erbaueten übrig bleibt, wird zu dem Kirchenschmucke, und zu der Kleidung der alten und unvermögenden Indianer, und der Waisen angewendet. Die Königlichen Abgaben werden, auf das genaueste abgetragen. Die Geistlichen müssen die Guaranies zur Arbeit ermuntern, weil sie von Natur faul sind. Aus dieser Ursache besorgen sie selbst den Verkauf der Waaren, welche die Guaranies verfertigen, und der Lebensmittel, welche die Erde hervorbringt. Die Chiquitos hingegen sind arbeitsam und unterhalten durch ihre Arbeit ihre Geistlichen. Diese hingegen schaffen sich Vorrath von Zeugen und andern Waaren an, welche sie ihren Pfarr-Kindern gegen Wachs und andere Landes-Producte vertauschen. Alles was bey diesem Handel gewonnen wird, liefert man an den Superior der Mißion: jedes Volk hat den seinigen. Er kauft dafür wiederum neue Waaren, die jede Gemeinde bedarf. Daher kömmt es denn, daß die Indianer aus ihrem Canton wegen ihren Nothwendigkeiten nicht zu gehen brauchen, und mit andern Völkern keinen Umgang haben, vor deren Laster sie man sorgfältig zu bewahren sucht.

Das Geistliche Regiment ist nicht weniger ausserordentlich, als die bürgerliche Verwaltung. Jedes Dorf hat einen Pfarrer,

rer, und dieser hat zum Beystand einen andern Prediger, vielmahls auch zwey, nach dem es die Anzahl der Einwohner erfordert. Diese Priester haben zu ihrer Bedienung sechs Knaben, die zugleich zum Kirchendienste bestimmt sind, und eine Art Klerisey ausmachen, worinnen alle Stunden und Uebungen so eingerichtet sind, als in den Schulen großer Städte. Die Pfarrer besuchen die Pflanzörter der Indianer und muntern zur Arbeit auf. Sie sind auch ordentlich in dem öffentlichen Schlachthause zugegen und theilen das Fleisch nach der Anzahl der Personen, woraus jegliche Familie besteht. Sie besuchen die Kranken und geben ihnen geistliche und weltliche Hülfe. Diese Verrichtungen beschäftigen sie dergestalt, daß sie viele Amtsverrichtungen ihrem Vicarius übertragen müssen. Letzterer lehret den Knaben und Mädchen den Katechismus. Es sind in jedem Dorfe beynahe zweytausend Kinder. Sonntags empfangen alle Einwohner, ohne Unterschied des Alters ebendenselben Unterricht.

Dom Ulloa, welchen wir alle diese Umstände entlehnen, sagt, daß die Pfarrer durch den Stadthalter als den Vicepatron der Kirchen müsten ernennt und von den Bischöffen in ihr Amt eingesetzt werden. Weil nun zu vermuthen ist, daß die Provinzialen die Subiecte ihres Ordens am

besten kennen, so überlassen ihm gemeiniglich sowohl der Stadthalter als auch der Bischof die Ernennung und Bestallung. Der Provincial wohnt im Flecken Caudelaria, der in der Mitten aller Mißionen liegt. In den Mißionen der Guaranies bezahlt der König den Gehalt der Pfarrer, nehmlich jährlich dreyhundert Piaster, worunter, der Gehalt der Gehülfen begriffen ist. Diese Summe wird dem Superior eingehändiget, und derselbe giebt den Pfarrern monathlich soviel, als sie zu ihrem Unterhalte und zu ihrer Kleidung brauchen. Die Mißionen der Chiquitos haben einen eigenen Superior und sind nicht in dieser Einrichtung begriffen. Ihre Nation ist arbeitsam und erhält die Geistlichen von ihrer Arbeit.

Was wir oben von Paraguay gesagt haben, ist aus Dom Ulloa entlehnet. Uns ist eine kleine Schrift zu Händen gekommen, welche einen Auszug der Nachrichten des Hrn. Bavet, Ingenieur zu Martinique enthält, welcher von ohngefehr 1717. nach Paraguay kam, und lange genung daselbst lebte, um eine genaue Kenntniß von den Sitten und Gebräuchen der Einwohner und der Regierungsart der Jesuiten zu erlangen. Wir wollen mit der Beschreibung des Landes, die er giebt, den Anfang machen.

Der

Der Theil von Paraguay, welcher von den Jesuiten bewohnt ist, heißt Parana welches eine große Provinz vom südlichen Paraguay ist, und gegen Osten an Plate stößt. Diese Gegend erstreckt sich im mittäglichen Amerika, unter dem vierten südlichen Klima, von dem Tagezirkel des Steinbocks oder von dem drey und zwanzigsten Grad südlicher Breite bis zu dem neun und zwanzigsten. In diesem Districte findet man die Besitzungen der Jesuiten, deren vornehmster Theil zwischen den Flüssen Paranaguazu und Uragay liegt. Sie haben ohngefehr hundert Meilen Breite und hundert und funfzig Länge. Sie werden Reductionen genannt, weil die Jesuiten, als sie diesen Völkern den Glauben predigten, sie unter ihre Botmäßigkeit brachten.

Diese Reductionen fingen gegen 1610 an, als die Mißionen in dieses Land kamen. Sie fanden daselbst einige Geistliche, welche vor ihnen hingekommen waren; aber sie nöthigten sie, sich anderwärts hin zu begeben. Sie gewannen einige Wilden durch Schmeicheley und Versprechungen und bedienten sich derer, die andern unterwürfig zu machen. Sie baueten sogleich eine Stadt am Ufer des Paranaguazu und nannten sie Conception. Die zweyte Reduction wurde am Ufer des Uraguay errichtet: man hieß sie *Grande Saint Ignace*. Die dritte

war ohngefehr fünf und zwanzig Meilen von den andern beyden, und hatte den Nahmen *Los Apostolos*. Die vierte, zehn Meilen von Los Apostolos, erhielt den Nahmen St. Michel. Die fünfte sieben Meilen von St. Michel, hieß St. Lorenz und endlich die sechste, die auch sieben Meilen von St. Lorenz war, wurde St. Ludewig genennt.

Alle diese Städte folgen auf einander von Osten gegen das Nordmeer, auf der Seite von Rio grande. Ihre Anzahl vermehrte sich so, daß 1718. deren schon zwey und dreyßig waren. Die gröste und reichste davon ist St. Ignaz, welche man mit Rochelle vergleichen kan.

Alle unterwürfig gemachten Völker wohnen in diesen Städten, sehr wenige davon auf dem Lande. In den vornehmsten Städten zählt man acht tausend Einwohner und in den geringeren an drey tausend. Alle Reductionen können insgesamt hundert und zwölf tausend Seelen enthalten, darunter man zwanzig tausend Mann rechnet, die die Waffen tragen können.

Die Häuser sind von Quatersteinen und von gutem Mauerwerke. Sie sind einander alle gleich, von einem Stockwerke und mit Ziegeln gedeckt. Die Strassen gerade und breit. Die Pfarrhäuser sind eben so viel kleine Palläste. Sie haben

zwölf

zwölf bis funfzehen Zimmer, die mit starken marmornen Säulen umgeben sind. Diese Säulen tragen bedeckte Erker und Bilder-Galerien. Vor jedem Pfarrhause ist ein großer Hof, und hinterm Hause ansehnliche Gärten.

Auf den Seiten hat man Gebäude für allerhand Arten Manufacturen, für die Küchen- und Gesinde-Wohnungen. Alles ist mit einer sehr starken Mauer eingefaßt, die zwanzig Fuß hoch seyn kan, und gut aussieht.

Die Kirchen sind groß und wohl ausgezieret. Der Glockenthurm ist vorne oder auf der Seite eines jeden Pfarrhauses. Die Glocken können zwölf bis funfzehen Fuß in der Runde haben. In jeder Kirche sind zwey Orgeln, die von Säulen und schön gearbeiteten Figuren getragen werden. Das Musik-Chor bestehet aus einer ansehnlichen Menge Stimmen, einer Baß-Posaune, einer Zinke, aus Hoboen, Geigen, Pratschen und Harfen.

Das Land ist eben: wird von verschiedenen Flüssen gewässert, davon zwey schiffbar sind. Man unterscheidet hier vier Jahreszeiten, wie in Europa, nur zu einer andern Zeit. Der Winter fängt im August an und währet ohngefehr drey Monat: er ist aber sehr gelinde. Es frieret nur einen Monat; Regen und Schnee aber ist äu-

ferst selten. Der Frühling und Herbst ist vortreflich.

Das ganze Land bestehet fast aus natürlichen Wiesen. Es ist wenig Holzung darinn: inzwischen findet man doch kleine Wäldchen, die acht bis zehen Meilen von einander entfernt sind. Es giebt Gegenden von zwanzig bis dreyßig Meilen im Umfange, wo man auch nicht einen Baum findet. In der Provinz Guaira ist ein Wald, woraus man das nöthige Zimmer- und Schifsbau-Holz schlägt. Die andern Wäldern sind so zu sagen nur Brennholz.

Alle europäische und amerikanische Früchte wachsen daselbst im Ueberfluß. Die Jesuiten säen soviel Waizen, als sie für sich selbst brauchen. Man hat hier Baumwolle, Zuckerrohr, Hirse, Toback-Bäume, welche Kamini genennt werden, davon die Blätter Gierbe heißen, und dem Lorbehr ähnlich sind: es ist dieses der vornehmste Artickel der Erndte dieses Landes. Es giebt Baumgärten von einer oder zwey Meilen im Quadrat, welche ganz bepflanzt sind. Das Gierbe ist eine Art Thee, welchen die Jesuiten versichern durch den heiligen Ignaz entdeckt zu haben. Alle Spanier dieses Districts bedienen sich dessen stark, vornehmlich brauchen die Einwohner gegen das Südmeer eine große Menge. Nur in den Reductionen erndtet man die-

sen

sen Thee. Man verkauft den Centner für hundert Piaster: der Absatz davon ist beträchtlich.

Die Jesuiten machen auch rohen Zucker, aber nicht viel, sondern nur zu ihrem Gebrauche und für einige Versendungen nach Buenos-Aires im spanischen Paraguay. Sie könnten hier auch Wein verfertigen, weil die Weinstöcke sehr gut fortkommen. Die Trauben sind außerordentlich schön und schmackhaft. Sie lassen aber lieber den benöthigten Wein aus fremden Ländern kommen, weil sie befürchten, es möchte dieses Gewächs nur die Spanier oder andere Nationen ins Land ziehen.

Man hält in den Menagerien alle Arten Geflügel; giebt aber nur den kranken Jesuiten davon zu essen. Es ist den Indianern bey scharffer Straffe verboten davon zu essen. Die Taube ist hier sehr delicat. Es giebt hier auch eine sehr große Menge Rebhüner, Turteltauben, Schnepfen Wasser-Schnepffen, Ortolane, Kriech-Enten, Enten und wilde Gänse. Man erzieht auch ansehnliche Heerden Hammel, Ziegen und Schweine.

Man findet unter andern viel Hirsche, wilde Schweine und Sträuße; Tieger von besonderer Schönheit und Größe; weise Löwen, die aber nur klein sind, Füchse und viele wilde Hunde.

Auf den grosen Viehweiden und natürlichen Wiesen von der Meer-Seite sieht man eine wunderbare Menge Pferde und Hornvieh, woher die Jesuiten das nöthige Vieh zum Unterhalte für die Reductionen holen lassen.

Alle Jahr im December, Januar und Februar halten sie eine große Jagd, zu welcher jede Reduction eine verhältnißmäsige Anzahl Leute schickt, nachdem jede viel oder wenig Einwohner hat. Wenn die Jagd geendiget ist, muß ein Jeder hundert Thiere nach seiner Reduction bringen. Diese Leute treiben diese Heerden beynahe zweyhundert Meilen über die grösten Felder, ohne daß ihnen auch nur ein Stück Vieh entwischt. Nach der Ankunft in den Reductionen treibt man das Hornvieh in grose Thiergärten, die vier oder fünf Meilen im Umfange haben. Dahin geht man alle Woche, das nöthige Fleisch zu holen. Es wird viel verbraucht, weil fast ein jeder täglich sechs bis sieben Pfund nöthig hat. Die Pferde sind sehr gemein und jeder Einwohner hat hier eines.

Die Indianer dieses Landes sind von mittelmäsiger Figur, aber stark, geschickt und leicht. Die Farbe ihres Gesichts ist Olivenfarbig, die Haare sind schwarz und natürlich lang. Die Jesuiten lassen sie ihnen aber abschneiden, und erlauben nicht, sie

länger als bis an die Ohren zu tragen. Hierdurch unterscheidet man die Indianer dieses Landes von den andern, die nicht zu den Reductionen gehören.

Diese Völker haben viel Verstand und befleißigen sich dem sehr, was man ihnen zeigt. Sie sind demüthig und unterthänig, so daß man in kurzen ihnen das lehrt, was sie wissen sollen. Man verheyrathet sie sehr jung; die meisten im vierzehenten oder funfzehenten Jahre, die spätesten im siebenzehenten oder achtzehnten Jahre. Ihre Sitten sind ziemlich rein, und sie erfüllen auch sehr gut die Pflichten der Religion. Sie hören alle Tage die Messe, die sehr früh gehalten wird, um ihre Arbeit nicht zu unterbrechen. Die meisten gehen alle Monate zum Abendmahle. Des Sonn- und Festtags fehlen sie niemals beym Gottesdienst.

Ihre Kleider sind von Baumwolle. Die Männer tragen die Wochentage ein Hemde, leinene Hosen und eine Art Ueberrock.

Einige tragen eine Art hirschhäuternes Kamisol. Eine Mütze von dem Zeuge, wie unsere Fuhrleute im Winter. Sie haben die Beine und Füsse bloß, ausgenommen an Uebungs- Musterungs- und Tanz-Tägen, tragen sie Schue und baumwollene gewebte Strümpfe.

Die

Die Frauenzimmer tragen ein Hemde und darüber einen großen Rock von weisser Baumwolle, in der Form der Priesterröcke. Es ist daran ein Halskragen und Schlitzen auf den Seiten, um die Strümpfe durchzuziehen. Diejenigen, welche einiges Ansehen genießen, tragen noch über den baumwollenen Rock eine Art von wollnen buntfärbigen Kleidern. Sie haben aber zu allen Zeiten Kopf, Beine und Füsse nackend, die Haare ungebunden, gekämmt und sogar gewaschen.

Alle Reducirte sind für Regimenter bestimmt und werden militärisch erzogen. Die Officiere sind alle von ihrer Nation. Sie werden durch einen gedienten Jesuiten gebildet. Alle Sonntage machen sie ordentlich ihre Uebungen zu Fuß und zu Pferde. Die Reuter haben Sattel und Pistolen. Sie machen ihre Stellungen und Bewegungen ziemlich regelmäßig; auch üben sich verschiedene, die bey ihnen gebräuchlichen Waffen zu führen. Sie bestehen in Flinten, Lanzen und Pfeilen. Außerdem haben sie noch eine Art Schleuder, welche sie Hande nennen. Es ist ein dicker, runder Stein, wie ein Ball, der in der Mitte ein Loch hat. Dadurch ziehen sie einen Faden von Darm ohngefehr eine Klafter lang: sie schleudern den Stein mit einer ausnehmenden Geschicklichkeit. Wenn sie ihre

Uebungen oder Musterungen haben, tragen sie Säbel, Gürtel und eine Uniform. Diese besteht aus einem Rocke, leinene Hosen auf französische Art, einer Dragoner-Mützen mit Strauß-Federn, vorne der Nahme Jesus, und hinten ein Todtenkopf. Diese Kleidungen sind von grober Baumwolle und von verschiedenen Farben. Die Gewehrgehenke sind auch von Baumwolle. Alle Waffen und Kriegsgeräthe befinden sich in dem Arsenale, welches in dem Priesterhause ist. Man giebt sie ihnen aber nicht eher als zu den Musterungs- und Uebungstagen, hernach müssen sie wieder gebracht werden.

Jede Reduction hat ihren Stab, wobey ein Stadthalter und ein Lieutenant des Königs ist. Diese beyden Officiere haben allein die Erlaubniß eine Jagd-Flinte zu führen. Die übrigen Officiere können einige Pfeile haben, sie müssen aber den Jesuiten, welcher der Oberste der Reduction ist, um Erlaubniß dazu bitten. Außer den Feld-Officieren sind in jeder Reduction Caziken, welche aus dem Adel genommen werden. Jeder Cazike hat ein Viertel unter seiner Aufsicht. Alle Sonn- und Festtage ist er verbunden Rechenschaft von dem, was sich darinn zugetragen, abzulegen. Jeder Officier hat sein Unterscheidungszeichen. Der Stadthalter trägt ein Rohr von vier Fuß

mit einem goldenen Knopfe. Der Lieutenant des Königs hat eben ein solches Rohr, aber mit einem silbernen Knopfe. Die Majore der Regimenter haben Stöcker mit langen silbernen Handgriffen. Die Alcaden, welche eine Art bürgerlicher Richter sind, tragen ein Stäbchen von Ebenholz oder Fischbein, in der Dicke eines kleinen Fingers und acht bis neun Fuß lang. Die Caziken haben eben ein solches Stäbchen, aber nur von gewöhnlicher Länge mit einem kleinen silbernen Knopf am Ende.

Die Stadthalter, die andern Officiere und die Caziken legen dem Obersten der Reduction Rechnung von ihren Handlungen ab. Dieser ist ein Jesuite und Priester, welcher mit unumschränkter Gewalt regieret, richtet und die Familien mit dem Nöthigen versiehet.

Man sorget die fleißigen Arbeiter und diejenigen, welche eine unsträfliche Lebensart führen, zu belohnen: weil aber zu öftere Belohnungen nur Mißbräuche veranlassen würden, so giebt man sie nur denen, welche sie gewiß verdienen. Alle Fehltritte werden bestraft, die gewöhnlichen Strafen sind Schläge mit Ochsenziemern auf die Lenden. Aufwiegelung und Entlaufen wird mit dem Tod bestraft.

Die Jesuiten dieser Reductionen haben eine Kenntniß von allen Künsten und sie die-

diesen Völkern gelehret, als die Bildhauerey die Mahlerey, das Vergolden, die Baukunst, das Kupferstechen, die Uhrmacherkunst, die Schlösserkunst, die Manufacturen, das Glockengiessen, die Schwerdtfeger-Arbeit. Ihre Waffen sind sehr gut gearbeitet. Ihre Zeuge von Wolle und Baumwolle gut gewirket. Sie haben Salpetersiedereyen, und machen Schies-Pulver. In den Priesterhäusern sind sehr geschickte Gold- und Silberschläger.

Jede Reduction hat Musik-Meister und alle Instrumentenmacher. Der Pfarrer erwählt sorgfältig den Geschicktesten, welcher die Uebrigen anführen muß. Verschiedene haben von den Jesuiten die Wund-Arzeneykunst gelernet, und sind darinn sehr geschickt. Die, so in diesen Wissenschaften unterrichtet sind, verbreiten sich in die Mißionen zur Unterstützung der Völker aus. Die Mediciner und Wundärzte tragen zum Unterscheidungs-Zeichen einen schwarzen Stock von ihrer Grösse, in der Dicke eines Fingers mit einem Kreutze am Ende.

Es sind in diesem Lande viele Gold- und Silber-Bergwerke; die Jesuiten halten sie aber sehr geheim, und lassen nur durch Leute, auf die sie sich verlassen können, darinn arbeiten. Mit diesem Silber zieren sie ihre Kirchen und Pfarrhäuser. Sie haben, wie man gesehen hat, Goldschmiede

und Goldschläger. Von daher kommen alle Gold- und Silber-Barren, die sie nach Buenos Aires schicken und die nach Spanien gehen. Dieser Handel scheint den Jesuiten der Aufmerksamkeit am würdigsten. Man verwandelt das Gold und Silber nicht zum Gebrauch der Einwohner in geprägtes Geld: sondern diese erhalten, wie gesagt, alles was ihnen zum Unterhalt nöthig ist. Ausser den Gold- und Silber-Bergwerken, die in diesem Theile des Landes gar nicht selten sind, giebt es noch Kupfer- und Eisen-Bergwerke, welche die Jesuiten sehr gut nutzen.

Aus dem, was wir gesagt haben, sieht man, daß die Jesuiten von Paraguay einen ansehnlichen Handel treiben. Der mit dem Gierbe oder den Kaminiblättern ist ihnen um desto beträchtlicher, weil sie dabey die Gelegenheit haben, ihr Gold und Silber nach Europa zu schicken. Sie legen die Barren davon in die Gierbeballen, welche die Jesuiten stets bis nach Buenos-Aires begleiten. Alle ihre Ballen sind im Nahmen Jesu gezeichnet, und dieser ist in diesem Theile der neuen Welt so verehrt, daß aus Ehrfurcht für die Jesuiten und die Religion weder die Reductionisten noch die Spanier sich einmahl unterstehen, ihre Augen darauf zu richten.

Die Jesuiten bezahlen den König von Spanien einen Tribut: er bestehet in fünf Piaster für jeden mannbaren Reductionisten. Sie machen aber die Angabe der Anzahl selbst, und man beschuldiget sie, als wenn sie nicht zu gewissenhaft wären. Diese Väter sind noch verbunden, von Zeit zu Zeit Reductionisten zu den öffentlichen Arbeiten nach Buenos-Aires zu schicken; aber nur nach Maaßgabe ihrer Anzeige.

Bey diesen Reductionisten ist sogar einer dieser Väter, damit sie während der Arbeit nicht Gemeinschaft mit einem Fremden machen. Die sie begleitenden Jesuiten verlassen solche niemals: gehen mit ihnen auf die Arbeit, führen sie in einen Speisesaal zum Essen, und werden nach und nach von andern Jesuiten abgelößt.

In jeder Reduction ist ein Jesuit, der die unumschränkte Gewalt hat. Er befiehlt als unumschränkter Herr und die Reductionisten gehorchen ihm mit blinden Gehorsam. Man zählt ohngefehr vierzig Jesuiten, welche die Regierung und Beherrschung aller Reductions-Völker dieser grosen Gegend haben: die andern Jesuiten sind nur für Coadjutoren oder Vicarien anzusehen, deren Ansehen nur willkührlich ist.

Die Häupter haben auser diesen noch einen Provinzialen: dieser wohnt zu Conception, welches das älteste Haus aller Re-

ductionen ist. Dieser Provinzial hat nur zwey oder drey Jesuiten bey sich. Das Ansehen, welches er über die Pfarrpriester hat, ist sehr eingeschränkt, und man muß ihn nur für den ersten unter seines Gleichen ansehn. Jeder Pfarrpriester durchreiset gewöhnlich das Land, ob er gleich, wie wir schon gesagt haben, Vorgesetzte hat, die ihn von allem, was da geschieht, Rechenschaft geben müssen. Zu dem Ende reitet er alle Wochen in Begleitung von vierzig bis funfzig Reutern aus, damit ihm nichts entgeht. Alle diese Pfarrpriester führen eine ordentliche Lebensart, und geben den Reductionisten ein erbauliches Beyspiel. Die Klugheit leitet alle ihre Handlungen, und sie begehen keine, die man mit Grunde tadeln könnte: niemals entfernen sie sich von ihrer Schuldigkeit. Diese Regelmäßigkeit in ihren Sitten verschaft ihnen bey den Reductionisten eine solche Achtung, die bis zur Verehrung geht. Es ist nicht einer unter ihnen, der nicht das Leben für seinen Pfarrpriester hingäbe.

Diese Pfarrpriester verwechseln ihre Wohnung nicht; jeder stirbt in seiner Reduction, wo er angesetzt gewesen, und sein Leben ist gewöhnlich von eben keiner kurzen Dauer. Man schreibt die Ursach davon der guten Luft zu, welche man in diesem Lande einathmet, wie auch den guten

Spei-

Speisen und der Diät, welche man da hält.

Um die, so sterben, wieder zu ersetzen, sucht man aus allen Jesuiterklöstern in Spanien, diejenigen heraus, von denen man die meiste Geschicklichkeit, die Reductionisten zu regieren, vermuthet. Man läßt sie nach Buenos-Aires kommen, wo sie ein neues Seminarium ausmachen, unter dem Vorwande, die Paraguaische Sprache zu lernen. Der wahre Bewegungsgrund aber ist, sie aufs neue zu prüfen, ihren Charakter zu ergründen und zu erfahren, ob sie alle die erforderlichen Eigenschaften haben, diese Völker nach den festgesetzten Grundsätzen zu beherrschen. Es wird hier keiner aufgenommen, dessen Klugheit und Fähigkeiten man nicht schon kennt. Diese Prüfung ist sehr streng: man behält sie fünf oder sechs Jahr im Seminario, und unterwirft sie unaufhörlichen Proben. Nach Verlauf dieser Zeit findet sich kaum einer unter sieben, welcher einer Stelle eines Pfarrpriesters von Paraguay für fähig gehalten würde. Es geschieht auch öfters, daß keiner von den wenigen Auserwählten den Platz bekömmt, zu dem sie sich bestimmt glauben, wenn sie gleich alle erforderliche Eigenschaften haben. Die Furcht vor einem Zufalle nöthiget oft einen alten Pfarrpriester die ledige Stelle zu der seinigen zu schlagen. Es ist ein unveränderliches Ge-

setz, in dieses Land keinen Europäer zu lassen, er mag seyn, von welcher Nation er will, selbst keinen Jesuiten. Obschon der Stadthalter von Buenos-Aires, unter dem dieses Land steht, ein Recht hat, das, was darinn vorgeht, zu untersuchen, so haben doch alle, die diesem Posten vorgestanden, nicht einmahl daran gedacht, von ihrer Gewalt Gebrauch zu machen. Sie verlassen sich immer auf die Klugheit der Jesuiten in Verwaltung der Gerichtsbarkeit und der übrigen Angelegenheiten.

Die Gesetze der Geschichte erlauben nicht, uns auf die Reden der Leute zu beziehen und die Partheylichkeit, welche in den Erzählungen immer übertrieben, und in ihrem Urtheile ungerecht ist, anzuhören. Sie wollen vielmehr, daß wir alles Mögliche thun, um die Wahrheit zu entdecken und sie unsern Lesern vorzulegen. Zu diesem Ende haben wir alle Schriftsteller, die die Paraguay erwehnen, gelesen. Auch haben wir nichts auf unsere Rechnung nehmen wollen, sondern nur einen Auszug aus allen diesen Werken gemacht: und uns immer ihrer Ausdrücke bedient, ohne die Zeit zu verändern und das nachher Geschehene anzumerken, als z. E. daß die Jesuiten nicht mehr in Paraguay sind. Unsern Plan zu erfüllen, und unsern Lesern keinen Wunsch übrig zu lassen, wollen wir erzählen, was Herr Bongainville Schiffshauptmann, von diesem

sem Lande, den daselbst wohnhaften Jesuiten, und von der Art, wie sie vertrieben worden, sagt. Er spricht als Augenzeuge, weil er damals gegenwärtig war. Er ist kein gemeiner Reisender, der nur das in die Augen fallende sieht, der nichts untersuchen und schätzen kan; dem mit einem Worte das Gedächtniß alles ist. Es ist ein Officier, dessen natürliche Fähigkeiten durch die Erziehung entwickelt worden. Ein Philosoph, welcher die Ursachen der wahrgenommenen Wirkungen untersucht und entdeckt: ein Politiker, welcher die Charaktere der verschiedenen Nationen entwickelt und ihre Sitten kennt; ein Physiker, welcher der Natur in ihren Arbeiten folgt und ihre Geheimnisse fast ergründet; ein erleuchteter Geograph, der Kenntniß von der Erdfläche, den sphärischen Kreisen und der ganzen Mathematik hat. Außer seinen Einsichten und Fähigkeiten hat er Bescheidenheit, die vom wahren Verdienste selten trennbar ist. Er warnt seine Leser, seinen Bericht nicht als ein Werk zum Zeitvertreib anzusehen, und setzt hinzu: daß seine Ideen und seine Schreibart nur gar zu sehr das Gepräge der irrenden und wilden Lebensart, die er seit zwölf Jahren führe, angenommen hätten. Wir urtheilen von seinen Ideen und seiner Schreibart so verschieden, daß wir gar kein Bedenken finden, sie abzuschreiben; wir behalten uns

nur die Abkürzung der Umstände vor, die in unserm Buche überflüßig scheinen, in seinem aber nothwendig sind.

Die Jesuiten kamen zuerst um das Jahr 1560. in die fruchtbaren Gegenden, wo sie unter der Regierung Königs Philips III. die berühmten Mißionen anlegten, welche in Europa den Nahmen von Paraguay, in Amerika aber richtiger von dem Flusse Uragay führen, an, an dessen Ufern sie liegen. Man hat sie jederzeit in Völkerschaften eingetheilt, die Anfangs schwach und in geringer Anzahl waren; aber nach und nach bis auf sieben und dreyßig angewachsen sind, wovon neun und zwanzig auf der rechten, und achte auf der linken Seite des Uragay liegen. Eine jede Völkerschaft wurde von zwey Jesuiten, die in ihren Ordenskleidern giengen, regieret. Die Könige in Spanien suchten, theils aus Liebe zur Religion, theils aus Interesse, diese Indianer zu bekehren: sie hoften hierdurch, sich Meister eines weitläuftigen fruchtbaren Strich Landes zu machen, und die Anzahl Anbeter des wahren Gottes zu vermehren. Die Jesuiten übernahmen das Bekehrungswerk, stellten aber vor, daß sie, um ein so schweres Unternehmen zu erleichtern, von den Stadthaltern in den Provinzen unabhängig seyn müsten, und daß keine Spanier in diese Provinz kommen dürfte.

Der

Der Bewegungsgrund dieser sonderbaren Forderung war die Furcht, daß die Laster der Europäer den Neubekehrten anstößig seyn, und vom Christenthume abspenstig machen möchten, und daß ihnen durch den spanischen Stolz die Unterwürfigkeit leicht verhaßt werden könnte. Der Madriter Hof billigte diese Ursachen, und gab deswegen Befehl, daß die Mißionarien nicht unter den Stadthaltern stehen, und jährlich aus dem königlichen Schatze sechzig tausend Piasters, um die Unkosten zur Anbauung des Landes zu bestreiten, erhalten sollten, jedoch mit der Bedingung, daß ein ieder Indianer von achtzehn bis sechzig Jahren dem König jährlich einen Piaster entrichten sollte, so wie die Völkerschaften nach und nach eingerichtet und die Felder angebauet seyn würden. Man verlangte auch, daß die Jesuiten den Indianern die spanische Sprache lehren sollten; es scheinet aber, daß sie auf diese Bedingung nicht sehr geachtet haben.

Die Jesuiten fingen ihr Unternehmen mit vielem Eifer und einer unglaublichen Geduld an. Beydes gehörte dazu, um ein wildes, unbeständiges, träges und ganz unabhängiges Volk, zu gewinnen und zur Arbeit und zum Gehorsam zu gewöhnen. Ihr Eifer siegte über die unzähligen Hindernisse, welche sie bey jedem Schritte fanden, und ihr sanftmüthiges Betragen wuste end-

lich die wildesten Menschen zu zähmen. Sie brachten sie in gewisse Wohnungen zusammen gaben ihnen Gesetze, und führten nützliche und angenehme Künste bey ihnen ein. Sie bildeten aus einer barbarischen Nation, die ohne Sitten und Religion war, ein gesittetes willfähriges Volk, das die Ceremonien der katholischen Kirche beobachtet. Die Indianer ließen sich durch ihre beredten Apostel lenken, und gehorchten ihnen willig, da sie sahen, daß solche ihr wahres Bestes zur Absicht hatten. Wenn sie sich einen Begrif von dem Könige in Spanien machen wollten, so stellten sie sich ihn als einen Jesuiten vor.

Inzwischen hatten sich die Einwohner von Paraguay im Jahre 1757. beynahe empöret. Spanien hatte an Portugal die auf der linken Seite des Uragay belegenen Völkerschaften, gegen die Kolonie des heiligen Sacraments vertauscht, um dadurch den erstaunlichen Schleichhandel, wovon wir bereits verschiedene male geredet haben, zu hindern. Der Fluß Uragay ward nunmehr als die Gränze der Länder beyder Kronen angenommen, und die Indianer, welche in den Völkerschaften auf der linken Seite gewohnt hatten, wurden auf die Rechte versetzt, jedoch wurden den Indianern die dadurch verursachten Kosten vergütet. Aber die Indianer waren einmal

an ihren Aufenthalt gewöhnt, und hatten keine Lust, ihr in Ordnung gebrachtes Feld zu verlassen, um neues urbar zu machen. Sie griffen also zu den Waffen, die man ihnen seit geraumer Zeit in die Hände gegeben, um sich wider die Streifereyen der Pauliſten zu wehren, welches ein zusammen gelaufenes Volk ist, das zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts aus Brasilien gekommen und eine eigene Republick errichtet hat. Inzwischen ist niemals ein Jesuite Anführer dieser Rebellen gewesen; die Einwohner sollen sie mit Gewalt in den Dörfern zurück behalten haben, um den Gottesdienst zu verrichten. Sie erwählten einen König, der Nicolas hieß, aber kein Jesuite war, wie man es in Europa damalen verbreitet hatte. Der Stadthalter der Provinz la Plata nebst dem Stadthalter von Monteviedo marschierte gegen die Rebellen, davon in einer Schlacht gegen zwey tausend auf dem Platze blieben. Diese Niederlage hatte ein Schrecken unter sie gebracht; aber der spanische Hof änderte auf einmal sein Vorhaben des obgedachten Tausches und befahl seinen Officieren, das Land, dessen sie sich in den Mißionen bemeistert, wieder zu räumen.

Der Autor, aus welchem wir alle diese Umstände entlehnen, sagt, einer der spanischen Generale habe ihn versichert, daß der

gröſte Theil der Indianer ihm folgen wollen, und er ſieben Familien nicht verhindern können, ihn zu begleiten. Die Aufführung der Indianer ſcheint ſehr ſonderbar, ſie ergreifen die Waffen, um das Land zu behaupten, welches ſie bewohnen, und verlaſſen es, wenn man es ihnen wieder zugeſtehen will. Hieraus kan man ſchlieſſen, daß ſie durch den Jeſuiten zu dieſer Empörung angetrieben worden waren. Was war wohl aber der Bewegungsgrund ihres Mißvergnügens, und den Spaniern zu folgen? Sie wohnten in einem ſehr fruchtbaren Lande, und einem gemäßigten Himmelsſtriche; machten eine Geſellſchaft von Menſchen aus, die alle arbeitſam waren, wo keiner für ſich allein arbeitete: die gemeinſchaftliche Feldfrüchte wurden in öffentliche Magazine gebracht, woraus ein jeder ſoviel erhielt, als er zu ſeinem Unterhalte, zu ſeiner Kleidung und zu ſeiner übrigen Haushaltung gebrauchte. So lange ſie Kräfte haben, zu arbeiten, ernähren ſie die heranwachſende Jugend, und wenn das Alter ſie kraftloß macht, ſo erweiſen ihre Mitbürger ihnen den Dienſt, welchen ſie den Vorfahren geleiſtet. Die Privathäuſer ſind bequem und die öffentlichen Gebäude ſchön; der Gottesdienſt war einförmig und ſorgfältig beobachtet. Es kannte dieſes Volk weder Rang noch Stand; keinen quälte Ehrgeitz, Dürftigkeit und Geitz.

Das

Das Land der Mißionen erstreckt sich von Norden gegen Süden auf zweyhundert Meilen, und von Osten gegen Westen auf hundert und funfzig. Man rechnet die Einwohner auf dreymal hundert tausend Seelen. Es giebt hier erstaunliche Wälder mit allerley Bäumen; unermeßliche Wiesen, welche mehr als zwey Millionen Stück Vieh ernähren. Das Land wird mit ansehnlichen Flüssen durchströmet, welches die Handlung und das Gewerbe befördert. Die Unkosten zur Erhaltung der Völkerschaften belief sich nicht hoch; Ihre Unterhaltung, ihre Kleidung und Wohnung, ward durch ihrer Hände Arbeit erworben. Das meiste kosteten die Kirchen. Das übrige von den Einkünften gehörte den Jesuiten, welche alle nothwendige Instrumente zu den verschiedenen Handwerken Gläser, Scheiben, Messer, Nähnadeln, heilige Bilder, Rosenkränze, Pulver und Flinten aus Europa kommen ließen. Ihre jährlichen Einkünfte bestunden in Baumwolle, Talg, Leder, Honig und Mathe, eine Pflanze, die unter dem Namen Paragay-Kraut bekannt ist. Der Absatz davon ist im ganzen spanischen Indien erstaunlich.

Die Indianer lebten gegen ihrer Pfarrer, die Jesuiten waren, in einer solchen sclavischen Unterwürfigkeit, daß sowohl Männer als Weiber, wenn sie etwas gegen die

Gesetze begangen, sich wie in den Schulen, mit Ruthen züchtigen ließen, und sich sogar für das kleinste Verbrechen eine kleine Strafe ausbaten. Die Jesuiten wählten in jedem Kirchspiele jährlich gewisse Richter und Räthe, welche sich um die innerliche Verwaltung bekümmern mußten. Die Ceremonie ihrer Wahl ward allemahl am neuen Jahrstage sehr feyerlich in der Kirche vollzogen, und unter dem Geläute der Glocken und mit Musik bekannt gemacht. Die Neuerwählten empfingen zu den Füssen des Pfarrers die Ehrenzeichen ihrer Würde, weswegen sie aber so gut gegeisselt werden konnten, als die übrigen. Ihr grösster Vorzug bestand darinne, daß sie Kleider tragen durften, anstatt daß ein Baumwollenes Hemde die ganze Kleidung der übrigen Einwohner beyderley Geschlechts war. Das Kirchweihfest und das Fest der Pfarrer ward durch öffentliche Feyerlichkeit und sogar durch Aufführung von Komedien begangen.

Der Pfarrer bewohnte ein großes Haus nahe bey der Kirche, mit zwey Nebengebäuden. In dem einen davon ward Unterricht in der Musik, Malerey, Baukunst, Bildhauerey und in verschiedenen Handwerken gegeben. In dem andern Nebengebäude befand sich eine Menge junger Mädchen, welche unter Aufsicht alter Weiber zu allerley Arbeiten angeführt wurden.

Der

Der Pfarrer stand alle Tage um fünf Uhr auf, betete eine Stunde, um sechse laß er Messe; um sieben küßte man ihm die Hand, und zugleich wurde einer jeden Familie eine Unze Mathe zum Trinken ausgetheilt. Hernach frühstückte der Pfarrer, betete sein Breviarium, arbeitete mit den Corregidoren, wovon die vier erstern seine Minister waren, und besuchte die Schulen und Werkstätte. Wenn er ausgieng, ritte er allezeit unter großer Begleitung zu Pferde. Um eilfe speisete er allein mit seinem Vicarius, unterredet sich mit ihm bis um zwölfe, und hielt alsdenn bis um zwey Uhr Nachmittagsruhe. Er blieb bis zur Zeit, den Rosenkranz zu beten, in seinem Zimmer, nachgehends nahm er bis um sieben Besuch an, da gespeißet wurde, und um achte legte er sich zur Ruhe, oder vielmehr sollte er es um diese Zeit thun.

Die Indianer fingen um acht Uhr des Morgens ihre Arbeit an, und die Corregidoren hatten Aufsicht über sie, damit sie nicht ihre Zeit verlieren sollten. Die Weiber spannen Baumwolle. Man gab ihnen des Montags ein gewisses auf, welches sie Sonnabends gesponnen wieder liefern mußten. Um halb sechs Uhr versammlete man sich zum Abendgebet, und abermals dem Pfarrer die Hand zu küssen. Alsdenn ward einer jeden Familie, die zu acht Personen gerech-

net wurde, ein Loth Mathe, vier Pfund Rindfleisch und ein gewisses an Maiz ausgetheilt. Des Sonntags arbeitete man nicht, weil ihr Gottesdienst ihnen fast alle Zeit wegnahm. Es blieben nur einige Stunden übrig, in denen sie sich mit verschiedenen Spielen beschäftigen durften, die eben so traurig, als ihre ganze Lebensart war.

Aus diesen Umständen erhellet, daß die Indianer in einer unausstehlichen Einförmigkeit von Arbeit und Ruhe lebten. Daher sie auch starben, ohne gelebt zu haben, und ohne den Verlust des Lebens zu bedauern. Sie überstehen die Krankheiten selten, die ihnen zustoßen; fragte man sie, ob sie ungern stürben, so antworteten sie nein, und mit einem Tone, der die Sprache des Herzens verräth. Was nun endlich Hr. Bongainville vom Regiment der Jesuiten über die Indianer in Paraguay sagt, entwickelt uns die Ursachen, die letztere hatten, jene zu hassen. Sie waren gezwungen eine solche eingezogene Lebensart wie Mönche in strengsten Klöstern zu führen, und nichts gehörte ihnen eigen. Als die Spanier in die Mißionen kamen, bezeigten ihnen die Indianer das gröste Verlangen, diese Lebensart zu verändern. Die Jesuiten wollten ihre Art zu regieren rechtfertigen, und malten die Indianer als Menschen ab, die kaum so viel Verstand, als die Kin-

der

der hätten: die Lebensart aber, die sie führten, sagt Hr. Bougainville, hinderte diese großen Kinder, die Lebhaftigkeit der kleinen zu haben.

Die Jesuiten arbeiteten unermüdet an der Ausbreitung dieser Mißionen, als ihre Ungnade in Europa ihr ganzes Staatsgebäude über den Haufen warf. Der spanische Hof, der einmal die Verbannung der Jesuiten beschloß, wolte, daß dieß Vorhaben in allen Ländern zugleich ausgeführt würde. Don Pedro Cevallos, Statthalter von Plata, wurde zu dem Ende zurückberufen, und Don Franciscus Bukarely an seine Stelle gesetzt. Man unterrichtete ihn von dem auszuführenden Vorhaben, und trug ihm auf, seine Vorbereitungen dazu ins geheim zu besorgen, und nichts eher anzufangen, als bis er neue Befehle erhalten würde. Der Beichtvater des Königs, der Graf Aranda, und einige Minister, waren die einzigen, welche um dieses Geheimnis wusten. Bukarely kam zu Anfange des Jahrs 1767. in Buenos-Aires an.

Er erhielt vom Hofe noch im selbigem Jahre im Monate Junius, die Befehle, schickte sogleich zwey Officiere, einen an den Stadthalter in Peru, und den andern an den Präsidenten der Audienz von Chili, mit den an sie gerichteten Paketten, vom Hofe ab. Hernach fertigte er seine Befehle an die Oerter seiner Provinz, wo Jesuiterklö-

ster waren, ab, z. E. nach Cordava, Mendoza, Corientes, Santa-Fe, Salta, Montevideo und Paraguay. Weil er befürchtete, die Befehlshaber dieser verschiedenen Oerter möchten hin und wieder die Absicht des Hofes nicht geheim genung halten, und auch nicht geschwind genung ausrichten, so schickte er ihnen die Instruction versiegelt zu, mit dem Befehle, sie nicht eher zu erbrechen, als an dem Tage, da das Project ausgeführt werden sollte. Insonderheit war ihm an Cordava viel gelegen, wo das Hauptkloster der Jesuiten, und auch ihr Provinzial war: weshalb er auch vermuthete, ihre Papiere hier zu finden. Bukarely entschloß, einen Officier, auf den er sich verlassen konte, dahin zu schicken, ernannte ihm zum Vice-Gouverneur in Cordava, und gab ihm unter diesem Vorwande ein Kommando Soldaten mit.

Die gröste Verlegenheit machte ihm die Art und Weise, die er sich nehmen sollte, um die königlichen Befehle in den Mißionen zu vollziehen. Man wuste nicht, ob die Indianer zugeben würden, daß man mitten in ihren Völkerschaften die Jesuiten aufhöbe, und überdies muste man sogleich eine andere Regierungsform einführen. Der Stadthalter schrieb also, um Zeit zu gewinnen, nach den Mißionen, man sollte ihm aus jeder Völkerschaft den Corregidor

und

und den Caciken schicken, damit er ihnen die königlichen Befehle mittheilen könnte. Dadurch verschafte er sich Geissel, die ihm die Treue der Völkerschaften versicherten, wenn er die Jesuiten daraus vertriebe; und durch die gute Aufnahme, die er alle den Indianern, welche er nach Buenos-Aires kommen lassen, machte, gewann er ihr Zutrauen. Er stellte ihnen ihren künftigen Zustand vor, versicherte sie, daß sie wie andere königliche Unterthanen, ihr Eigenthum haben, und derselben Vortheile geniessen würden.

Alles war äußerst geheim getrieben worden, so daß die Jesuiten in der größten Sicherheit lebten. Der Zeitpunct der Ausführung war auf einen Tag festgesetzt, da man vermuthen konnte, daß alle Couriers an dem Orte ihrer Bestimmung angekommen seyn würden. Zwey spanische Schiffe hätten aber beynahe alles vernichtet. Er hatte dem Statthalter von Monteviedo Befehl gegeben, wenn Schiffe aus Europa kämen, alle Gemeinschaft mit ihnen zu verbieten, bis er ihm zuvor Nachricht davon gegeben. Da aber eines von diesen Schiffen bey der Einfahrt in den Fluß Paraguay verunglückt war, so mußte man das Schifsvolk zu retten suchen.

Da diese beyden Schiffe nach der Gefangennehmung der Jesuiten aus Spanien

abgesegelt waren, so konnte man nicht verhindern, daß diese Nachricht sich in Paraguay verbreitete. Es wurde eiligst ein Officier von dem einen Schiffe zum Marquis Bukarely gesandt, um ihm von dem vorgefallenen zu benachrichtigen. Hierauf schickte der Marquis an alle Befehlshaber der Städte sogleich Couriere ab, mit Befehl, ihre versiegelten Instructiones zu eröffnen, und was sie darinne finden würden, sogleich auszuführen. Alle Couriere wurden den zehnten Julius abgefertiget, und die Jesuiterklöster zu Buenos-Aires besetzt. Die Väter waren erstaunt, als man sie gefangen nahm, und sich ihrer Papiere bemächtigte. Den folgenden Tag wurde die Todesstrafe darauf gesetzt, wenn sich jemand unterstehen würde, die geringste Gemeinschaft mit den Jesuiten zu haben. Man nahm auch würklich fünf Kaufleute beym Kopfe, welche den Jesuiten in Cordova Nachricht davon geben wollten.

Die königlichen Befehle wurden aller Orten eben so leichte ausgeführt. Man überfiel die Jesuiten allenthalben, ohne daß sie sich das geringste vermutheten, und bemächtigte sich aller ihrer Papiere. Man schafte sie aus ihren Klöstern, in Begleitung starker Commmandos, fort; diese hatten Befehl, auf diejenigen, welche entwischen wollten, Feuer zu geben. Die Schärfe

war aber nicht nöthig. Sie unterwarfen sich aufs demüthigste, und sagten, daß sie sich diese Strafe Gottes durch ihre Sünden zugezogen hätten. Zu Ende des Augusts desselbigen Jahres brachte man eine Parthie nach Encenada und schiffte sie zu Ende des Septembers ein, um sie wieder nach Europa zurück zu bringen.

Die Corregidoren und Caciken nebst ihrem Gefolge von Indianern kamen in Buenos-Aires an. Sie waren abgereiset, ohne sich die Ursache, warum sie verlangt wurden, zu vermuthen. Als sie die wichtige Neuigkeit unterweges erfuhren, wurden sie zwar stutzig, setzten aber gleichwohl ihre Reise fort. Die Warnung, welche die Pfarrer ihnen gegeben, bestund darinn, nichts von dem, was ihnen der Statthalter sagen würde, zu glauben. Bey ihrer Ankunft führte man sie gerades Weges zum Statthalter. Sie kamen an der Zahl hundert und zwanzig zu Pferde an, und stellten sich in einem halben Mond auf zwey Reihen. Ein Spanier, der ihrer Sprache mächtig war, diente ihnen zum Dollmetscher. Der Statthalter erschien auf einen Balcon, und ließ ihnen sagen, daß er sich freue, sie zu sehen; sie sollten von ihrer Reise so lange ausruhen, bis er den Tag festsetzen würde, ihnen die Befehle des Königs bekannt zu machen. Er fügte hinzu, daß er Willens sey, sie aus der Sklaverey zu ziehen, und sie in

den Besitz ihrer Güter, den man ihnen bisher nicht verstattet hätte, zu setzen. Sie antworteten mit einem allgemeinen Geschrey, hoben die rechte Hand in die Höhe und wünschten dem Könige und dem Statthalter viel tausend Glück. Man sah auf ihrem Gesichte mehr Erstaunen, als Freude. Sie wurden darauf in ein Jesuiterkloster gebracht, wo sie auf königliche Kosten lebten. Der Statthalter hatte vornemlich den berühmten Caciken Nicolas verlangt; sein hohes Alter und seine Schwäche erlaubten ihm aber nicht mehr diese Reise zu unternehmen. Man ließ den Indianern Zeit, die Sprache und Lebensart der Spanier kennen zu lernen, ehe man sie zur Audienz forderte. Herr Bougainville sagt, er hätte sie verschiedene mal besucht, sie hätten ein träges, einfältiges Ansehen, wie Leute, welche beständig in Bedruckung und Sklaverey leben. Man versicherte ihn, daß es unter ihnen einige gäbe, welche viele Kenntnisse hätten; er konnte aber nicht davon urtheilen, weil er ihre Sprache nicht verstand. Er hörte einen Caciken auf der Violine spielen, von dem man ihm versichert hatte, daß er ein großer Musikus sey. Er hörte ihn mit vieler Aufmerksamkeit, und glaubte die Töne eines Canarienvogels zu hören.

Die Jesuiten, welche noch in den Missionen waren, meldeten dem Statthalter, daß

daß er ihres und aller Völkerschaften Gehorsams versichert seyn könne.

Der Marquis von Bukarely gieng den 14ten May 1768. nach Buenos-Aires, nachdem er alle nöthige Anstalten vorhero gemacht. Er rückte in den Mißionen ohne den geringsten Wiederstand ein. Alle Jesuiten ließ er aufheben, versicherte sich ihrer, und ließ sie nach einen Hafen einschiffen, von wo sie nach Europa sollten gebracht werden. Man empfieng ihn überall mit Freudensbezeugungen. Die Indianer spielten Opern und Comedien und thaten ihr möglichstes, ihm zu erlustigen. Er sah auch den berühmten Nicolas, den man so sorgfältig zurück behalten. Er war in einem kläglichen Zustande und fast nackend. Er war ein Mann von siebenzig Jahren, und voll gesunden Verstandes. Der Statthalter unterhielt sich lange mit ihm und schien mit seiner Unterredung sehr zufrieden zu seyn. So wie die Spanier in den Mißionen einrückten, sungen sie gemeinschaftlich mit den Indianern das Te Deum.

Man glaubte, bey der Confiscation der Güter der Jesuiten in dieser Provinz, grosse Summen Geldes bey ihnen anzutreffen, man fand aber sehr wenig. Ihre Magazine waren inzwischen voll einländischer und europäischer Waaren. Es fanden sich soaar

solche dabey, die in diesem Lande gar nicht gebraucht werden. Die Anzahl ihrer Sklaven war beträchtlich: man rechnete deren auf drey tausend. Herr Bougainville sagt, die Einwohner von Buenos Aires behaupteten, daß man unter den Papieren der Jesuiten vieles gefunden hätte, was diese Gesellschaft verhaßt machen könte; es war aber zu viel Erbitterung von ihrer Seite, und es ist schwer, die wahren Beschuldigungen von den falschen zu unterscheiden. Uebrigens sagt derselbe Autor, will ich dem grösten Theile der Mitglieder dieser Gesellschaft die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie an dem Geheimnisse ihrer zeitlichen Absichten keinen Theil hatten. Wenn es einige Betrüger unter ihnen gab, so war die gröste Anzahl doch gottesfürchtig, und handelte nach ihren Gewissen und den Vorschriften des Ordens.

Wir haben uns bey Paraguay aufgehalten, um unsern Lesern eine Idee von den dasigen Sitten und Gebräuchen zu geben. Jetzt wollen wir die geographische Beschreibung von Peru fortsetzen.

Das Bißthum und die Statthalterschaft Buenos-Aires.

Die Gerichtsbarkeit dieses Bißthums erstreckt sich eben so weit, als die Statthalterschaft gleiches Nahmens. Diese fängt

sich

sich an den östlichen Küsten an, und gehet gegen Westen bis an Tucuman. Von Süden erstrecket sie sich von den magellanischen Ländern bis gegen Norden an Paraguay. Alle Länder, welche vom Flusse Rio de la Plata bewässert werden, gehören dazu.

Die Hauptstadt darinne ist Nuestra Sennora de Buenos-Aires. Don Pedro de Mendoza hat sie erbauet. Ihre südliche Breite ist im 34 Grade 35 Minuten. Ihre Länge, nach des Pater Feuillets Bemerkung im 61 Grade 5 Minuten westlicher Länge von Paris. Der Nahme Buenos Aires kömmt von der guten Luft, die man hier athmet, und welche für die reinste von diesem Theile von Amerika gehalten wird. Sie liegt in einer Ebene, ganz nahe dabey strömet ein kleiner Fluß. Man rechnet in derselben drey tausend spanische Familien und viele Mestizen. Ihre Gestalt ist länglich und schmal; die Gassen gerade, aber mittelmäßig breit. Der Markt ist sehr groß und nach dem Flusse zu. Gegen über liegt ein Kastell, wo der Statthalter seinen Aufenthalt hat. Ausser diesem sind noch verschiedene Forts, welche die Stadt schützen. In diesen Festungen liegen ohngefehr tausend Mann Feld-Soldaten. Die Häuser waren zwar sonst nur Strohhütten; jetzt aber sind sie von Mauersteinen, Kalk,

und mit Ziegeln gedeckt; sehr niedrig, und nur von einem Stockwerk. Alle diese Häuser haben grosse Höfe und Gärten, daher die Stadt, nach Verhältniß ihrer Gröse, nicht bevölkert ist. Es ist kein Hafen zu Buenos-Aires. Die Schiffe können nicht näher, als drey Meilen von der Stadt, heran. Die Hauptkirche ist gut gebauet, und die meisten Einwohner gehören in dieselbe. Das Capitel bestehet aus dem Bischoffe, einem Dechanten, einem Erz-Diakonus und zwey Domherren. Dazu der eine durch die Wahl, und der andere durch Vorschlag ernennet wird. Es sind hier verschiedene Klöster für beyderley Geschlechter, und eine königliche Kapelle in der Festung.

Die Festtäge sind hier nicht selten: man begeht sie mit Proceßionen und Feuerwerken, und diese Ceremonien ersetzen die Stelle der Schauspiele. Die Mönche bewilligen den vornehmsten Damen in der Stadt den Titel Majordames der heil. Maria, und der Stifter ihrer Orden. Deshalb müssen sie für die Aufputzung der Kloster-Kirchen sorgen, die Bilder der Heiligen kleiden und den Habit des sich zu wählenden Ordens tragen. Es ist ein sehr sonderbares Schauspiel in den Dominicaner- oder Franciscaner-Kirchen, Frauenzimmer von allerley Alter in Ordenskleidern dem Gottesdienste beywohnen zu sehen.

Die Jesuiten hatten ein strengeres Mittel ersonnen, die Frömmigkeit der Weiber zu beschäftigen. Bey ihrem Kloster stund ein Gebäude, welches geistliches Uebungs-Hauß für das weibliche Geschlecht hieß. Dahin begaben sich verheyrathete Weiber und ihre Töchter, ohne die Männer und Eltern darum zu befragen, und brachten hier vierzehen Tage in Andacht zu, während der Zeit sie auf Kosten der Jesuiten unterhalten wurden. Keine Mannsperson, als die Jesuiten, hatten hier einen Zutritt; die Weiber durften nicht einmahl ihre weiblichen Bedienten mitbringen. Die Uebungen bestanden im Nachdenken, Beten, Beichten und Geisseln. Der Autor, so diese Erzehlung macht, sagt, er habe die Wände der Kapelle noch mit dem Blute dieser Weiber bespritzt gesehn.

Die Stadt Buenos-Aires ist mit grossen Feldern umgeben, die beständig grün sind, und eine sehr grosse Menge Vieh ernähren, davon das Fleisch vortreflich ist. Vor zwanzig Jahren noch waren diese Felder voller wilden Ochsen und Pferden, die man nur aufgreiffen durfte. Die Spanier und Portugiesen haben sie aber sehr um ihrer Häute willen, verheert, womit sie starke Handlung treiben. An Wildprete fehlet es eben so wenig, als an zahmen Viehe. In den Flüssen findet man gute

Fische.

Fische. Die europäischen Gewächse kommen hier gut fort. Es ist das vortreflichste Land, sowohl in Ansehung der Lebensmittel, als der gesunden Luft.

In dieser Statthalterschaft findet man noch die Städte Santa-Fe, Corientes und Monte-Viedo. Die letzte ist neuerdings erbauet, und liegt an der Bay, von welcher sie ihren Nahmen hat. Santa-Fe liegt neunzig Meilen von Buenos-Aires, zwischen den Flüssen Plata und Salado. Diese Stadt ist klein und schlecht gebauet. Sie ist oft von den heidnischen Indianern verheeret worden, und auch noch ihren Streifereyen ausgesetzt. Die Stadt Corientes liegt zwischen Rio de la Plata und dem Flusse Parana, hundert Meilen von Santa-Fe. Sie ist auch klein und schlecht gebauet. Die zwey letzten haben einen besondern Corregidor, welcher Lieutenant des Statthalters von Buenos-Aires ist. Die Einwohner der Stadt und des Lands sind in Klassen getheilt, und immer fertig, die Waffen wider die Einfälle der heidnischen Indianer zu ergreifen. Alle Mißionen, oder das Land, worinn sie waren, gehören zu Buenos-Aires; man hat sie von Paraguay abgesondert.

Drittes Kapitel.
Die Audienz Chili.

Obgleich die Audienz oder Provinz Chili ihre besondere Statthalter hat, so ist sie doch dem Vicekönig von Peru untergeordnet. Sie begreift den mittäglichen Theil von Amerika, der sich von den äussersten Gränzen von Peru, gegen den Südpol zu, bis an die magellanische Meerenge erstreckt. Dieses beträgt eine Länge von fünfhundert Seemeilen. Beyde Königreiche werden durch die Wüste Atacama von einander geschieden. Diese Wüste erstrecket sich achtzig Meilen weit, und gleichet der Sechuraschen. Gegen Osten berühret Chili an einigen Orten die Gränzen von Paraguay. Doch sind dazwischen einige Wüsten, die zum Theil an der Gränze von Buenos-Aires liegen, und das, was man die Pampas nennt, welches Wort in der Landessprache große Ebenen bedeutet. Gegen Abend gränzt es an den Küsten des Südmeers, vom sieben und zwanzigsten Grad mittäglicher Länge bis zum drey und funfzigsten Grad dreißig Minuten.

Ein Theil von diesem Lande war unter der Botmäßigkeit der Incas bis an die Thäler Copayapu oder Copiapo, Chiquimpa oder Coquimbo und Chile. Sie hatten sich vorgesetzt, ihre Eroberungen gegen

gen Süden noch weiter zu treiben, allein sie fanden von Seiten der indianischen Puramancas und ihrer Bundesgenossen, so vielen Widerstand, daß sie genöthiget waren, mit ihren Eroberungen bey Mauli oder Maule, gegen den vier und dreysigsten Grad, dreysig Minuten der Breite, einzuhalten.

Nachdem die Spanier den grösten Theil von Peru erobert hatten, erweiterten sie auch ihre Herrschaft in Chili; aber alle Indianer dieses Landes machten 1551. einen Aufstand und brachten verschiedene Spanier um, unter denen sich auch Valdivia, einer ihrer vornehmsten Officiere, befand. Diese hielten sich hernach für diesen Verlust durch die Eroberung des Landes schadloß.

Die Haupt-Statthalterschaft Chili enthält vier kleinere und eilf Corregimienter. Die vier Statthalterschaften sind 1. Maestria de Campo, 2. Valparisо. 3. Valdivia und 4. Chiloe. Die Corregimienter sind 1. San Jago, 2. Rancagua. 3. Cokchagua. 4. Chillan. 5. Acoucagua, 6. Melipilla, 7. Quillota. 8. Coquimbo, 9. Copaipo und Guasco, 10. Mendosa, 11. La Conception.

§. I.

Die Statthalterschaft Maestria de Campo

Begreift das Kriegswesen in den Gränzplätzen und Gränzfestungen. Diese sind Aramo, wo der Oberste seinen beständigen Aufenthalt haben muß, Santa Juana, Purea, Los Angelos, Tucopel und Yumpel. Fünf Meilen gegen Süden der Bay von Conception, ergießt sich der Fluß Biobio ins Meer, und die heidnischen Indianer bewohnen dieses Land von dem Flusse seitwärts an, bis an den Ursprung desselben. Um diese Barbaren in Schranken zu halten, hat man vom Ufer des Meers an Festungen angelegt und sie mit Truppen und Munition angefüllt, zunächst der Küste, und auf der südlichen Seite des Flusses Biobio ist die Festung Aramo. Die übrigen liegen mehr gegen Osten bis an das Gebürge Tucopel. Der Oberste ist verbunden, alle diese Festungen zu besuchen, und ihnen die nöthige Hülfe zu verschaffen. In seiner Abwesenheit vertritt ein Hauptmann seine Stelle. Die Besatzung besteht ordentlich aus Reuterey und Fußvolke.

Die Stelle eines Maestro de Campo, oder Obersten, wird vom Präsident der Audienz Chili besetzt, weil man behauptet, daß er am besten im Stande ist, von dem

Ver-

Verdienste seiner Untergebenen zu urtheilen.

§. II.

Die Statthalterschaft Valpariso

Hat ihren Nahmen von einem Flecken, welcher der vornehmste darinn ist, und am Ufer des Südmeers liegt. Die mittägige Breite desselben beträgt drey und dreyßig Grad zwey Minuten. Es ist durch ein Schloß, welches fünf und zwanzig Meilen gegen Nord-West von San-Jago, der Hauptstadt von Chili, liegt, gedeckt, darin der Statthalter seine beständige Wohnung hat. Dieser Flecken ist ziemlich bevölkert, und würde es noch mehr seyn, wenn die üble Lage es nicht verhinderte. Denn der Ort liegt so dichte an einem Berge, daß viele von den Häusern an der Seite desselben, oder zwischen den Hügeln stehen; die übrigen sind ohnweit des Meeres. Im Winter ist diese Küste den heftigen Nordwinden ausgesetzt, welche die Wellen bis an die Hausthüren werfen.

Die meisten Häuser sind von rohen Ziegeln oder von Kalck und Bruchsteinen. Es ist hier nur eine Pfarrkirche, ein Franciscaner- und ein Augustinerkloster. Beyde Klöster sind arm und schlecht gebauet. Die Einwohner bestehen aus einer Vermischung von Weißen, Mulatten, und Mestizen.

zen. Die Festung hat ihren eigenen Befehlshaber, und liegt auf einem kleinen Hügel, gegen Süd-Ost und Nord-West ist sie durch zwey Flüsse abgeschnitten, welche zwey natürliche Graben von fünf und zwanzig Klafter tief, bilden. Gegen das Meer zu ist sie von Natur sehr steil, und nach dem Lande zu durch einen Graben gedeckt, welcher die Gestalt eines Vierecks macht. Die Befestigungen sind eigentlich nur Verschanzungsmauern, die nach dem Umfange der Höhe gehen, und einander wenig oder gar nicht bestreichen. Mitten auf der Strecke des Bollwerkes oberhalb des Fleckens, ist eine kleine Brustwehr mit ausspringenden Ecken. Die gegen überliegende Seite wird nur von der Seite einer halben Bastey vertheidiget. Die Bergseite besteht aus einer Courtine von sechs und zwanzig Klaftern, und von zwey halben Basteyen. Alles dieses ist von Backsteinen. Es sind keine andere Wälle, als nach der Landseite zu. An der Seeseite ist eine Batterie von neun Kanonen, welche die Rhede dem Wasser gleich beschießen kann. Es sind noch verschiedene andere Batterien in dieser Festung, die man von sechszehn Kanonen rechnet.

Weil der Hafen von Valpariso so nahe bey San-Jago liegt: so ist dadurch die Handlung hieher gezogen worden, welche sonst in Conception getrieben wurde.

In der Gegend von Valpariso findet man verschiedene Dörfer und Meyereyen. Die Früchte dieses Landes sind von einer ausnehmenden Größe, darunter man vorzüglich eine Art Aepfel schätzt, die Quillotu genennt werden, weil das Dorf gleiches Nahmens viel derselben hervorbringt. Sie zergehen im Munde, und sind wohlschmeckend. Es giebt hier auch eine Menge Rebhüner, der Fischfang aber ist nicht beträchtlich.

Die Küste bildet einen Meerbusen, der drey Meilen im Umfang haben kann. Der Hafen ist ziemlich groß, so daß der innere Raum über eine Meile beträgt. Auf der Nord-östlichen Seite, zwey Kabeltaue vom Ufer, findet man einen Felsen, der mit dem Wasser gleiche Höhe hat, und für eine sehr gefährliche Klippe gehalten wird.

Sobald die Nordwinde zu wehen anfangen, welches im April und Maymonate geschieht: so sind die Fahrzeuge den Süd- und Süd-West-Winden ausgesetzt, welche das Meer so unruhig machen, daß auch die grösten Schiffe in Gefahr laufen, wenn sie nicht gut geanckert haben.

§. III.

Die Statthalterschaft Valdivia

Ist auch noch ein Seeplatz und liegt im 39 Grad 40 Minuten der Breite, und fünf

und

und siebenzig Meilen gegen Mittag von Conception, am Ufer und an der Mündung eines Flusses in die Südsee. Sie ist von einem spanischen Hauptmanne, Nahmens Valdivia, der Chili eroberte, erbauet worden. Es sind hier zwey tausend Einwohner, Weiße oder Mestizen und einige Indianer, die ein Dorf bewohnen, welches eine Art von Vorstadt von Valdivia ist. Die Jesuiten haben daselbst ein Kloster. Der Statthalter, der die Besatzung der Stadt und die Festungen, welche den Eingang des Flusses und des Hafens bedecken, unter seinem Befehl hat, wird vom König ernennt und steht unter dem Präsidenten von Chili. Man hält den Hafen von Valdivia für einen der besten und sichersten von der Küste des Südmeers, zu welcher er der Schlüssel ist. Alle Spanier von Peru und Chili, welche die Galeren verdient haben, werden hieher verwiesen, und müssen zur Besatzung dienen. Es regnet hier unaufhörlich während den sechs Wintermonaten.

§. IV.

Die Statthalterschaft Chiloe.

Die Insel Chiloe liegt an der Küste der Südsee und macht eine militairische Statthalterschaft aus. Sie kann funfzig Meilen in die Länge und sieben in die Brei-

te haben. Ihre Lage ist zwischen den 41 Grad 40 Minuten und den 43 Grad 42 Minuten mittäglicher Breite. Am nördlichen Theile ist sie nur durch eine Meerenge von sieben bis acht Meilen vom festen Lande abgesondert; an der mittäglichen Seite aber mehr. Um sie herum liegen vierzig kleine Inseln. Der Statthalter wohnt zu Chacao, ein fester und an der östlichen Küste der Insel gegen Norden gelegener Platz, der gut befestiget ist, und immer eine ansehnliche Besatzung hat. Außer diesem ist noch ein anderer größerer in dieser Insel, Nahmens Calhueo, und mit Spaniern, Mestizen und bekehrten Indianern bevölkert. Ein Corregidor, welchem der Präsident von Chili ernennt, ist hier Befehlshaber. Es ist auch allhier eine Pfarrkirche und ein Franciscanerkloster, ehedessen war da auch ein Jesuiterkloster. Die Brüder der Barmherzigkeit hatten da auch viele Klöster. Es bringt diese Insel alle nöthige Lebensmittel hervor, nur keinen Wein. Obgleich die Luft sehr kalt ist, so gehen die Einwohner daselbst doch alle nackend. Die Schiffer kennen die umliegenden vierzig Inseln sehr wenig; sie führen sie an, ohne eine Beschreibung davon zu geben.

§. V.

Das Corregimient Chili oder San-Jago.

Man rechnet eilf Corregimienter in Chili, wie wir gesagt haben. Das erste ist Chili oder San-Jago. Es erstreckt sich nicht weiter, als die Hauptstadt von Chili gleiches Namens. Sie liegt im Thale Mapocha, welches fünf Meilen im Umfang hat, und an dem Thale Chile oder Chili, von welchem das Land den Nahmen führt, gränzt. Die Lage von San-Jago ist sehr angenehm; sie ist zwischen dem 35 Grad 40 Minuten mittäglicher Breite und dem 53 Grad 40 Minuten westlicher Länge.

Petro de Valdivia erbauete selbige den 24 Februar 1541, und hieß sie San-Jago von Neu-Estremandura. Sie erstreckt sich tausend Klafter von Morgen gegen Abend, und sechs hundert von Mittag gegen Norden. An der nördlichen Seite der Mauer gehet ein Fluß vorbey, welcher den Einwohnern das nöthige Wasser giebt und die Gärten zu wässern dienet. Ueber dem Flusse liegt eine Vorstadt, welche den Nahmen Chimba führet. Auf der östlichen Seite, ganz hart an den Häusern, befindet sich ein mittelmäsiger Berg, mit Nahmen Santa-Lucia. Die Gassen von San-Jago sind breit, gerade, gut gepflastert und

durchschneiden sich so genau, daß sie alle von Osten gegen Westen, und von Norden gegen Süden gehen. Der Markt ist mitten in der Stadt, viereckigt, und in der Mitte mit einem schönen Brunn geziert. Auf der nördlichen Seite des Marktes steht der Pallast, welcher die königliche Audienz genennet wird. Auf der westlichen Seite siehet man den bischöflichen Pallast. Die südliche Seite bestehet aus gewölbten Portalen, worinn Kaufmannsgewölber, und die östliche Seite aus sehr schönen Privathäusern. Der übrige Theil der Stadt besteht aus viereckigten Plätzen oder Inseln, wo die Häuser alle eben so schön sind, als in Lima. Sie sind alle von ungebrannten Ziegeln und sehr niedrig, aus Furcht vor den Erdbeben, deren traurige Würkungen die Stadt schon öfters erfahren hat.

Ausser der Hauptkirche sind drey Pfarrkirchen, drey Franciscanerklöster, zwey Augustinerklöster, ein Dominicanerkloster, ein Kloster barmherziger Brüder und eines des Ordens St. Juan de Dios. Die Jesuiten hatten hier sonsten fünf Schulen. Es giebt hier ferner vier Nonnenklöster. Die Kirchen aller dieser Klöster sind ziemlich groß und schön.

Man rechnet in San-Jago vier tausend Familien. Ohngefehr die Hälfte besteht aus Spaniern und die andere Hälfte

aus

aus Indianern und Mestizen. Die Sitten und die Kleidungen sind die nehmlichen als zu Quito. Die Mannspersonen sind ziemlich gut gewachsen, und die Frauenzimmer haben eine angenehme Bildung und schöne Gesichtsfarbe. Nichts destoweniger schmincken sie sich.

Die Audienz Chili war sonst zu Conception; heutiges Tages ist sie zu San-Jago. Dieses Collegium bestehet aus einem Präsidenten, vier Auditoren, einem Fiscale für die Indianer und einem andern für die Spanier. Alle Angelegenheiten werden hier ausgemacht. Der Präsident steht zwar in einigen Stücken unter dem Vice-König von Lima: sonst ist er aber Statthalter und Generalhauptmann von Chili. Er ist verbunden, sich ein halbes Jahr lang in Conception und das andere halbe Jahr zu San-Jago aufzuhalten. Wenn er aus dieser Stadt abwesend ist; so versiehet der Corregidor seine Geschäfte, unter dem Titel als General-Lieutenant, ausgenommen die, welche das Kriegswesen betreffen.

Die Stadtobrigkeit, deren Haupt der Corregidor ist, bestehet aus Regidoren und ordentlichen Alcaden. Wenn der Präsident zu San Jago ist, so schrenkt sich die Gerichtsbarkeit nur auf die Policey und die ökonomische Regierung der Stadt ein.

Die Finanzien werden durch eine königliche Kammer verwaltet, die aus einem Schatzmeister, einem Controlleur und den gehörigen Officianten besteht. Man findet hier auch ein Tribunal der Kreuzbulle und der Inquisition; aber sie stehen beyde unter den Limaschen.

Das Kapitel der Hauptkirche besteht aus einem Bischoffe, drey Dignitariis, vier Domherren und verschiedenen Unter-Priestern.

Die Witterung und der Boden der Stadt ist wie zu Conception. Die weitläufigen Felder von San-Jago liefern an Peru Getreide, trockene Früchte, gesalzen Fleisch u. s. w. Das Oehl von Chili ist sehr gut. Die Handlung der Einwohner zu San-Jago mit den abgöttischen Indianern bestehet darinn, daß sie ihnen Eisenwaaren, als Pferdezäume, Sporen, Messer, Wein und allerhand Specerey, verkaufen. Diese Wilden bewohnen ein Land, das voll Gold ist; weil sie aber keinen Gebrauch davon machen können, ziehen sie ein Stück gearbeitetes Eisen ersterem vor. Sie geben den Spaniern Kühe, Pferde, junge Mädchen und Knaben, welche die Eltern selbst gegen Kleinigkeiten, die ihnen Vergnügen machen, vertauschen. Diese Handlung ist vornehmlich den Guasen, einem Geschlechte, das mit spanischen

Ge-

Geblüte vermischt ist, überlassen. Sie gehen in das Land dieser Indianer, und wenden sich an die Hausväter. Es wird diese Nation nicht, wie vor diesem die Peruaner, von Caciken oder Curacas regiert. Ihre ganze Regierungsform bestehet darinn, daß sie die Alten verehren. Der Guase zeigt dem Hausvater dieser wilden Familien alles, was er glaubt, daß ihm am meisten reizen könne, und vergißt nie, ihm ein gewisses am Weine zu geben. Wenn der Kauf geschlossen ist, so macht der Indianer den ganzen Dorfe bekannt, daß dieser Spanier ein Freund der Nation sey, und daß man sich auf ihm verlassen könne. Der Guase läuft in alle Hütten, wird über den Preiß jeder Waare einig, und liefert diejenigen ohne Schwierigkeit, die man kauft. Er geht hernach in die erste Wohnung, wo er bey seiner Ankunft gewesen, zurück, und macht überall bekannt, daß er wieder im Begriff sey fort zu gehen. Hierauf läuft alles eiligst zu ihm, um ihm dasjenige zu bringen, weßhalb er mit ihm einig geworden ist. Er packt seine Sachen hernach zusammen, und wenn er fortreiset, giebt ihm der Vorsteher der Familie einige Indianer mit, um ihm seine erhaltenen Ochsen, Kühe und Pferde treiben zu helfen.

Die am wenigsten umgänglichen Völker, sind die, welche bey Aramo und Tucu-

pel, ferner Südwärts gegen dem Flusse Biobio und der Cordeliera wohnen. Das Land ist so groß, daß sie, wenn sie glauben, sehr gedruckt zu seyn, ihre Wohnungen verlassen, und tief ins Land in unzugängliche Wüsten gehen. Da vereinigen sie sich mit andern Indianern, und wenn sie sich für stark halten Wiederstand thun zu können, so gehen sie nach ihren vorigen Wohnungen zurück, und fallen die Spanier an. Nur einer dieser Wilden darf schreyen: zu den Waffen, so versammlen sie sich alle, und begehen Feindseligkeiten. Ihre Art, den Krieg anzukündigen, bestehet darinne, daß sie alle Spanier, welche sich bey ihnen aufhalten, erwürgen, und die benachbarten spanischen Dörfer verheeren. Hierauf versammlen sie sich in Haufen, erwählen einen Anführer, und fallen die grösten Städte und Festungen an. Wenn die Spanier glücklich genug sind, sie zurück zu treiben, so sammlen sie sich wieder einige Meilen vom Schlachtfelde, um ihre Grausamkeiten anderwärts auszuüben.

Wenn diese Indianer in Frieden leben, welches sehr selten ist, so ist ihre ganze Beschäftigung einige Felder zu säen und Zeuge zu ihrer Kleidung zu verfertigen, die übrige Zeit gehen sie entweder müßig, oder trinken Cidar, welchen sie aus Aepfeln, die im Lande überflüßig sind, machen. Ihre Hüt-

ten sind so leicht, daß nicht mehr als zwey Tage höchstens erfordert werden, solche zu bauen. Ihre Speisen bestehen in Wurzeln, Maizmehl oder von anderm Getreide. Sie sehen den Krieg als einen Zeitvertreib an, weil sie ihn mit geringen Kosten und fast gar keiner Gefahr führen. Wenn sie Friede machen, so geschieht es allemal auf Bitten der Spanier. Man redet eine Zusammenkunft ab, welche sie Parlamento nennen, bey welcher der Statthalter von Chili, der Oberste mit den vornehmsten Officieren der Armee, der Bischof von Conception und einige vornehme Standespersonen sich befinden. Die Indianer schicken ihren General, ihre vornehmsten Officiere und ihre Aeltesten. Die Spanier schlagen Zelter auf, und das Hauptquartier der Indianer ist in weniger Entfernung ihnen gerade über. Die Aeltesten jeder Provinz grüssen den Statthalter. Dieser trinkt ihre Gesundheit, hernach schenkt er ihnen auch Wein ein, vertheilt unter sie Messer, Scheeren und andere Kleinigkeiten, die in ihren Augen doch sehr schätzbar sind. Man redet hernach vom Frieden, und von den Bedingungen. Die Indianer gehen hierauf in ihr Hauptquartier zurück, woselbst ihnen der Präsident den Besuch abstattet, und ihnen ein gewisses an Wein bringen läßt. Sie machen ihm dafür auch Geschenke an Kälbern Ochsen, Pferden und Vögeln.

Wenn

Wenn der Friede geschlossen, zieht der Statthalter die vornehmsten Indianer an seine Tafel. Nachher wird noch eine Art Jahrmarkt gehalten, wo die Guasen mit ihren Waaren und die Indianer mit ihrem Vieh hinkommen. Sie tauschen ihre Waaren auf Treu und Glauben.

Ob schon diese Indianer immer die Herrschaft der Spanier von sich abgelehnt haben, so gestatten sie doch den Mißionarien den freyen Eingang ins Land. Viele haben sich taufen lassen; aber dem ohngeachtet setzen sie ihre freye Lebensart fort. Die meisten dieser Neophiten haben gar keine Religion. Der König von Spanien besoldet in allen Gränzfestungen Mißionarien, diese Wilden zu bekehren: Sobald aber nur ein Aufstand geschiehet, laufen alle Bekehrten zu ihren kriegerischen Landsleuten, und wenn Friede ist, berufen sie die Mißionarien wieder in ihr Land.

Diese Wilden geben zu Kriegeszeiten keinem Pardon, außer den weißen Frauen; sie entführen sie aber, nehmen sie mit in ihr Land und leben vertraut mit ihnen. Daher kömmt es, daß man eine Menge weiße und blonde Indianer unter ihnen antrift, welche man für Europäer von Chili halten würde. Zu Friedenszeiten gehen sie nach den Dörfern und Flecken der Spanier, und

vermiethen sich eine Zeit lang für einen gewissen Lohn. Nach verlauffener Zeit gehen sie wieder heim, und bringen für ihren Lohn allerhand Waaren mit. Alle diese Völker, ohne Unterschied der Geschlechter, tragen eine Art Röcke und Mäntel von Wolle: diese Kleidung bedeckt aber kaum die Knie. Die entfernteren Nationen gehen ganz nackend.

§. VI.

Das Corregimient Rancagua

Begreift verschiedene Meyereyen, Pachtgüter und Landhäuser, die weder einer Stadt noch Dorf ähnlich sehen. Indessen findet man doch darinnen einen Hauptort von funfzig Häusern und sechzig Familien. Der Corregidor wohnet daselbst. Im ganzen Corregimient mögen ohngefehr tausend Einwohner seyn.

§. VII.

Daß Corregimient Cokchagua

Ist vorigem völlig gleich. Es erstreckt sich bis an die Grenzen von San-Jago, und hat 1500 Einwohner.

§. VIII.

Das Corregimient Chillan

Ist ein Flecken, sechzig Meilen von San-Jago gegen Süd-Ost, in der Diöces von

Con-

Conception gelegen. Man rechnet darinn nur drey hundert Familien, darunter wenig Spanier sind. Die Jesuiten hatten hier sonst eine Schule. In der Gegend dieses Fleckens ist ein feuerspeyender Berg.

§. IX.

Das Corregimient Acuagua

Hat seinen Nahmen von einem Dorfe, welches in dem Thale der Cordeliera liegt. Die Lage ist so anmuthig, daß man 1741. den Grund zur Sadt San Phelipe el Real legte. Das Land ist voll Häuser, die von einander getrennt sind.

§. X.

Das Corregimient Melipilla

War sonst ein Feld-Corregimient, man hat aber 1741. eine Stadt darinne gebauet, die San Josepho de Lograno hieß.

§. XI.

Das Corregimient Quillota.

Der vornehmste Ort darinne ist ein Dorf, welches ohngefehr hundert Einwohner enthält. In den umliegenden Feldern wohnen aber über tausend.

§. XII.

§. XII.

Das Corregimient Coquimbo oder Serena

Hat seinen Ursprung von einer Stadt die 1544. von Pedro de Valdivia erbauet wurde. Sie liegt eine viertel Meile von der Küste der Südsee, ohngefehr hundert Meilen von San-Jago gegen Nord-West, im 29 Grad 54 Minuten südlicher Breite, an einem Flusse gleiches Nahmens, welcher durch das Thal, worinn sie liegt, strömt. Sie ist auf einer kleinen Höhe, von welcher man den Fluß und die umliegenden Felder entdeckt. Aus dem Flusse, wird vermittelst der Kanäle, das Wasser nach der Stadt geleitet, auch werden die Felder davon gewässert und fruchtbar gemacht.

Die Strassen sind alle gerade und nach dem Faden gezogen. Jedes Viertel hat sein Wasser. Ohnerachtet der schönen Lage der Stadt rechnet man doch nur fünf bis sechs hundert Familien von Spaniern, Mestizen und Indianern. Die Strassen sind nicht gepflastert, daher sehr unrein, und haben eher das Ansehen einer Landstrasse. Auf den Seiten stehn Feigen- Oliven- Orangen- und Palmbäume, die beständig grünen. Die Häuser sind alle von Erde aufgeführet und mit Stroh gedecket. Der vornehmste Theil der Stadt bestehet aus

zwey

zwey Märkten, aus den Klöstern der Franciscaner, Augustiner, Dominicaner, der barmherzigen Väter, aus einer Jesuiterschule, der Pfarrkirche und dem Spital Johannes de Deo. Diese Stadt war sonst bevölkert und blühend, sie ist aber von den Engländern und Freybeutern verbrannt und verheeret worden. Auch haben die Bergwerke von Copaipo zu ihrer Entvölkerung beygetragen. Es sind verschiedene Familien dahin gezogen. Die Reisenden versichern, daß die Frauenzimmer hier sehr schön und galant sind.

Die Fruchtbarkeit des Bodens erhält viele Leute auf dem Lande, woher man so viel Korn bekömmt, daß man vier bis fünf Schiffe damit nach Lima verladen kann. Diese Provinz liefert auch Wein und gutes Oehl nach San-Jago. Diese Lebensmittel, nebst ein wenig Talg, trocknem Fleisch und Leder machen die vornehmste Handlung des Landes aus. Es ist sonst noch eines der reichsten an Metallen. Des Winters, wenn etwas häufiger Regen fällt, findet man Gold in allen Bächen, die von den Bergen herabfliessen. Die Einwohner versicherten Freziern, das Erdreich sey Creadice, d. i. es zeuge stets Gold, und wenn es schon gewaschen wäre, so fände man doch nach sechzig oder achtzig Jahren eben so viel Gold wieder darinn, als vor-

hero

hero. Es giebt auch überdieß viel Silberbergwerke daselbst.

Die Kupferwerke sind ziemlich gemein in dieser Gegend. Man arbeitet schon seit langer Zeit in einem, welches damit die ganze Küste von Chili und Peru versiehet. Man versichert, es fänden sich Eisen- und Queckſilberadern daselbst.

Zehen Meilen gegen Süden von der Stadt sieht man einen schwärzlichen Stein, aus welchem eine Quelle fließt, aber nur ein einziges mahl des Monats, und zwar aus einer Oeffnung, welche demjenigen menschlichen Theile gleicht, dessen Ausflüssen sie nachahmet. Dieses Wasser läßt auf dem Steine eine weisse Spur nach. Sechs Meilen gegen Osten von der Stadt findet man einen grauen, bleyfarbnen und wie ein Tisch ebnen Stein, auf welchem man vollkommen wohl mit rother Farbe einen Schild und einen Helm gezeichnet siehet, welche sehr tief in den Stein hineingehen. Man hat ihn an einigen Orten entzwey geschlagen, um sich davon zu versichern. In einem Thale dieser Gegend ist ein kleiner ebener Plaz, auf welchen diejenigen, die daselbst einschlafen, beym Erwachen geschwollen sind, welches einige Schritte davon nicht geschiehet. Man versichert, daß die Schiffe, welche in den Hafen von

Coquimbo einlaufen, Erfrischungen genung daselbst antreffen.

§. XIII.

Die Corregimienter Copaipo und Guasco.

Der Hauptort darinn ist eine Stadt, zehen oder zwölf Meilen von der See, deren Häuser ohne alle Ordnung gebauet sind. Im ganzen Districte rechnet man nur drey oder vierhundert Familien. Der nächste Hafen heißt auch Copaipo: es ist der letzte von Peru gegen Chili zu. Guasco, eine andere Stadt, steht unter derselben Gerichtsbarkeit; sie liegt aber dreyßig Meilen mehr gegen Süden zu. Alle ihre Wohnungen sind ein paar Hütten.

In dem Boden dieser Stadt findet man Gold, Eisen, Kupfer, Zinn und Bley-Adern; über dieses giebt es hier viele Magnete und Lazursteine. Das Erdreich stecket auch voller Steinsalze, daher das süsse Wasser daselbst sehr selten ist; und der Salpeter ist so gemein, daß man ihn in den Thälern Finger dick über den Boden liegen sieht. In dem hohen cordillerischen Gebirgen, vierzig Meilen von dem Hafen ostsüdostwärts, findet man Gänge von dem schönsten Schwefel von der Welt. Man gräbt ihn ganz rein aus der Erde, und zwar in solchem Ueberflusse, daß der Centner nur

drey

drey Piaster kostet. Man trift hier auch Harz an, welcher von einem Baume kömt, dessen Blätter dem Rosmarin gleichen.

§. XIV.

Das Corregimient Mendosa.

Die Stadt Mendoza liegt auf der östlichen Seite der Cordillera, ohngefehr funfzig Meilen von San-Jago entfernet. Es sind viel Gärten darinn, daher man nur zweyhundert Familien rechnet, davon die eine Hälfte Weisse und die andere Hälfte eine vermischte Gattung ist. Ausser der Pfarrkirche findet man hier ein Franciscanerkloster, ein Dominicanerkloster, ein Augustinerkloster, auch sonst ein Jesuiter-Collegium. Es sind in diesem Corregimient noch zwey Städte, nehmlich San Juan de la Frontera, welche dreyßig Meilen weit von Mendoza gegen Norden liegt, und San Luis de Lojola, funfzig Meilen gegen Osten von Mendoza. Die erstere gleichet Mendoza; in der andern aber rechnet man kaum fünf und zwanzig Häuser und funfzig Familien. Die umliegenden Gegenden sind inzwischen doch sehr bevölkert. Es ist in der Stadt eine Pfarrkirche, ein Collegium, und ein Dominicanerkloster. Die Präsidenten von Chili werden zuerst in Lojola empfangen, wenn sie ihre Statthalterschaft antreten, und über

das Nordmeer dahin kommen, weil diese Stadt von Buenos-Aires her die erste ist.

§. XV.

Das Corregimient Conception

Dieses letzte Corregimient von Chili erstreckt sich vom Flusse Maule, welcher durch den nördlichen Theil der Stadt und bis an die Spitze von Lavapies fließt. In diesem ganzen Umfange sind eben nicht viel Dörfer, aber eine große Menge Meyereyen und Hütten, die auf den Feldern von einander zerstreut stehen.

Die Stadt Conception wurde 1550. von Valdivia erbauet. Wenig Zeit nachher aber zerstörten sie die Indianer, Aramo und Tucopel, und die Einwohner zogen nach San-Jago. In diesem Kriege verlohr Valdivia das Leben. Die Spanier wollten sich zum zweyten male daselbst anbauen, wurden aber von den Indianern verjaget. Gegen das Jahr 1606. brachte man eine Verstärkung von Truppen dahin, die den Indianern Widerstand leisten konnten, und erbauete die Stadt wieder. Heutiges Tages ist sie ganz offen, so daß man nicht die geringsten Spuren mehr von einer Festung sieht. Die ganze Vertheidigung besteht aus einer niedrigen Batterie an dem Ufer des Meeres, welche bloß den Hafen vor der

Stadt

Stadt bestreicht. Die Besatzung ist sehr schwach. Die südliche Breite der Stadt ist 36 Grad 45 Minuten. Sie liegt an einer angenehmen Bay, auf einer unebenen, sandigten und etwas hohen Gegend, durch welche ein Fluß fließt. Die Häuser sind, der vielen Erdbeben wegen, alle sehr niedrig, und im Jahr 1730. stürzten sie alle ein. Der kleine Fluß, welcher durch die Stadt geht, ergießt sich in die Bay. Es sind daselbst drey Häfen, wo die Schiffer gut ankern können.

Die Einwohner dieser Stadt sind Spanier oder Mestizen; sie haben alle eine sehr weiße Gesichtsfarbe. Die Mannspersonen sind alle wohlgebildet und stark. Die Schönheit der Frauenzimmer wird sehr gerühmt. Ihre Sitten kommen ziemlich mit den Limaschen und Quitoschen überein. Zu Krieges-Zeiten kann die Stadt 20000 Mann stellen. Es ist hier ein bischöflicher Pallast. Alle Kirchen, selbst die Cathedralkirche, sind schlecht und armseelig gebauet. Die Dominicaner, Franciscaner und barmherzigen Väter, haben Klöster daselbst. Die Barmherzigen besorgen die Hospitäler. Die königliche Audienz Chili war sonst hier; man hat sie aber nach San-Jago verlegt. Der Distrikt ist Ansehung der bürgerlichen Regierung in acht Gerichtsbarkeiten eingetheilt.

Das Gebiete von Conception besteht aus großen Ebenen mit wenig Dörfern, aber mit einer wunderbaren Menge Meyereyen. Die Bauern wohnen in den Ebenen, wenig von einander entfernt. Das Land ist von verschiedenen Flüssen gewässert, davon die vornehmsten Aramo und Biobio heißen.

Die Witterung dieses Landes ist ohngefehr, wie die in Spanien. Die Jahreszeiten aber sind verschieden; denn wenn in Spanien Winter ist, so ist in Chili Sommer.

Die Stadt Conception wird von einem Corregidor regiert, welchen der König nebst den gewöhnlichen Alkaden und Regidoren ernennt. Wann diese Plätze enledigt werden, so besetzt sie der Präsident von Chili nur unterdessen.

Man findet in diesem Corregimient, außer Conception, noch die Städte Angos, oder Villanova de las Infantas. Diese liegt funfzehn Meilen gegen Südost von Conception; Imperiale liegt vier Meilen von der Küste, und neun und dreyßig Meilen gegen Mittag von Conception, am Flusse Cauten auf einem steilen Felsen, in einem angenehmen und fruchtbaren Lande. In ihrem Distrikte, welcher von ziemlich gesitteten Indianern bewohnt ist, findet man reiche Goldbergwerke. Die Anzahl der

Ein-

Einwohner war sonst ansehnlicher, als jetzt. Asomo liegt an dem Rio-Bueno funfzehn Meilen gegen Südost von der Küste. Diese Stadt ist ansehnlich; denn ihr Boden ist fruchtbar und giebt reiche Ausbeute an Gold. Man rechnet in ihrem Bezirke mehr als 20000 Indianer. Es sind daselbst Manufacturen von verschiedenen Arten Zeuge. Carelmapo liegt sechzig Meilen von Baldivia gegen Mittag, und der nördlichen Spitze der Insel Chiloe gegen über. Diese Stadt liegt am meisten gegen Mittag nach Spanien und der Audienz Chili zu.

Die Pferde und Mauleſel von Chili werden für die besten gehalten: sie sind von ausserordentlicher Geschwindigkeit, und stammen von denen ab, welche zur Zeit der Eroberung aus Spanien dahin gebracht wurden; die Chilischen übertreffen aber jetzt die Spanischen.

Außer daß die Weiden hier könnten besser seyn, erhält man die Geschlechter mit mehrer Sorgfalt. Die guten Läufer von Chili lassen kein Pferd vor, und galoppiren so leicht, daß die Reuter fast keine Bewegung spüren. An Schönheit geben sie den Andalusischen nichts nach. Sie sind schön gestaltet, voller Feuer und außerordentlich stolz. Aller dieser Eigenschaften wegen werden sie sehr gesucht. Zur Vermehrung dieses Geschlechts hat man in den verschie-

denen Provinzen von Peru Stutereyen angelegt: man giebt aber doch den Chilischen den Vorzug.

Die Cordillera des Andes.

Wir halten es für unsere Schuldigkeit, die Beschreibung von Peru mit der Beschreibung der Cordilleras des Andes zu endigen, weil wir öfters ihrer erwehnet haben. Diese berühmte Kette von Gebürgen fängt in den Magellanischen Ländern an, geht durch Chili, Buenos-Aires, Peru und Quito bis an die Meerzunge von Panama, wo sie enger wird; fängt hernach wieder an breiter zu werden und erstreckt sich durch die Provinzen Nicaragua, Guatimala, Costa-Ricca, St. Michael, Mexico Guayaca, und Puella; hat eine Menge kleiner Berge, womit sie alle nördliche Theile des festen Landes von Amerika mit denen mittäglichen verbindet.

Man unterscheidet die ganz hoch gelegenen Theile durch den Namen Paramos, welches in der Landessprache Brüche heißt. Es schneiet daselbst unaufhörlich und ist so empfindlich kalt, daß sie gar nicht zu bewohnen sind; auch findet man darauf weder Pflanzen noch Vieh. Einige dieser Berge ragen über die andern hervor, und sind bis an den Gipfel mit Schnee bedeckt:

deckt; sie gehören zur Gerichtsbarkeit von Quito.

Der Paramo de l' Asuay, welcher durch die Zusammenstoßung der beyden Cordilleras gebildet wird, gehört nicht zu dieser Klasse: er ist sehr kalt, aber nicht so hoch. Seine Höhe ist der Grad des Frostes. So wie die Berge höher sind, nimmt auch die Kälte darauf zu. Man findet darunter einige, die 3126 Klafter, von der Fläche des Meeres gerechnet, hoch sind.

Der mittäglichste Theil der Cordilleras heißt Macas auch Sanguay. Den ersten Namen hat er, weil er sich in der Gerichtsbarkeit von Macas befindet. Seine Höhe ist ansehnlich: er ist fast ganz und gar mit Schnee bedeckt. Aus seinem Gipfel kömmt ein beständiges Feuer, welches mit einem erschrecklichen Getöse begleitet ist. Die benachbarten Felder dieses Vulcans sind ganz unfruchtbar. Aus diesem Theile der Cordilleras, entspringt der Fluß Sanguay.

In diesem östlichen Theile der Cordilleras, sechs Meilen von Riobamba, gegen Ost-Süd-West ist ein Berg, dessen Spitze in zwey Hügel getheilt ist, deren beyde mit Schnee bedeckt sind: es ist dieser Berg doch bey weitem nicht so hoch, als der vorige. Sieben Meilen von der nemlichen Stadt findet man den Berg Tunguragua, wel-

cher die Gestalt eines Kegels hat. Er ist auf allen Seiten gleich steil. Das Land, worinn dieser Berg anfängt, ist etwas niedriger, als die Cordilleras. Am Fusse sind einige Dörfer. In dieser Gegend der Cordilleras sind Bäder, deren Wasser so heiß sind, daß die Eyer schneller hart darinn werden, als über den Feuer.

Der Chimboroso ist gegen Norden von Riobamba. Es ist ein Berg von mittelmäsiger Höhe. Auf dem obern Theil findet man den Weg, welcher von Quito nach Guayaquil führt. Der Coropacsi steht mehr vorwärts gegen Nord-West und Süden, als alle andere Zweige der Cordilleras: es ist ein feuerspeyender Berg. Ulloa sagt, daß er 1743. Zeuge von einem Ausbruche gewesen, dem einige Tage zuvor ein schrecklicher Lerm in den innern Hölen vorhergegangen war. Er machte sich eine Oefnung auf dem Gipfel, und drey auf dem Abhange, welche alle mit Schnee bedeckt waren. Es vermischte sich eine grosse Menge Asche mit dem Schnee, und bedeckte die ganze Ebene von Callao bis Latacunga; auf einem mahl schmolz der Schnee, und die ganze Fläche wurde ein Meer, in dessen schlammigten Wasser ein Theil der Einwohner umkamen. Es breitete sich noch weiter nach den Wohnungen aus, und nahm alle Gebäude mit sich. Diese Ue-

berschwemmung dauerte drey Tage, während der Zeit der Vulcan unaufhörlich Feuer und Asche ausspie. Das Wasser verlief nach und nach; das Feuer aber machte noch einige Tage lang viel Lermen. Im Monath May des folgenden Jahres fiengen die Flammen aufs neue an zu toben, und machten noch andere Oefnungen an den Seiten des Berges. Den 30. November richtete der Berg die nehmlichen Verstöhrungen, als das vorige Jahr, an.

Der Berg Elenisa liegt fünf Meilen von letzterem. Er hat zwey Spitzen und ist beständig mit Schnee bedeckt. Es entspringen darauf verschiedene Bäche. Diejenigen, die von der nördlichen Spitze kommen, nehmen ihren Lauf nach Norden zu, und die von der südlichen, gehen nach Süden durch den Smaragdenfluß.

Auf der nördlichen Seite des Cotopaxi etwas gegen Nordost zu, liegt der Berg Chiuchilagua. Er ist nicht so groß, wie die übrigen, und immer mit Schnee bedeckt.

Gegen Norden von Quito, ein wenig gegen Osten zu, ist der Berg Cayamburo, welcher von der ersten Grösse ist. Es entspringen auf demselben einige Flüsse. Die gegen Westen und Norden fallen theils in den Smaragdenfluß, theils in

den

den Mira, und ergiessen sich alle in die Südsee; die welche von Westen kommen, laufen in den Amazonenfluß.

Auffer den Bächen, welche von den beschneyeten Bergen herunter kommen, entspringen noch andere auf den niedrigern Bergen, und machen, wenn sie sich vereinigt haben, grosse Flüsse aus, die sich in die Nord- oder Südsee ergiessen.

Von den Bergen Yasuay und Bueron entspringt ein ziemlich starker Fluß, worüber Brücken geschlagen sind, und welcher den Nahmen Cauar von einem Flecken erhält, bey welchem er vorbey geht. Er nimmt hernach seinen Lauf gegen Yocon, und ergießt sich in den Guayaquil, bey dem Meerbusen gleiches Nahmens.

Die nördliche Küste von Paramo Asuay bringt ebenfals viele Flüsse, die sich mit denenjenigen vereinigen, welche von dem Berge Senegualop und der östlichen Cordillera, auf der westlichen Seite herunter fallen, und den Fluß Alausi bilden, welcher sich in den nehmlichen Meerbusen ergießt.

Oben auf dem Paramo Tiolomo findet man vier Seen. Drey davon sind nicht so groß, als der vierte, welcher eine halbe Meile lang ist und Colai heißt. Aus den drey übrigen bildet sich der Fluß Cebadas, der nicht weit von dem Flecken dieses

ses Nahmens vorbey strömet. Nach einem langen Umwege, während welchen er noch andere aufnimmt, fällt er in den Amazonenfluß.

Die Gewässer, die von der nördlichen Spitze des Elenisa herunter kommen, gehen, wie man schon gesagt hat, nach Norden zu, vereinigen sich mit denen von der nehmlichen Cordillera, aus welchen der Fluß Amaguanna entsteht. Von der nördlichen Seite des Cotopacsi des Chuchulagua und der Cordillera des Guamani kommen andere Flüsse herunter, deren Vereinigung den Ichubamba bildet. Dieser vereiniget sich gegen Norden mit dem Amaguanna; hernach wird er durch die Bäche verstärket, die von der Cordillera herabfliessen, und erhält den Nahmen Rio de Guaillabamba. Die Wasser, welche vom Berge Cayamburo, und von der südlichen Seite des Moxanda herunter stürzen, bilden den Fluß Pisco, welcher anfangs seinen Weg gegen Westen zu nimmt, hernach mit dem Guaillabamba sich vereinigt und den Nahmen Alchipichi erhält. Er ist auf der nördlichen Seite des Fleckens San Antonio, in der Gerichtsbarkeit Quito, so stark und breit, daß man auf Tarabiten hinüber setzen muß. Er setzet seinen Lauf gegen Norden fort, und fällt in den Smaragdenfluß.

Der

Der Berg Moranda liegt zwischen den beyden Cordilleras, und theilet sich oben in zwey Spitzen, davon die eine sich gegen Osten und die andere gegen Westen neiget. Von einer jeden derselben geht eine Kette von Bergen, welche durch ihre Vereinigung einen Thal bilden. Von der nördlichen Seite dieses Berges kommen zwey grosse Bäche herunter, die sich in den See San Paolo ergiessen. Aus dieser See kömmt ein Fluß, der sich mit einigen Strömen und einem grossen Bache vereinigt, der von der Höhe des Pezilla herabstürzt. Daraus entsteht der Fluß, welcher bey San Miguel de Ybera vorbey geht, und den Nahmen Mira erhält; es ergießt sich dieser in die Südsee gegen Norden des Smaragdenflusses.

Wenn diese Flüsse so stark sind, daß man nicht hindurch waden kann, so schlägt man Brücken darüber. Man macht deren dreyerley Arten; steinerne, aber in weniger Anzahl, hölzerne am meisten, und Brücken von Liana oder Bejuke. Zu einer hölzernen Brücke sucht man den schmalsten Ort zwischen einige hohe Felsen aus, und legt darüber grosse Balken; das heißt man eine Brücke. Die Brücken von Bejuke werden über die Flüsse gemacht, deren Breite nicht zuläßt, daß man Balken darüberlegt, die so lang sie auch seyn könnten, doch von einem En-

de

de zum andern nicht reichen würden. Man flechtet viele Bejuken zusammen, woraus man dicke Taue macht, die die erforderliche Länge haben: man spreitet sie von einem Ufer zum andern, und zu jeder Brücke nimmt man sechs Stücke solcher Taue. Die beyden Seitentaue sind viel höher, als die mittlern und dienen zum Geländer. Ueber die vier mittlern bindet man grosse Stücke, auf welche man noch Aeste und Bäume legt, welches den Boden ausmacht, über den man geht. Die beyden Tauen, welche zum Geländer dienen, sind an diejenigen, welche die eigentliche Brücke machen, angebunden, damit man sich desto sicherer daran lehnen kann. Ohne diese Vorsicht würde das beständige Schwanken für die Uebergehenden gefährlich seyn. Man treibt kein Vieh über diese Brücken, sondern läßt sie über den Fluß schwimmen: die Indianer tragen unterdessen die Ladung und das Zeug auf ihren Schultern herüber.

Es giebt Orte, wo man die Bejukenbrücken noch durch das unterstützt, was man Tarabiten nennt. Es ist ein blosser Strick von Liane oder von Kuh-Leder, welcher sieben bis acht Zoll dick gedrehet ist. Er ist von einem Ufer bis ans andere ausgespannet, und an beyden Ufern an Pfähle befestigt. An dem einen ist ein Rad, damit man das Seil, so viel als man will, an-

spannen und nachlassen kan. Die Art hinüber zu kommen ist besonders. An der Tarabite hängen zwey Haacken, die längst derselben laufen, und die eine lederne Hängematte halten, worinn ein Mensch liegen kan. Man setzt sich darein, hernach geben die Indianer ihn von dem Ufer, da er abgeht, einen derben Stoß, und so läuft er längst der Tarabite noch geschwinder, weil er ohnedem von der andern Seite mit zwey Seilen angezogen wird.

Zu Uebersetzung des Lastviehes hat man zwey Tarabiten, die nicht weit von einander entfernt sind. Man macht den Bauch, den Hals und die Füsse des Thieres mit Gurten fest. In diesem Zustande hängt man es an einen grossen hölzernen Haacken, welcher mit einem Stricke an den Tarabiten fest gemacht ist und längst heran läuft. Man giebt alsdenn einen solchen Stoß, daß es gleich am andern Ufer ist. Diejenigen Thiere, welche an diesem Uebersetzen schon gewohnt sind, wehren sich gar nicht, sondern lassen sich ganz geruhig anbinden. Die aber, welche man zum erstenmale hinübersetzt, sträuben sich sehr, und wenn sie niedergeworfen sind, so erheben sie sich in die Luft. Man hat Tarabiten, welche bis vierzig Klafter haben, und dreyßig Klaftern über dem Wasser gehen, welches allen, die zum erstenmal herüber gehen, Schrecken verursacht.

Die

Die Wege des Landes entsprechen den Brücken. Man findet große Ebenen zwischen Quito und Riobamba, zwischen Riobamba und Alausi und dergleichen gegen Norden; sie sind aber durch eine grose Anzahl solcher Wege die man Tiefen, (Coufées) nennt, und welche gefährlich und unbequem sind, unterbrochen. An einigen Orten sind die Fußsteige, welche an den Seiten der Berge hingehen, so schmal, daß das Vieh manchmal kaum die Füsse darauf setzen kan, und sein Leib mit seinem Reuter einem Flusse senkrecht ist, der funfzig bis sechzig Klafter und wohl mehr darunter fließt. Diese schreckliche Wege heißen Laderes. Alle Reisende reden davon, als von einer fürchterlichen Sache. Sie sagen, daß nur eine unvermeidliche Nothwendigkeit die Dreistigkeit derer, die sich dieser Gefahr aussetzen, rechtfertigen könne, und daß viele darauf umkommen. Die einzige Schadloshaltung für die Gefahr ist daß man von den Strassenräubern nichts zu befürchten hat. Ein Reisender kann mit Gold und Silber sogar ohne Waffen, eben so sicher seyn, als wenn er eine zahlreiche Begleitung bey sich hätte. Wird er in einer Wüste von der Nacht überfallen, so bleibt er daselbst, und schläft unbesorgt. In einer Herberge ist er eben so sicher, ob sie schon keine verschlossene Thüren hat.

Die Phenomenen sind auf den grösten Theil der Paramos so häufig, daß sie denenjenigen, welche nicht Kenntnisse haben, die wahre Ursache davon einzusehen, eben soviel Schreck als Verwunderung verursachen. Ulloa sagt im 1 Theile 6 Buch 9 Capitel, daß als er beym Anbruch des Tages oben auf einem Berge war, die Sonnenstrahlen ein Gewölke zertheilten, das den ganzen Berg umgab, und nur dünne Dünste übrig ließe, welche man mit den Augen nicht recht unterscheiden konnte. Er bemerkte, der Sonne gegen über, neun oder zehen Klafter von ihm, eine Art Spiegel, worinn seine und seiner Begleiter Gestalt vorgestellt war, und deren oberster Theil mit drey Regenbogen umgeben waren; diese hatten alle drey einerley Mittelpunkt und die äußeren Farben von dem einen Regenbogen berührten die innern Farben des folgenden. In einiger Entfernung von den dreyen, sah man noch einem vierten, dessen Farbe weißlicht war. Alle vier Bogen standen senkrecht mit dem Horizont. Die Farben, wie auch die Bilder jedes Körpers, verlohren sich nach und nach und das Phenomen verschwand.

Man bemerkt öfters auf den nehmlichen Bergen Bögen, welche das Mondenlicht bildet. Die meisten entstehen an der abhängenden Seite eines Berges, und ihre gewöhnliche Farbe ist weiß.

Die

Die Luft und die Ausdünstungen aus dem Erdreiche, scheinen hier mehr, als an andern Orten, die Dünste, die sich erheben, entzünden zu können. Auch sind diese Phenomenen hier öfterer und von mehrerer Dauer, als anderwärts. Einstmahl als der genennte Verfasser zu Quito war, erschien gegen einen benachbarten Berg eine solche grosse und helle Feuerkugel, daß sie den ganzen dahin stehenden Theil der Stadt erleuchtete. Die festesten Fensterladen verhinderten das Licht nicht durch die geringsten Fugen zu dringen. Die Kugel war ganz genau zirkelrund. Sie fuhr von Westen gegen Süden, woraus man fast schliesen konnte, daß sie sich hinter dem Berge gebildet, von dessen Spitze sie sich erhoben zu haben schien. Nachdem sie die Hälfte des Laufes zurückgeleget, verlohr sie nach und nach ihren Glanz.

Der Theil der Cordilleras, welchen man Paramos nennt, ist an den Orten, wo es noch nicht so hoch ist, daß es gefrieren kann, mit einer Art von ohngefehr dreyviertel Ellen hohen Schilfrohr bedeckt. Da wo sie der Schnee einige Zeit lang hält ohne zu schmelzen, wächst keine von den Pflanzen, die sonst in bewohnten Gegenden gewöhnlich zu finden sind, sondern nur einige wenige wilde Pflanzen, und zwar nur bis zu einer gewissen Höhe. Von da bis da-

hin, wo sich das Eis anfängt, findet man nichts als Sand und Steine. An den mit Schilfgras bedeckten Orten, wo das Erdreich zu besäen untauglich ist, findet man eine Pflanze, welche den Nahmen Palo de Luz, Licht-Holz, erhalten: sie kann zwey Fuß hoch seyn, und hat verschiedene Stengelchen, die aus einer Wurzel gerade und gleich bis an ihre Spitzen wachsen, wo sie kleine Zweige treibt, die sehr dünne Blätter tragen. Diese Stengelchen werden alle gleich hoch, ausgenommen die äussersten, welche kleiner bleiben. Der Diameter von einem jeden ist ohngefehr drey Linien. Man schneidet diese Pflanze ganz dichte an der Erde, und wenn man sie anbrennt, da sie noch grün ist, so brennet sie so hell, als eine Fackel und zwar bis an das Ende; und die, welche sich derselben zum Leuchten bedienen, haben dabey nichts zu thun, als nur die kleine Kohle, die sie im brennen giebt, abzuputzen.

Ueber dem Orte, wo das kleine Schilfgras wächset, findet man eine Art Zwiebeln und verschiedener medicinischen Kräuter, ob schon die Kälte daselbst sehr stark ist. Das übrige wollen wir zur Naturhistorie von Peru versparen.

Vier-

Vierter Artikel.

Ursprung, Regierung, Religion, Sitten, Gebräuche, Wissenschaften, Denkmähler, Merkwürdigkeiten u. d. gl. des alten Reichs Peru.

§. I.

Ursprung der Incas und des alten Reichs Peru.

Der Ursprung aller Nationen, welche den Erdboden bedecken, ist fabelhaft: man muß daher nicht Wahrheiten im Ursprunge der alten Peruaner erwarten. Diese Völker lebten wie wilde Thiere ehe sie noch eine Nation ausmachten: sie hatten keinem Begrif vom natürlichen Gesetz, keine Empfindung von Religion lebten zerstreut auf den Bergen, in den Wäldern, in den Ebenen, u. s. f. Es fand sich unter ihnen eines von den Genies, welches die Natur sich zur Schuldigkeit macht, in den verschiedenen Jahrhunderten und in den verschiedenen Gegenden, zum Wohl seiner Landesleute und Zeitgenossen, hervorzubringen. Es entschloß sich, die seinigen sittlicher zu machen, Gesetze unter ihnen zu errichten, und ihr wildes Wesen in Sanftmuth zu verwandeln. Damit ihm das gelänge,

muste er diesen Wilden ein ausserordentlicher Mann scheinen, sie erstaunen, zur Bewunderung zwingen, und zum Zutrauen und zur Unterthänigkeit führen. Die Dumheit und Unwissenheit der Peruaner machte, daß sie alles glaubten und bewunderten. Er gab sich für einen Sohn der Sonne aus. Sein Vater, sagte er, wäre über den traurigen Zustand der Einwohner dieser Gegend gerührt, schickte ihn und seine Schwester, sie gesitteter zu machen, ihnen Gesetze zu geben, sie zu lehren, wie sie den Acker bauen und sich durch ihrer Hände Arbeit ernähren sollten, und endlich, um in ihrem Lande den Gottesdienst und die Religion der Sonne, ihres Vaters, festzusetzen. In dieser Absicht setzte er hinzu, hätte er den Bruder und die Schwester am Ufer der See Titicaca gelassen, welcher ohngefehr achtzig Meilen von Cusco ist; Die Sonne gab ihnen eine Goldstang, etwa eine halbe Elle lang und zwey Finger dick, mit dem Befehle, sie sollten ihrem Weg nach Belieben nehmen, und an dem Orte, wo sie halten würden, die Goldstange auf die Erde werfen, und da, wo sie hinein senken würde, ihre Wohnung errichten. Sie gab ihnen zu gleicher Zeit die Gesetze, deren sie sich zu Regierung der Völker, die sich ihnen vertrauen würden, bedienen sollten. Der Bruder und die Schwester, welche durch die Bande der Ehe vereinigt waren, giengen ab, und nah-

men

men ihren Weg nach Norden: hielten an einem Berg gegen Süden von Cusco: warfen daselbst die Goldstange auf die Erde, die einsank und vor ihren Augen verschwand. Hier blieben sie, in der sichern Meinung, daß dies der Ort sey, wo ihr Vater wollte, daß sie sich aufhalten sollten. Sie baueten daselbst eine Stadt, giengen in verschiedene Districte und luden diese Völker ein, unter ihren Gesetzen eines ihnen unbekannten Glücks zu genießen. Die ersten Indianer, an welche sie sich wendeten und durch die Vortheile, welche sie ihnen versprachen, bewegt, folgten ihnen und halfen ihnen die Stadt erweitern, zu welcher der Grund war gelegt worden. Diese neuen Unterthanen, über ihr angenehmes und friedfertiges Leben ganz entzücket, kündigten andern Völkern ihr Glück an; es entstunden verschiedene Völkerschaften. Die Mannspersonen wurden in dem Ackerbaue unterrichtet und die Frauenspersonen lerneten spinnen, weben und andere Hausarbeiten. Man nennte die Hauptstadt Cusco: Das Gebiet des Monarchen erweiterte sich.

Man weiß nicht, wie viel Zeit von diesem Zeitpunkt bis auf die Ankunft der Spanier verflossen; indem die Indianer nur eine verwirrte Erinnerung davon hatten. Einige Schriftsteller behaupten, daß vier

hundert Jahr von der Errichtung des Peruanischen Reichs bis zu seiner Zerstöhrung vergangen.

Derjenige, welcher dieses Reich gründete, war ohne Zweifel ein Mann von Fähigkeit: er hieß Manco Inca, und seine Frau Mama Orello Xuaco. Das Wort Inca hat zweyerley verschiedene Bedeutungen. Eigentlich heißt es ein unumschränkter Herr, und im ausgedehnten Verstande bedeutet es auch einen Abkömmling aus königlichen Geblüte. In der Folge vermehrte sich die Anzahl seiner Unterthanen, und man setzte noch den Titul Capac zu dem Nahmen Inca. Capac heißt tugendreich, gabenreich, machtreich. Seine Frau erhielt den Beynahmen Coya, welches rechtmäsige Gemahlin bedeutet. Er wurde aber nur der Gemahlin des Beherrschers vorbehalten, und durch Ausdehnung den in seiner Ehe erzeugten Prinzeßinnen beygelegt. Die Kebsweiber nennte man Palla. Dieser Nahme war auch allen Frauenzimmern aus dem königlichen Hause gemein, und dienete, die Prinzeßinnen in der Seitenlinie zu bezeichnen.

Manco Capac ersann verschiedene Kennzeichen des Ansehens für sich und seine Nachfolger. Das erste war, daß sie die Haare oben auf dem Kopfe einen Finger lang

lang abschnitten, da seine Unterthanen sie lang und flach trugen. Das zweite war, daß sie sehr lange Ohrringe hatten. Sie hatten den untern Theil des Ohres so weit auszudehnen gesucht, daß er die Gestalt eines Ringes von drey Zoll im Durchmesser bekam, und darein steckten sie den Ohrring. Das dritte bestund in einer Art von Flechte von verschiedenen Farben; diese gieng vier bis fünf mahl um den Kopf, wie ein Kranz, und hieng über die Stirne von einem Schlafe bis zum andern. Der älteste Sohn des Kaisers und vermuthlicher Erbe des Reichs, trug eine gelbe Franze. Manco Capac gab in der Folge diese Kennzeichen der Ehre allen Personen aus seinem Geblüte, und sogar den Vornehmen seines Hofes; doch aber so, daß man den Rang und die Stuffen unterscheiden konte.

So wie nun Manco Capac neue Unterthanen an sich zog, und sie gewöhnte, in Gesellschaft zu leben: so lehrte er sie auch alles, was sie zum gemeinen Besten nützlich machen konnte, vorzüglich aber den Ackerbau. Er errichtete in jeder Wohnung einen öffentlichen Speicher, wo man die Früchte eines jedes Kreises verwahrte, welche er den Einwohnern austheilen ließ. Diese Einrichtung behielte man bey, bis das Reich sich so erweitert hatte, daß man eine gerechte Vertheilung der Aecker ma-

chen konte. Er nöthigte alle seine Unterthanen, sich zu bekleiden, und erfand ihnen selbst eine anständige Kleidung. Die Kaiserin ließ sichs angelegen seyn, die Weiber Wolle spinnen und weben zu lehren. Jede Wohnung hatte seinen Regierer, unter dem Nahmen Curaca oder Cacike.

Manco Capac gab seinen Unterthanen, im Nahmen der Sonne, Gesetze, welche den blossen Eingebungen der Natur gleichförmig waren. Das vornehmste war, alle Unterthanen des Reichs sollten einander lieben als sich selbst; und er verordnete Strafen nach der Grösse ihres Vergehens. Todtschlag, Diebstal; und Ehebruch wurde mit dem Tode bestrafet. Er verbot die Vielweiberey, und damit die Linien nicht unter einander vermischet würden, befahl der weise Gesetzgeber, es sollte sich ein jeder in seiner Familie verheyrathen. Er verordnete auch, daß kein junger Mensch vor dem zwanzigsten Jahre heyrathen sollte, damit er im Stande sey, für den Unterhalt seiner Familie zu sorgen und sein Haus zu regieren. Er regulirte so gar die Formalien der Heyrath. Er ließ alle Jahr, oder alle zwey Jahre alles, was von Unverheyratheten in seiner Familie war, in seinem Pallaste versammlen, nannte sie bey Nahmen, nahm den Gatten und die Gattin bey der Hand, und ließ sie sich, in Gegenwart des ganzen

Hofes

Hofes, die eheliche Treue versprechen. Den folgenden Tag verheyratheten die Minister, denen dieses Geschäfte aufgetragen war, alle Ehestandsfähige Einwohner von Cusco, mit derselbigen Ceremonie. Dieses spiel wurde in allen Wohnungen durch die Caciken befolget.

Weil dieser Monarch ein Abgötter war, so erhoben sich seine Begriffe nicht zum wahren Urheber der Natur; doch hatte seine Abgötterey nicht diese Unwissenheit, die sie alle begleitet. In der Folge veränderte sie sich nur durch die Schuld seiner Abkömmlinge. Er ließ die Sonne, als die Urquelle aller Wohlthaten der Natur, anbethen. Es wurde ihr ein Tempel errichtet, nebst einem Hause für Frauenspersonen, welche dieser Gottheit gewidmet waren, und alle aus königlichen Geblüte seyn mußten.

Manco Capac genoß mitten unter seinen Unterthanen diese süsse Zufriedenheit, welche der glückliche Ausgang stets gewährt. Er liebte seine Unkerthanen, beförderte ihr Wohl, und ward allgemein geliebt.

Dieser Prinz wurde alt, und seine abnehmenden Kräfte liessen ihn vermuthen, daß er nahe sey, der Natur den Tribut zu bezahlen, welchen ihr alle sterbliche Wesen schuldig

dig sind, und daß er sich zum Tode bereiten müsse. Er ließ deshalb seine zahlreiche Nachkommenschaft, die er sowohl mit seiner Gemahlin, als von seinen Kebsweibern hatte, versammlen, desgleichen die Vornehmen seines Hofes und alle Caciken. Er kündigte ihnen an, daß die Sonne, sein Vater, ihn zu sich riefe, um ihn für seine Mühe und Arbeiten zu belohnen. Er ermahnte sie seiner Seits, zur Beobachtung der Gesetze, indem er sie versicherte, daß die Sonne keine Veränderung daran wolle. Endlich starb er, von allen Unterthanen beweinet, die ihn für ihren Vater und ein göttliches Wesen hielten. In dieser Ueberzeugung stellten sie, ihm zu Ehren, Opfer an, und seine Verehrung wurde bald ein Theil ihrer Religion.

Ulloa macht diese Betrachtungen über die alten Peruaner. Ihre Gemüthsart und der barbarische Zustand, in den sie nach der Voraussetzung, versuncken waren, lassen nicht glauben, daß sie sich so leicht dem Manco Capac werden unterworfen und mit einmal eine Gesellschaft kluger und vernünftiger Leute ausgemacht haben. Er setzet zum voraus, es habe in diesen Gegenden verschiedene Arten Götzendiener gegeben, worunter einige der Sonne göttlichen Dienst erwiesen. Die Familie des Manco Capac, fügt er hinzu, konnte von denen-

jeni-

jenigen seyn, welche dieser Art Abgötterey ergeben waren. Es ist zu vermuthen, daß jede Nation eine Art von Oberhaupt hatte, dessen Gewalt auf seine Nachkommen kam. Man kann glauben, daß an der Seite von Cusco, wo sich Manco Capac niederließ, eine nicht so barbarische und viel verschlagenere Nation, als die andern waren, aufgehalten. Ihre Häupter erhielten sich ohne glücklichen Fortgang, bis unter ihr ein geschickterer und herzhafterer, als die übrigen, aufstund. Ein solches Haupt war Manco Capac, welcher sich zum Sohn der Sonne machte, als wenn dieses Gestirn mit seiner Mutter vertrauten Umgang gehabt hätte. Es ist dieses nichts erstaunlicheres, als andere Erdichtungen, die von erleuchtetern Nationen, als den alten Peruanern, begierig angenommen worden. Die Fabel des Manco Capac, unterstützt durch die sanftere und einschmeichelndere Manieren, als die übrigen Peruaner hatten, konnte ihm genung seyn, eine kleine Anzahl um ihn herum zu versammlen und den Grund zu einem Reiche zu legen, welches durch die Gewalt anwuchs.

Einige Geschichtschreiber geben den Peruanern schon vor der Sündfluth Könige. Andere führen ihrer eine kleine Anzahl vor dem Manco Capac an. Da alle diese Meinungen ohne Autorität sind, so ist viel

wahr-

wahrscheinlicher zu glauben, daß Manco Capac ein Fürst einer kleinen Nation gewesen, deren Fähigkeiten er mit mehreren Verstande, als seine Vorfahren bildete, daß er seine Staaten mit List, Leutseligkeit und Wohlthaten vergrößerte; daß er der erste Stifter des Reichs von Peru und der Gesetzgeber bis zur Ankunft der Spanier gewesen.

Die Nachfolge der Abkömmlinge von dem ersten Inka, hat keine andere Schwierigkeit, als die Dauer ihres Reichs. Man zählet dreyzehen, deren Ordnung, Nahmen, Charakter und vornehmste Handlungen getreulich sind aufbehalten worden. Hier sind einige Züge davon.

Sinchi Roca, der älteste Sohn des Manco Capac, folgete sein Vater. Roca war sein eigentlicher Nahme, der keine bekannte Bedeutung hat; Sinchi ist ein Zunahme und heißt tapfer. Dieser Prinz verknüpfte würklich viel Herzhaftigkeit mit einer natürlichen Gütigkeit. Er that sich im Ringen und Laufen vor andern hervor, und niemand warf einen Stein besser als er. Nach dem Tode seines Vaters berief er seine vornehmsten Unterthanen zusammen, und zeigte ihnen an, daß er sein Reich durch die gute Meynung, die er von seiner Tugend geben würde, erweitern wolle, und ermahnte sie, ihm nachzuahmen. Dieser Prinz

brei-

breitete auch würklich seine Herrschaft ohne Gewalt der Waffen, weit aus: und es war Ueberfluß und Ruhe daselbst. Er heyrathete eine seiner Schwestern, mit welcher er verschiedene Kinder zeugte. Er hatte auch viele von verschiedenen Kebsweibern. Sein Grundsaz war, die Kinder der Sonne könnten sich nicht genung vermehren.

Lloque Yupangui, sein ältester Sohn, folgte ihm. Lloque heißt links seyn; und dieser Fürst war es auch in der That. Yupanqui bedeutet, du wirst zählen, um zu verstehen zu geben, daß die Tugenden dessen, der diesen Nahmen trüge, verdienten gezählt zu werden. Sein Reich war eine Folge von ruhmwürdigen Vorfällen: aber er brauchte die Waffen, um sich diejenigen Völker durch Gewalt unterwürfig zu machen, die es nicht in Güte seyn wollten. Er erweiterte die Gränzen seines Reichs bis an den See Titicaca, und die Gegend, welche zwanzig Meilen gegen Abend bis an den Fuß der Cordilleras liegt. Er durchreisete seine Staaten, um seinen Unterthanen Gerechtigkeit zu verschaffen, und zu sehen, ob die Gesetze darinnen beobachtet würden. Sein ältester Sohn muste ein gleiches thun. Er hatte nur einen einzigen rechtmäsigen Sohn und verschiedene Töchter; von seinen Kebsweibern aber hatte er viele Kinder beyderley Geschlechts.

Mayta Capac, sein Sohn und Nachfolger, fieng seine Regierung mit einer Reise durch seine Staaten an, um die Gerechtigkeit zu handhaben. Darauf stellte er sich an der Spitze einer grossen Armee, eroberte die Provinz Tiahuanacu, welche wegen der grossen und prächtigen Gebäude berühmt ist, welche die Spanier daselbst fanden. Er machte verschiedene andere Eroberungen mit dem nehmlichen Erfolge. Die Sanftmuth, mit welcher er einer Nation begegnete, die sich unterfangen hatte, sich ihm zu wiedersetzen, bewog die Provinzen Canquicura, Mallama, Huarina und verschiedene andere, ihn für ihren Beherrscher zu erkennen. Er eroberte hernach ohne Blutvergiessen alle Länder gegen Süden. Die Cuhunicas, Völker, welche er gegen Abend der Cordilleras bezwang, hatten die abscheuliche Gewohnheit, zu ihrer Rache einen Gift zu gebrauchen, dessen Würckung war, daß er diejenigen, welche ihn genommen hatten, schwächte und in einen kraftlosen und schmerzhaften Zustand setzte, welcher sich nur mit ihrem Leben endigte. Mayta Capac befahl, daß künftighin die Vergifter nicht allein sollten verbrannt werden, sondern auch ihre Bäume, ihr Geträyde und ihre Häuser. Dieses Gesetz stellte diese Unordnung bald ab. Er erweiterte seine Eroberungen funfzig Meilen gegen Osten. Dieses Land, welches von

den

den Laricassas und den Sancavans bewohnet wurde, ergab sich freywillig. Weiter hinter hin hatten sich die Collas versammlet, um eine Schlacht zu liefern. Der Inka that sein möglichstes, sie zum Frieden zu bewegen; sie waren aber so widerspänstig, daß der Streit einen ganzen Tag lang dauerte. Endlich wurden sie geschlagen, und unterwarfen sich ihrem Sieger, der ihnen mit einer solchen Güte begegnete, daß sich ihm noch dreyßig Meilen Land bis Calla Marca unterwarf. Von da zog er noch vier und zwanzig Meilen weiter vor, durch das Land Charcas bis an den See Parias. Von da wendete er sich gegen Morgen, und kam in das Land der Antis, eine Nation, die wegen ihrer Grausamkeiten berühmt ist. Diese Völker opferten ihre Gefangenen und ihre Kinder. Weder Alter noch Geschlecht konte jemanden befreyen: sie schnitten ihren Schlachtopfern die Bäuche auf, nahmen sie aus, und viertheilten sie. Oefters banden sie solche an Pfäle ganz nackend, und schnitten sie in Stücken mit Messern von Stein, welche sie sehr scharf zu machen wußten. Sie wurden unter dem Gehorsam des Inkas gebracht; er setzte seine Eroberungen bis nach der Stadt Chuquiapu fort. In diesem Thale blieb er und ließ es von allen den Nationen, welche unter dem Namen Collas begriffen werden, bevölkern. Nachdem er wieder nach Cusco zurückge-

kommen war, machte er Anschläge, sein Reich gegen Abend auszudehnen. Weil er aber über den Fluß Apurimac gehen mußte, welcher zu breit und zu schnell ist, als daß man eine Brücke von Steinen darüber hätte bauen können: so ersann er diese Art Brücken von Bindweiden, die wir schon beschrieben haben. Man behauptet, daß die, welche er unter seiner Aufsicht bauen ließ, noch stehet. Sie ist zwey hundert Schritte lang, und ohngefehr acht Fuß breit. Jedes der vier Seile, welche sie befestiget, ist von der Dicke eines Menschen. Diese Erfindung setzte viele Völker in solches Erstaunen, daß sie in der Einbildung, er wäre würklich ein Sohn der Sonne, sich seinen Gesetzen unterwarfen. Er gieng durch das Land seiner neuen Unterthanen, welches gegen die Wüste von Contisugu gelegen war: er traf aber einen unzugänglichen drey Meilen breiten Morast an, und machte in wenig Tagen einen Steindamm, anderthalb Klafter hoch und vier Klafter breit, welcher noch von den Reisenden bewundert wird. Nachdem er über den Morast gegangen war, rückete er in das Land Alca, wohin man nur durch gefährliche, enge Pässe kommen kann, welche ihn verschiedenen Angriffen aussetzten. Er überwand die Völker von Taurisma, Gotahuari, Puma-Tampu und Paribuana Cocha. Er gieng von da durch die Wüste und endigte

seine

seine Eroberungen mit den Provinzen Auruma und Collahuta, welche sich bis an das Thal Arequipa erstrecken. Weil alle diese Länder fast öde waren, so setzte er Einwohner dahin, die er aus weniger fruchtbaren Ländern nahm. Nachdem er nun Reichthum und Ehre genung erworben, gieng er wieder nach Cusco zurück, belohnte großmüthig diejenigen, welche ihm auf seinen Unternehmungen gedienet hatten, und verwendete den Ueberrest seines Lebens zur Aufmerksamkeit auf die Gesetze. Für die Wittwen und Waisen trug er besondere Sorgfalt.

Capac Yupanqui, sein ältester Sohn, welchen er von seiner Schwester und Gemahlin hatte, war nicht weniger tapfer als er, und trug viel zur Vergrösserung des Landes bey. Er ließ verschiedene Brücken von Bindweiden über die großen Flüsse bauen, welche die Spanier noch sorgfältig erhalten. Er kündigte denen, welche sich dem widernatürlichen Laster ergeben, einen unversöhnlichen Krieg an, und ließ sie mit alle dem, was ihnen zugehörte, lebendig verbrennen. Er unterwarf mehr als zwanzig tausend Nationen, hielt einen triumphirenden Einzug in Cusco, im Gefolge seiner ganzen Armee, und wurde auf einem goldenen Armsessel von überwundenen Curaken getragen. Das ist, wenn man dem Garcilasco glau-

ben kann, der erste Inka, welcher die triumphirende Gepränge unter den alten Peruanern eingeführt hat.

Inca Roca, ein Sohn des Yupanqui, war sehr klug, wie sein Name es anzeigt. Während seiner Regierung erweiterte er sein Land über hundert Meilen von Norden gen Süden, und von Osten gegen Westen. Man schreibt ihm außerordentliche Talente zu. Er machte die dauerhaftesten Gesetze zur öffentlichen Sicherheit, verbot viele Ausschweifungen bey scharfer Strafe und stiftete in seiner Residenz eine Art Akademie zur Unterweisung der Prinzen vom Geblüte.

Yahuar-Huacac, Nachfolger und ältester Sohn des Inca Roca, erhielt seinen Nahmen welcher Blut-Weiner heißt, bey Gelegenheit einer der ausserordentlichsten Erscheinungen: er vergoß würcklich Blutthränen in seiner Kindheit. Dieses Wunder veranlassete so traurige Prophezeyungen, daß, da er in Furcht vor Wiederwärtigkeiten erzogen war, er entschloß, auf die Waffen Verzicht zu thun, und sich nur mit der Regierung beschäftigte. Die Nothwendigkeit, seine Völker zusammen zu halten, machte doch, daß er eine Armee anwarb: er vertraute aber das Kommando seinem Bruder, welcher alle Länder von Collasuio, zwischen dem Arequipa und Tacama, eroberte. Es fielen während seiner Re-

Regierung merkwürdige Begebenheiten vor.

Der älteste seiner Söhne verursachte ihm viel Unruhe wegen seines Stolzes und hochmüthigen Betragens; Zu seiner Demüthigung schickte ihn der Monarch die Viehheerden der Sonne zu hüten, welche nicht weit vom Hofe entlegen waren. Nach dem Vorgeben der Indianer, sah dieser Prinz im Traume einen Menschen mit einem Bart und fremder Kleidung, welcher zu ihm sagte, daß er auch ein Sohn der Sonne und Bruder des Manco-Capac wäre, und Virachoca-Inca hiesse, daß er ihm von der Empörung der meisten Provinzen in Chincasuya zu benachrichtigen käme. Er trug ihm auf, selbst davon seinen Vater zu benachrichtigen, und sagte ihm ins besondere, keine Ungnade zu befürchten, weil er ihm in allen Gelegenheiten beystehen würde. Der Prinz erzählte seinen Vater diese Erscheinung, welcher aber darüber lachte. Inzwischen breitete sich bald die Zeitung aus, es hätten sich die Provinzen Chincasuya empöret, und mit verschiedenen andern Völkern verbunden, daß sie sogar sich gegen Cusco mit vierzig tausend Mann näherten. Der junge Prinz, welcher wegen seines Traums den Nahmen Viracocha erhalten und die Heerden zu hüten fortgefahren hatte, gieng zu seinem

Vater, schalt diejenigen, welche die Flucht angerathen, versammlete die herzhaftesten, stellte sich an ihre Spitze, kam nach Cusco und bereitete sich zu einen tapfern Widerstand. Sein Beyspiel machte Eindruck: in wenig Tagen hatte er eine Armee von dreyßig tausend Mann, mit welcher er den Rebellen entgegen gieng. Der Streit war hartnäckig und blutig; aber der Prinz blieb doch Sieger: er begnadigte die Ueberwundenen, und machte, daß man seine Güte gegen sie bewunderte. Er arbeitete hierauf, in dem Reiche den Frieden wieder herzustellen, alsdenn gieng er nach Muyna, wohin sein Vater geflüchtet war, unterredete sich mit ihm, und unzufrieden über dessen Vorhaben kehrte er nach Cusco zurück, wo er die königliche Macht in Besitz nahm. Er ließ ein prächtiges Schloß an dem Ort, wohin sich sein Vater begeben, bauen. Der abgesetzte König brachte darinn ruhig seine übrige Lebenszeit zu.

Viracocha Inca fieng seine Regierung mit Erbauung eines prächtigen Tempels zu Cahoc, sechzehen Meilen von Cusco gegen Süden, an. Er widmete ihn dem Beschützer, von welchen er den Nahmen trug, und welchem er sein ganzes Glück zu verdanken hatte. Er ließ darinn die ganze Geschichte seines Traumes nach der Natur vorstellen: die Indianer glaubten

aber

aber, der Tempel wäre für ihn selbst, und beteten ihn als eine Gottheit an. Er behauptete die Meynung, welche man von ihm gefaßt hatte, mit glänzenden Handlungen, die die Gränzen seines Reichs sehr erweiterten. Um die Curacas zu gewinnen, gewährte er ihnen die Ehre des Llautu, d. i. einer Art von Kopfputz, aber ohne Franzen, und das Recht Ohrringe zu tragen, und die Haare wie die Incas scheren zu lassen. Mit seinen grossen Eigenschaften verband Viracocha noch die Gabe künftige Dinge vorher zu sagen. Nach dem Vorgeben der Peruaner hatte er vorher gesagt, daß eine fremde Nation nach Peru kommen, welche das Reich erobern und die Religion des Landes verändern würde. Er that sein möglichstes, daß diese Weissagung nur den Incas bekannt seyn sollte, und befahl, es dem Volke zu verschweigen, aus Furcht, es möchte die Hochachtung gegen seine Oberherren verlieren: sie hatte sich aber, ohnerachtet aller Vorsicht, und kam dem Glücke der spanischen Waffen nicht wenig zu statten. Er hatte seine Schwester Mama Rauta zur rechtmäsigen Gemahlin. Sie war weisser, als die gewöhnlichen Indianerinnen, und dieses ist die Bedeutung ihres Nahmens.

Pachacutec, ältester Sohn des Viracocha, folgte seinem Vater. Bey seiner

Geburt hatte er den Nahmen Titu Manco Capac erhalten: Als aber sein Vater die Rebellen überwunden und sich in Besitz des Reichs gesetzt hatte, wolte er, daß sein Sohn, zum Andenken dieser grossen Begebenheit, den Nahmen Pachacutec führte, welcher Weltveränderer heißt. Seine erste Absicht war, diesen Nahmen selbst anzunehmen; weil er aber sah, daß seine Unterthanen dabey blieben, ihn für einen Gott anzusehen, so ließ er solchen seinen Sohn annehmen, um nicht seiner vermeynten Gottheit zu schaden.

Pachacutec unternahm verschiedene Kriege, welche er rühmlich endigte. Nach einigen Eroberungen rückte er in die Thäler Pachacamac, Rimac oder Lima, Chancay, Huaman, welche einen kleinen Staat ausmachten, dessen Beherrscher Quismanca hieß. Diese Völker hatten zu Pachacamac einen Tempel, welcher dem Götzen gleiches Nahmens gewidmet war, von welchem das Thal den Seinigen bekommen. Dieser Nahme bedeutet Schöpfer und Erhalter der Welt. Die Incas erkannten diese Gottheit, sie hatten ihr aber keinen Tempel erbauet, und dieneten ihr auch nicht, weil sie solche für unsichtbar hielten. Es war daselbst ein anderer Götze, welcher Rimac hieß; dieses bedeutet, welcher redet, weil die Priester ihn auf die vorgelegten

legten Fragen antworten liessen. Capac Yupanqui, Oheim und General des Pachacutec, ließ den Quismanca auffordern, den Incas zu huldigen, und ihre Gesetze und Religion anzunehmen. Dieser Fürst weigerte sich dessen, und brachte zu seiner Vertheidigung solche genungthuende Ursachen vor, daß der General damit zufrieden war, und mehr als Freund als Eroberer in sein Land kam. Er versprach, das Orakel von Rimac solte von den Inkas beständig hochgeschätzt werden, und Quismanca machte sich anheischig, in seinen Landen der Sonne Tempel und ein Jungfernhaus bauen zu lassen, die Incas für Kaiser zu erkennen und treulich mit ihnen im Bündnisse zu leben. Hierauf zog Capac Yupanqui sich wieder mit seinen Truppen aus den Thälern zurück.

Die Eroberungen des Pachatutec waren ansehnlich. Während der Zeit, daß seine Kriegsheere so schnelle Fortschritte machten, wurden im Reiche die Künste gebildet. Er bauete viele Tempel und Paläste, stiftete Akademien, ließ Canäle graben und that endlich alles, was zu seinen Ruhme und zum gemeinen Besten dienen konnte. Er hatte von seiner rechtmäsigen Gemahlin Mama Huarca einige Kinder, von seinen Kebsweibern aber mehr als dreyhundert.

Yupanqui, seines Vaters Pachacutec Nachfolger, trat in die Fußtapfen seiner Väter. Er besuchte alle seine Staaten, hörte die Klagen an, und verschafte allen seinen Unterthanen Recht ohne Unterschied, In den kriegerischen Unternehmungen war er nicht so glücklich, als seine Vorfahren. Er machte unterdessen den ersten Versuch auf die Eroberung von Chili, und führte seinen Vorsatz aus, so bald er einen Weg durch die Wüste gefunden hatte, welche Chili von Peru trennt. In einigen Provinzen fand er Widerstand; es gelang ihm aber doch, die Gesetze und Religion der Incas darinne einzuführen. In der Folge that er auf Eroberungen Verzicht, um sich ganz allein mit der Sorge beschäftigen zu können und Gerechtigkeit in seinen Staaten auszuüben und sie zu verschönern. Er bauete die berühmte Festung von Cusco, die nicht weniger wegen ihrer Grösse und Einrichtung, als auch wegen der dazu gebrauchten grossen Steine, merkwürdig ist. Die Hülfe, welche er den Armen verschafte, brachte ihm den Zunahmen der Mitleidige zuwege. Von seiner Gemahlin hatte er einige Kinder, von seinen Kebsweibern aber mehr als zwey hundert und funfzig.

Tupac Yupanqui folgte seinem Vater. Der Zunahme Tupac bedeutet glänzend. Die Geschichtschreiber behaupten,

pten, daß er diesen Titel um so viel mehr verdiene, da seine Tugenden seiner Vorfahren ihre alle verdunkeln. Die Verwaltung der Gerechtigkeit und die übrige Regierung waren sein ganzes Augenmerk. Um von seinen Ahnen nicht auszuarten, ergriff er die Waffen, und vergrösserte sein Reich ansehnlich. Sein Glück war mit einigen Widerwärtigkeiten begleitet. Die Provinz Puerrorejo hatte ihm um Statthalter gebeten, die sie gesitteter machen sollten; er muste aber zu seinen Verdruß erfahren, daß diese Barbaren alle die von ihm dahin geschickten umgebracht hätten. Er war den übrigen Theil seines Lebens mit andern Sachen zu sehr beschäftiget, um sich rächen zu können, und machte es seinem Nachfolger zur Schuldigkeit. Dieser Prinz suchte die Provinz Quito zu erobern, muste aber davon abstehen. Sein Sohn, welchen er zum Befehlshaber der Truppen einsetzte, versuchte es, und es gelang ihm nach weniger Zeit, als drey Jahren. Das Andenken des Tupac Yupanquai war seinen Unterthanen und seiner Familie so werth, daß sie ihn Tupac-Yaya, d. i. gänzender Vater, nannten. Er hinterließ von seiner Schwester und Gemahlin sechs Kinder, und noch viele andere von seinen Kebsweibern.

Huayna Capac bestieg den Thron nach seinem Vater. Sein Name heißt tugendreich. Die Peruanischen Nachrichten machen viel Aufhebens von einer Kette, welche er machen ließ, um das Fest zu begehen, wo man seinem ältesten Sohne einen Namen geben und die Haare abschneiden würde. Sie war von Gold und eine Faust dicke. Garcilasco versichert, sie sey drey hundert und funfzig Fuß lang gewesen, und habe bey den außerordentlichen Festen zu den Tänzen der Inkas gedient, die sie nach gewissen Takten anzogen und losließen. Huayna brachte noch verschiedene Völker unter seinen Gehorsam. Unter diesen waren noch einige Wilden, welche sein Vater ihm aufgetragen hatte, zu bestrafen. Er ließ sie zu zehnen abzählen, und welchem das Loos davon traf, der mußte sterben: er begnadigte auch keinen einzigen. Auf seinen Eroberungen fand er solche wilde Nationen, daß er davon abgieng sie zu besiegen, und in der Verachtung, welche er von ihnen gefaßt, zu seinen Officieren sagte: zurück, solche Art Leute sind nicht werth, uns zu ihrem Herrn zu haben. Huayna Capac hatte viele Weiber und Kinder. Dieser Fürst war in seinem Pallaste, als man ihm ankündigte, Schiffe von besonderer Bauart gesehen zu haben, welche durch Leute von unbekannter Gestalt geführt würden. Er war in einer desto grössern Unru-

he, da verschiedene Wunder schon außerordentliche Begebenheiten anzukündigen schienen und alles Volk glaubte, daß die alte Weissagung in Erfüllung kommen würde. Als er sich dem Tode nahe fühlte, sagte er, die Weissagung, von welcher seine Völker nur ungewisse Begriffe hätten, wäre diese, daß nach zwölf Regierungen der Inkas eine unbekannte Nation kommen würde, das Reich zu erobern. Er setzte hinzu, daß da das zwölfte Reich durch ihn geendiget sey, er nicht zweifele, daß diese Fremden, nicht die von dem Viracocha angekündigte Nation sey, und daß, wenn man der Sonne, seinem Vater gehorchen wolle, man sie mit Gehorsam und Ehrfurcht empfangen müsse.

Huascar oder Inticusi Hualpa war ein Sohn des Huayna Capac. Man gab ihm zuerst den letzten Namen, welcher **Freuden-Sonne** bedeutet; er nahm aber den ersten an, zum Andenken der goldenen Kette, welche sein Vater seinetwegen hatte machen lassen. Sein Vater gab das Reich Quito an seinen zweyten Sohn, welchen er mit einem Kebsweibe, die eine Prinzeßin von Quito war, und die er sehr liebte, gezeugt hat: Huascar ergriff die Waffen, um dieses Reich unter seine Herrschaft zu bringen oder wenigstens seinem Bruder es nur als einem Vasallen zu lassen; aber er wurde überwunden und in einem blutigen

Tref-

Treffen gefangen genommen. Athualipa wollte sein Glück nutzen, und sich auf den Thron von Peru schwingen die Gesetze des Reichs aber verstatteten die Krone nur den rechtmäsigen Prinzen vom königlichen Geblüte. Dieses Hinderniß zu heben, wollte er alle Prinzen vom Geblüte umbringen. Er versammlete den grösten Theil der Familie unter verschiedenen Vorwande, und ließ sie ohne Ansehung des Alters und Geschlechts ermorden. Denen übrigen ließ er im ganzen Reiche nachsetzen, und diese Verfolgung dauerte bis zur Ankunft der Spanier. Dieser Tyrann maßte sich der rothen Franze an, und übte alle Rechte eines Beherrschers aus. In der Folge werden wir sehen, wie er von den Spaniern behandelt wurde.

§. II.

Sitten, Gebräuche u. s. w. der alten Peruaner.

Das Reich der alten Peruaner war wie man gesehen hat, monarchisch. Die Kayser hatten es in vier Theile getheilt, welche den Weltheilen entsprachen. Das Volk war in Decurien getheilt, davon jede ihren Vorgesetzten hatte. Fünf von solchen Decurien hatten einen andern Vorgesetzten; hundert wieder einen andern; fünf hundert wieder einen und endlich tausend

Decu-

Decurien ein Oberhaupt. Stärker war aber keine Abtheilung. Die Pflicht der Decurien war, über die Sitten und Nothwendigkeiten derjenigen, die ihnen untergeordnet waren, zu wachen, deshalb ihrem höhern Vorgesetzten Rechenschaft zu geben, ihn von den Unordnungen und Klagen zu benachrichtigen, und eine Liste von den Namen der Neugebohrnen und Gestorbenen zu halten. Die Befehlshaber eines jeden Fleckens entschieden alle Vorfälle ohne weitere Appellation, wenn aber zwischen den Provinzen Uneinigkeiten waren, so wurde Bericht davon an die Incas abgestattet. Die alten Gesetze wurden durchaus hochgeschätzt. Man duldete keinen Landstreicher noch Müßiggänger. Der Kaiser wurde bis zur Anbetung verehret. Auffer den Nachrichten, welche er alle Monate wegen Anzahl, Geschlecht und Alter seiner Unterthanen erhielt, waren noch Aufseher, die er insgeheim in die Provinzen schickte, die Handlungen der Vorgesetzten zu beobachten, und die schuldig befundenen zu bestrafen. Die Strafen für diese Vorgesetzten waren weit schärfer, als die vom Volke.

Die Macht des Kaisers erstreckte sich sowohl über die Personen, als auch über ihre Güter. Sie konnten sich nach ihren Gefallen Ländereyen und andere Besitzungen

gen erwählen; junge Mädchen, die ihnen anstunden, zu Kebsweibern oder Mägden gebrauchen. Der nächste Erbe heurathete immer seine älteste Schwester. Wenn er keine Kinder mit ihr zeugte, oder sie ihm abstarb, so nahm er die zweyte, und so die eine nach der andern. Hatte er keine Schwestern, so heyrathete er seine nächste Verwandte. Die Prinzen vom Geblüte konnten sich auch mit ihren Verwandten vermählen, aber nicht mit ihren Schwestern, weil dieses Recht nur dem Kaiser und seinem ältesten Sohne, der sein Nachfolger war, vorbehalten war. Die Nachfolge der regierenden Herren war nach den Gebräuchen einer jeden Provinz verschieden. In einigen fiel sie dem ältesten Sohn allein zu; in andern hatten alle Brüder daran Theil, und noch in andern wurde der Erbe von den verschiedenen Brüdern vom Volke gewählet. Man entwehnte die ältesten erst im zweyten Jahre, und dieses war hernach ein grosses Fest, wo man ihnen die Haare beschnitt und einen Nahmen gab. Diese Ceremonie verrichtete ein Verwandter, der von den Blutsfreunden ausgesucht wurde. Bey dem ältesten Sohn des Kaisers aber war es der Oberpriester der Sonne.

In den eroberten neuen Provinzen ließ man sorgfältig die Felder bestellen. Da das Wasser öfters daselbst fehlt, so hatte

man

man an verschiedenen Orten Wasserleitungen gemacht. Diese Denkmähler sind noch, ohnerachtet der Länge der Zeit, und der Nachläßigkeit der Spanier, und ein Beweis von dem Pracht der Inkas. Die Felder, welche man bebaute, waren in drey Theile getheilt: der eine war für die Sonne, der andere für den Kayser und der dritte für diejenigen, welche sie bauten. Das Land, das nicht bewässert werden konnte, war mit Bäumen und nützlichen Pflanzen bedeckt, und man machte die Eintheilung davon auf gleiche Weise. Zuerst wurden die Felder, welche der Sonne zugehörten, gebauet, hernach diejenigen, welche für Wittwen und Waysen bestimmt waren, dann diejenigen für den Bebauer selbst, des Kaysers seine waren die letzten. Zu Abend an einem jeden Tage kündigte ein Vorgesetzter, welcher dazu auf einen kleinen Thurn stieg, die Arbeit an, welche man den folgenden Tag machen sollte. Ein jeder bekam ein Stücke Land angewiesen, worauf ein halber Scheffel Maiz gesäet werden konnte. Man düngete die niedriggelegenen Felder mit Mist von Thieren, und die an der Küste gelegenen, mit dem Miste gewisser See-Vögel. Der Fürst verlangte keine andere Abgaben von seinen Unterthanen, als seinen Theil von der Ernte. Sie brachten ihn in Vorrathshäuser, deren es zu diesem Gebrauche in jedem Flecken gab.

Von allen Abgaben waren ausgenommen, die Prinzen vom Geblüte, die Beämten und die Hofbediente, die Curacas, die Richter, und andere Minister des Kayſers, die Soldaten, die Wittwen und die Wayſen. Das Gold und Silber, welches man dem Kayſer brachte, wurde unter dem Titel als Geſchenke angenommen, weil man es nur zum Zierrathe der Tempel und Palläſte brauchte. Im ganzen Reiche wuſte man keinen anderen Gebrauch davon zu machen. Jede Provinz hatte ihre Magazine zu Kleidungsſtücken und Waffen, ſo wie zum Getraide. Es konnte auf dieſe Art die zahlreichſte Armee auf dem Marſche mit Lebensmitteln und Kleidungsſtücken unterhalten werden, ohne daß das Volk dadurch beläſtiget wurde. Alle Steuern, welche funfzig Meilen um Cuſco gegeben wurden, waren für den kayſerlichen Pallaſt und die Prieſter der Sonne beſtimmt.

Reichthum der Tempel.

Die Geſchichtſchreiber der Eroberung von Peru behaupten, daß nichts der Pracht der peruaniſchen Tempel gleich käm. Sie verſichern, daß die Spanier, nachdem ſie das Gold und Silber, womit die Mauern der Tempel und Palläſte überzogen, abgenommen, ſie auch von Grund aus zerſtöret hätten, um den Kütt daraus zu haben, welcher mit dem koſtbarſten Gold-

ſtaube

staube vermischt gewesen. Sie glauben inzwischen auch, daß die Indianer, nach dem Tode ihres letzten Incas, einen grossen Theil ihrer Schätze in die Berge vergraben hätten.

Sie erheben vorzüglich den Reichthum der Sonnen-Tempel, deren es eine unzähliche Menge in allen Provinzen des Reichs gab. Der Cuscosche war von unten bis oben mit Goldblech ganz bedeckt. Das Sonnenbild, so wie es uns die Maler vorzustellen pflegen, bestund aus einem einzigen sehr großem Stücke von gediegenem Golde. Dieser Tempel, dessen Mauern noch stehen, macht jetzt einen Theil des Dominicaner-Klosters aus. Es befanden sich demselben gegen über vier andere kleinere Tempel, davon der erstere dem Monde, einer Gemahlin und Schwester der Sonne, gewidmet war. Die Thüren und Mauern desselben waren mit Silberblech bedeckt. Der zweite war dem Venusstern zugeeignet, und eben so reich gezieret, als der erstere. Der dritte gehörte dem Donner und dem Blitzen und der vierte dem Regenbogen. Ganz nahe dabey war ein großer Saal, in welchem sich die Priester versammleten, und wegen ihrer Religion Rathschläge hielten; er war mit dem nemlichen Metalle ausgelegt. Die Provinzen weteiferten ihre Tempel auszuzieren; es war aber darunter kein

einziger, welcher dem Cuscoschen gleich kam, ausgenommen einer, der am See von Titicaca gebauet war. Diesen bemüheten sich alle Peruaner unaufhörlich auszuschmücken, weil sie glaubten, daß daselbst der Geburtsort ihres ersten Königs sey. Außer dem Golde und Silber, womit er gezieret war, hatten sie noch eine solche Menge dieser Metalle darinn aufgehäuft, daß die Schriftsteller, die davon geschrieben, im Verdacht sind, es übertrieben zu haben.

Die Peruaner beteten keine andere Gottheit, als die Sonne an, und opferten ihr alle Arten Thiere: die Gaben, welche sie ihr brachten, bestunden in Getrayde, Hülsenfrüchten, allerhand Zeugen, und gebrannten Wasser. Einige Geschichtschreiber geben vor, daß man ihr auch Menschen opferte: Garcilasso aber widerlegt sehr lebhaft diese Beschuldigung. Die Priester der Sonne waren alle aus der königlichen Familie. Ihre Kleidung war gar nicht von der, die die Großen des Reichs tragen, unterschieden. Jungfrauen von acht Jahren widmeten sich der Sonne: sie waren in Klöstern eingeschlossen, worein keine Mannsperson ungestraft kommen durfte: auch war es für Frauen ein Verbrechen, in die Sonnentempel zu gehen. Spanische Schriftsteller sagen, daß diese Jungfrauen den Priestern am Altar, während des Gottesdiensts beystün-

ſtünden, indem ihre ganze Verrichtung war, die Opfer anzunehmen. Die Zahl dieſer jungen Mädchen belief ſich auf mehr als tauſend nur allein in Cusco: ſie ſtunden unter der Aufſicht alter Weiber. Alle Gefäße, deren ſie ſich ſelbſt bedienten und die im Tempel gebraucht wurden, waren von Gold oder Silber. Außer den Religionsübungen ſponnen ſie für den Kaiſer und die Kayſerin.

Die Kleidung der Monarchen von Peru beſtund in einem Hemde, welches ihnen bis an die Knie gieng; darüber trugen ſie einen Mantel von der nehmlichen Länge, und einen viereckigten Beutel, welcher von der linken nach der rechten Seite hieng und worinn ſie ihre Coca hatten, ein Kraut, welches in dieſer Gegend gekäuet wird, wie der Betel in Oſtindien. Der Kopf war mit einem Diadem umgeben, welcher in einem Bündchen von der Breite eines Fingers beſtund, und auf beyden Seiten an den Schläfen mit einem rothen Bande feſtgemacht war. Und dieſes nennt der gröſte Theil der Reiſenden die Kayſerliche Franze. Die Kleidung der Kayſer.

In allen übrigen Theilen des Reichs waren Klöſter, in welchen die Töchter der Curacas und alle, die für ſchön gehalten wurden, ſich aufhielten, nicht um der Sonne zu dienen, oder ehelos zu leben,

sondern um dereinst Beyschläferinnen des Monarchen zu werden. Sie verließen diese Klöster, sobald er sie rufen ließ, und die alten Mädchen beschäftigten sich in ihren Zellen mit Nähen oder Zeuge-weben, welche der Kayser unter die Hofleute und Soldaten, als eine vorzügliche Belohnung schöner Thaten, austheilen lies. Die Mädchen, die der Monarch zu seinem Vergnügen gebraucht hatte, kamen niemals wieder in das Kloster zurück; sondern giengen theils bey der Königin in Dienste, theils wurden sie an ihre Eltern zurück geschickt; sie durften aber keines andern Mannes Ehefrau oder Beyschläferin werden. Die Ehrfurcht gegen alles das, was dem Könige zugehöret hatte, gieng soweit, daß diejenigen, die überzeugt wurden, sich mit einem andern in Liebeshändel eingelassen zu haben, lebendig begraben wurden: und eben dieses Gesetz verdammte den Verführer und alle seine Anverwandten zum Feuer.

Peruanische Feste.

Das berühmteste unter allen Festen, so die Incas zu Cusco eingeführet hatten, hieß Intip Raimi. Es war das Fest der Sonne und wurde im Junius, gleich nach dem längsten Tage gefeyert. Alle Großen und alle Officiere des ganzen Kriegesheeres versammleten sich alsdenn in der Hauptstadt; erschienen in der reichsten Kleidung, die sie nur hatten, und bedienten sich auch fremder

Arten

Arten sich zu schmücken, eben so gut, als der im Lande eingeführten Trachten. Insonderheit ließ sich der Monarch, als Sohn der Sonne, in aller seiner Herrlichkeit sehen. Die Vorbereitung zu dieser Feyerlichkeit bestund in einem dreytägigen Fasten, da man sich der Gemeinschaft mit dem Frauenzimmer enthalten muste. Es war auch während dieser Zeit durch die ganze Stadt verboten, Feuer anzuzünden. Die letzte Nacht war von den Priestern darzu angewendet, die Schaafe und Lämmer, welche alsdenn geopfert werden sollten, zu reinigen, und die dem Dienste der Sonne geweiheten Jungfrauen machten in eben dieser letzten Nacht das Brod und die Getränke zurechte, deren sich die Incas, nach dem damit auf dem Altare vollbrachten Opfer, bedienen sollten. Andere Weibspersonen waren angewiesen für die übrige Versammlung eben dasselbe zu veranstalten.

Den Tag darauf, gleich bey der Morgendämmerung, begab sich der Monarch, in Begleitung aller Prinzen vom Geblüte, nach ihrem Rang und nach ihrer Würde, in Procession auf den grossen Marktplatz der Stadt. Hier erwarteten sie, mit bloßen Füssen, und das Auge gegen Morgen gekehret, stillschweigend, den Augenblick, da die Sonne über den Horizont aufsteigen sollte. Sobald sie die ersten Strah-

len wahrnahmen, bückten sie sich zur Erde nieder, streckten die Arme aus einander, öffneten die Hände, legten solche an den Mund und zogen ihre Lippen zusammen, gleichsam als wenn sie die Luft und die ersten Strahlen, die ihre Gottheit von sich gab, küssen wollten. Nach dieser Ceremonie beehrten sie ihren Gott und ihren Vater mit Lobgesängen. Ein gleiches geschahe von den Grossen auf den zweyten Marktplatz zu Cusco. Man brachte die Getränke, die zu den Opfern bestimmt waren, in beyde Versammlungen. Der Monarch erhob sich von seinem Sitze, und ergriff zwey grosse angefüllte goldene Gefäße, weihete der Sonne dasjenige, welches er in der rechten Hand hielt, und goß das darinn Enthaltene in eine goldene Schale, aus welcher ein Schlauch nach dem Tempel gieng, damit die Sonne davon trinken könnte. Mit dem Getränke, welches er in der linken Hand hielt, vollzog er das Opfer, und was davon übrig blieb, wurde in kleine Schaalen gegossen und unter die Prinzen ausgetheilet, deren jeder seine Portion mit einem Zuge hinunter schluckte. Die Grossen nahmen für ihr Theil eben diese Ceremonie vor, und nachdem solches geschehen, vereinigten sich beyde Gesellschaften an einem Orte, um sich zusammen nach den Tempel zu begeben; jedoch war es niemanden, als nur dem Kaiser

und

und den Prinzen vom Geblüte, erlaubt hinein zu gehen. Der Monarch gieng alsdenn ganz allein zum Altare, und weyhete der Sonne die beyden Gefäße, welche zum Opfer gedienet hatten. Die Grossen aber, die vor der Thüre des Tempels stehen geblieben, überreichten ihre Gefäße den Priestern, die sie nebst verschiedenen in Golde ausgearbeiteten Figuren von Thieren der Gottheit weiheten. Hierauf wurden eine Menge Schaafe und Lämmer herbeygeführet, welche die Priester mit Geheimnißvollen Ceremonien einweiheten. Unter diesen Opferthieren suchten sie ein schwarzes Lamm heraus, um daraus die künftigen Schicksale zu erforschen. Dieses Lamm wurde auf die Erde geleget, und der Kopf gegen Morgen gewendet, worauf der Opferpriester es auf der lincken Seite aufschnitt, und in der größten Geschwindigkeit das Herz und die Lunge heraus riß. Wenn diese Theile noch lebendig und sich bewegend zum Vorschein kamen, so war es ein glückliches Zeichen; wenn man aber einigen Anschein von Mattigkeit daran wahrnahm, oder wenn auch das Opferthier, ehe es geschlachtet wurde, sich auf die Füsse erhob, so glaubte man mit einem Unglücke bedrohet zu werden, und um solches abzuwenden, opferte man eine Menge Schaafe und Lämmer, davon man das Herz und das Blut mit Feuer, welches die Priester

aus der Sonne zogen, verbrannte. Das Fleisch wurde gebraten, und unter das Volck ausgetheilet, welches sehr häufig davon aß, und eben so stark dabey trank. Die ganze Feyerlichkeit dauerte neun volle Tage; wenn aber der erste Tag vorbey war, so bestand solche nur bloß in Lustbarkeiten, nach deren Endigung ein jeder in seine Provinz zurück gieng.

Ausser der Vorstellung der Sonne sahe man auch in den Tempeln die Vorstellung des Mondes, dem ebenfalls ein Theil der gottesdienstlichen Ehre erwiesen wurde. Auch sahe man noch darinn verschiedene steinerne Figuren, die ebenfalls eine Art der Verehrung erhielten; allein ihre Anbeter stimmten in ihrer Bedeutung gar nicht überein. Sie nennten sie Guacas, und wenn man sich bey ihnen nach ihrem Ursprung und ihrer Bedeutung erkundigte, so antworteten sie, daß ihre Väter sie gelehrt hätten, diese Bilder zu verehren. Uebrigens ist es gänzlich unbekannt, was sie sich vor eine Vorstellung von einem künftigen Leben gemacht haben.

Die Incas wurden, nach ihrem Tode, in ein Gewölbe getragen, wo sie sitzend und mit ihren prächtigsten Zierrathen geschmückt zu sehen waren. Man sperrte auch eine oder zwey von ihren Weibern bey ihnen ein.

ein. Diese Ehre machten sich öfters diejenigen, die ihnen die liebsten gewesen waren, einander streitig, und deshalb wurde ein Gesetz gegeben, welches dem Manne anbefahl, noch bey seinem Leben diejenigen von seinen Frauen, die ihn begleiten sollten, zu ernennen. Man versichert auch, daß man noch ausser dem zwey bis drey junge Leute unter ihren Bedienten ausgesucht, und nebst allem ihren Gold- und Silbergeschirre, zugleich mit dem Inca begraben hätte; ein Gebrauch, der sich auf die Hoffnung einer künftigen Auferstehung, bey welcher sie nicht ohne Begleitung und nöthiges Hausgeräthe erscheinen wollten, gegründet haben soll. Die Geschichtschreiber dieses Landes erwehnen aber nicht dabey, ob man diese unglücklichen Opfer lebendig oder todt beerdigte. Sie sagen nur, daß als die Peruaner die Spanier in ihre Gräber hätten gehen gesehen, um das Gold und Silber, womit sie angefüllet waren, heraus zu holen, sie sich es als eine Gnade von ihnen ausgebeten, daß sie ja nicht die Knochen zerstreuen möchten, weil sie befürchteten, es möchte sonst mit der Auferstehung der Todten viel langsamer und schwerer hergehen. Auf die Gräber der Vornehmeren wurden grosse Bildsäulen, welche die darinn befindlichen Todten vorstellten, gesetzt; allein auf die Gräber der gemeinen Leute wurden nur die Zeichen

ihrer Handthierung oder ihres Amtes gesetzet. Bey den Begräbnissen pflegten die Anverwandten eine gewisse Menge ihres liebsten Getränkes auf das Grab zu giessen, welches, vermittelst eines Schlauches, bis an den Mund des Todten geleitet wurde.

Erziehung der Kinder.

Die Kinder der Peruaner wurden mit vieler Sorgfalt erzogen. Sobald sie geboren waren, wurden sie in kaltes Wasser eingetauchet, und alle Tage, ehe man ihnen reine Wäsche gab, setzte man sie auf eine kurze Zeit in ein kaltes Bad. Sie liessen ihnen die Arme nicht eher frey, als wenn sie drey Monathe alt waren, weil sie glaubten, daß es viel dazu beytrüge, sie stark zu machen. Ihre Wiegen waren kleine Hangebetten, woraus sie nur genommen wurden, wenn man sie reinigen wollte. Die Mütter nahmen ihre Kinder niemals auf die Arme, und setzten sie auch niemals auf den Schooß; sondern bückten sich nur über ihre Hangebetten, wenn sie ihnen die Brust geben wollten, welches nicht öfter als zwey bis dreymal des Tages geschahe.

Es hielt diese Nation gewissenhaft auf Ehrlichkeit und öffentliche Anständigkeit. Man duldete keine Hure, weder in den Städten noch in den Flecken: sie hatten nur die Erlaubniß, sich mitten auf dem Felde Hütten zu bauen. Den Mannsperso-

nen

nen war es wol erlaubt, Umgang mit ihnen zu haben, hingegen entehrte es eine Frauensperson, mit ihnen zu reden. Der Heyrathen Kaiser machte die Heyrathen in der Hauptstadt, und die Curacas besorgten solche in den Flecken. Dadurch wurde der Ehestand hoch geschätzt, und in einem jeden Hause die rechtmäsige Ehefrau, mitten unter ihres Mannes unzählbaren Kebsweibern eben so angesehen, als eine Königin. Sie beschäftigten sich mit Arbeiten, die sich für ihr Geschlecht schickten: sie machten Leinwand und Zeuge zu Kleidern, das Zubereiten des Schuleders war eine Arbeit für die Männer. Es befand sich im ganzen alten Peru kein öffentlicher Schuster noch Weber: sondern jede Familie arbeitete für sich selbst, und man hatte jedem Geschlecht einem gleichen Theil aufgelegt. Auf dem Felde aber arbeitete man gemeinschaftlich. Die Frauensperſonen waren so fleißig, daß sie sogar bey ihren Zeitvertreiben und Besuchen beständig Arbeitszeug in den Händen hatten. Man tadelt heutiges Tages die Faulheit der Männer: es ist aber leicht, von ihren Vorfahren andere Begriffe zu erhalten, wenn man nur ihre Werke ansieht. Zorate rechnet ihre Landstrassen mit zu den Wunderwerken der Welt. Fünf hundert Meilen weit, durch Berge, Felsen, Thäler und Abgründe ist von der Provinz Quito bis

am äußersten Ende des Reichs, ein sehr bequemer Weg. Unter andern findet man auf den Ebenen und in den Thälern sehr schöne Wege. Sie bestehen aus Dämmen, ohngefehr vierzig Fuß breit, welche mit den Thälern und Ebenen gleich stehn, und die Mühe auf- und niederzusteigen ersparen. In den sandigten Wüsten sind die Wege mit 2 Reihen Pfäler oder nach der Schnur gesetzten Palisaden bemerkt, wodurch man sehr richtig reisen kan. Einer dieser Wege hatte mehr den fünf hundert Meilen, wie zum Exempel der über die Berge. Die Dämme sind an verschiedenen Orten in den bürgerlichen Kriegen der Spanier eingerissen worden, weil sie den Feinden dadurch den Weg beschweren wollten: aber sie haben einen grossen Theil der Pfäler ausgehoben, in keiner andern Absicht, als das Holz zur Feurung oder zu andern Nothwendigkeiten zu gebrauchen.

Sprache der Peruaner.

Die gemeine Sprache der Peruaner war die Cuscosche, welche die Incas in allen eroberten Provinzen eingeführt hatten. Garcilasso, welcher von seiner Muttersprache besser urtheilen konnte, als die Spanier, sagt, daß sie sehr arm sey: ein Wort, setzt er hinzu, bedeutet viele Dinge. Er beklagt sich zugleich, daß ihr viele Buchstaben von dem lateinischen und Castillianischen Alphabet fehlen; aber sie ist sehr nachdrücklich und

einer

einer 'großen Zierlichkeit fähig. Sie hat keine Kunstwörter um abstrakte und allgemeine Ideen auszudrücken, ein sicherer Beweiß von den wenigen Fortschritten des menschlichen Verstandes in diesen Gegenden. Doch hatten die Peruaner Poeten, Astronomen und Geschichtschreiber. Man hat nur zwey Beyspiele der peruanischen Dichtkunst aufbehalten: eines ist ein artiger Gesang ohngefehr dieses Inhalts: Mein Gesang wird dich einschläfern, und ich will dich mitten in der Nacht überraschen. Das andere kan man als eine Ode betrachten, weil es einen mythologischen Punkt von Peru enthält. Es war in diesem Lande eine angenommene Meynung, daß ein junges Mädchen von der Familie der Sonne in die hohe Gegend der Luft mit einem Gefäß voll Wasser gesetzt sey, um solches auf die Erde zu giessen, wenn sie es bedürfe; daß ihr Bruder manchmal an das Gefäß schlüge, und von diesen Schlägen entstünde der Donner und der Blitz. Diese Ode war ohngefehr dieses Inhalts: „Schöne Nymphe, dein Bruder hat eben an die „Urne geschlagen, und daher donnert es „und blitzet es; aber du schöne königliche „Nymphe, giebst uns dein schönes Was„ser durch Regen und zu gewissen Jahres„zeiten Schnee und Hagel. Virachoca „hat dich dahin gestellt und verleihet dir „dazu Kräfte.„ Garcilasso, von dem dieses

ses entlehnt ist, sagt, daß die Peruanischen Dichter Schauspiele verfertigten, in welchen sie die grossen Handlungen der verstorbenen Kayser vorstellten.

Die peruanischen Astronomen unterschieden nur drey Gestirne durch besondere eigene Nahmen. Die Sonne nennten sie Yuti, den Mond Quilla und die Venus Chasca. Alle Sterne waren unter den Nahmen Coyllur begriffen. Die Erndten lehrten sie die Jahreszeiten kennen. Die kürzesten Tage kamen auch in ihre Zeitrechnungen. Gegen Abend und Morgen von Cusco waren kleine Thürme, deren sie sich zu ihrer Astronomie bedienten. Der Schatten des allerkleinsten zeigte ihnen den kürzesten Tag an. Fast auf eine gleiche Art bemerkten sie die Tag- und Nachtgleiche, nemlich an Säulen, die vor dem Sonnen-Tempel errichtet waren, und um die herum ein Zirkel beschrieben war. Nichts gleicht der Aufmerksamkeit dieser Völker bey den Sonn- und Mondfinsternissen, ob sie gleich die wahre Ursache davon nicht wusten. Sie glaubten, daß wenn die Sonne sich verfinsterte, solche erzürnt gegen sie sey, und die ganze Nation erwartete das schrecklichste Unglück Nach ihrer Meynung war der Mond krank, wenn er anfieng finster zu werden. Wenn er aber ganz verfinstert war, glaubten sie, er sey todt und befürchte-

ten, daß sein Fall alle Sterblichen erschlagen möchte. Sie weineten und schricen, ließen ihre Hunde heraus und zwangen sie durch Prügel zum Bellen, in der Meinung, daß der Mond diese Thiere vorzüglich liebte.

Ihre Monate rechneten sie nach dem Monde: sie nennten sie wie den Mond, nemlich Quilla: sie theilten aber solche in vier Theile, die sie durch Nahmen und Feste unterschieden. Zu Anfange der Monarchie fiengen sie ihre Jahre mit dem Januar an; seit der Regierung des Pachacutec aber, welchen sie den Reformator nannten, pflegten sie beym December anzufangen. Eintheilung der Zeit.

Sie hatten in der That keine Begriffe von der Arzeneywissenschaft; die Erfahrung hatte ihnen aber die Eigenschaften gewisser Kräuter gelehrt. Diejenigen, welche nun sich durch diese Kenntniß hervorgethan, waren in großer Gunst bey Hofe. Uebrigens waren ihnen nur zwey Mittel bekannt; nehmlich das Aderlassen an dem beschädigten Theil des Leibes und das Purgieren, welches gemeiniglich darinn bestund, zwey Loth von einer starken Wurzel einzunehmen, die Brechen und Stulgang verschafte. Sie hatten die Gewohnheit, nur zu Anfange der Krankheit Mittel zu gebrauchen, hernach halfen sie sich mit Diät und mit gänzlicher Enthaltung aller Arten Speisen. In der Arzeneykunst.

Diät bedienten sie sich der einfachen Speisen, theils weil sie die vermischten fürchteten, theis weil sie ihnen unbekannt waren.

Geometrie Sie hatten einige Begriffe von der Geometrie, die aber unausgebildet und verwirrt

Musik. waren. Ihre Instrumentalmusik war nicht die gekünstelste. Sie bestund in einigen Trommeln und Pfeiffen von Rohr; einige davon waren zweyfach oder dreyfach, von verschiedenen Tönen; andere einfach, deren Ton gar keine Veränderung hatte.

Geschichte. Dieses Volk besaß vor der Ankunft keine Kenntnis von Schrift. Inzwischen hatte man doch ein Mittel gefunden, die Denkmähler des Alterthums aufzubehalten, und eine Art Geschichte zu machen, die alle merkwürdige Vorfälle des Reichs enthielt. Die Väter waren verbunden, ihren Kindern wieder zu erzählen, was sie von ihren eigenen Eltern gehört hatten, und solches ihnen täglich zu wiederholen. Uebrigens ersetzten sie den Mangel der Schrift mit ziemlich ungestalteten Malereyen, wie die Mexikaner, und noch vielmehr durch das, was sie Quippors hießen. Dieses waren Register von Stricken, wo durch verschiedene Knoten sie eine außerordentliche Menge Wörter und Sachen ausdrückten. Acosta sah deren verschiedene, und ließ sich solche erklären. Alles was zur Geschichte, den Gesetzen, dem Handel ꝛc. gehörte, wur-

de ge-

de genau durch diese Knoten aufbehalten; aber die kleinsten Umstände wurden durch kleine Stricke bezeichnet, die an den größern gebunden waren. Beamte unter dem Namen Quippa-Camayo waren die bestellten Verwahrer dieser Geschichte. Die Quippots waren nach Beschaffenheit der Sachen verschieden, und so regelmäßig abwechselnd, daß man in den Farben, die statt unserer vier und zwanzig Buchstaben waren, eben so viel Nutzen finden würde, als wir aus unsern Büchern haben.

Die Peruaner machten ihre arithmetische Berechnungen mit bloßen Maiz-Körnern. Acosta versichert, daß unsere Operationen mit der Feder nicht geschwinder und sicherer seyn könnten.

Man kann hieraus schließen, daß die Natur die Peruaner ziemlich weit geführt hatte, vornemlich wenn man erwegt, daß sie mit wilden Völkern umgeben gewesen und nichts dem Beyspiele zu verdanken hatten.

Alte Denkmäler der Peruaner.

Die Peruaner hatten es eben so wenig in den Künsten als in den Wissenschaften weit gebracht. Ihr Fleiß aber ersetzte die Kenntnisse, welche sie durch das Studieren erlangen konnten. Sie widmeten

der Nachkommenschaft Denkmäler: man findet deren viele auf den Feldern, nahe bey den Städten und Flecken, in den Ebenen und auf den Hügeln. Sie suchten sich, wie die Egyptier, zu ihren Begräbnissen merkwürdige Plätze aus. Sie begruben den Körper nicht, sondern trugen ihn an einen zu diesem Gebrauche bestimmten Ort, häufeten viel Steine darüber zusammen, und machten eine Art von Grabmaal. Die Freunde des Verstorbenen schütteten darauf so viel Erde, daß ein Berg daraus entstund, den sie Guaca nenneten. Die Gestalt dieser Grabmäler war nicht vollkommen pyramitisch: die Peruaner wollten in diesen Arbeiten nur die Hügel und Berge nachahmen. Die ordentliche Höhe eines solchen Berges ist acht bis zehen Klaffter, und die Breite etwas weniger, als zwanzig bis sechs und zwanzig Fuß. Doch findet man auch grössere.

Aus der verschiedenen Grösse dieser Denkmäler läßt sich schliessen, daß sie dem Stande und dem Vermögen der Verstorbenen angemessen gewesen seyn muß. Mit einem jeden Peruaner wurde sein Hausrath, ingleichen sein güldenes, kupfernes, und dergleichen Geräthe zugleich begraben. Die Spanier haben daher in diesen Grabmälern nachgesucht, um die etwa darinn vorhandenen Reichthümer herauszuholen.

Auffer

Spiegel der alten Peruaner.

Auſſer dem Golde findet man in dieſen Gräbern ſteinerne Spiegel, davon einige aus dem ſo genannten Inca-ſteine, andere aber aus einem Steine, Gallinas genannt, beſtehen. Die erſtere Art iſt nicht durchſichtig, ſondern weich und bleyfarbig. Die daraus verfertigten Spiegel ſind gewöhnlich rund; die eine Oberfläche iſt eben und ſo glatt, als der feinſte Cryſtall; die andere hingegen iſt etwas oval, aber nicht ſo eben, wie jene. Sie ſind gemeiniglich drey bis vier Zoll groß. Die Hauptfläche iſt hohl, und vergröſſert ſehr die Gegenſtände. Der Incaſtein hat den Fehler, daß er einige Adern und Plättlein hat, welche die Fläche verderben, und verurſachen, daß ſie leicht zerbrechen. Man glaubt, daß dieſe Spiegel gegoſſen ſind; allein man findet doch noch einige in den Thälern, wo gegraben wird. Indeſſen iſt es doch gar nicht unwahrſcheinlich, daß man ſie gegoſſen haben könne, um ſie in der Güte zu verbeſſern.

Der Gallinaſſenſtein iſt ſehr hart, allein er ſpringt auch ſo leicht, als ein Feuerſtein. Er hat den Nahmen von ſeiner Farbe, die eben ſo ſchwarz iſt, als die Galinaſſen. Die Spiegel aus dieſem Steine ſind auf beyden Seiten bearbeitet, und ſehr gut gegründet. Sie haben oben ein Loch, woraus man ſieht, daß man einen Faden

durch-

durchgezogen, und sie damit an einem Hacken aufgehangen haben müsse. Ihre Glätte ist so schön, als bey den Spiegeln vom Incastein. Unter den letztern findet man viele, die sehr eben sind, andere aber sind hohl, und so gut gearbeitet, als wenn die Peruaner die zu dieser Arbeit gehörigen Werkzeuge und eine vollkommene Kentniß der Optick gehabt hätten. Es sind auch noch in Peru Steinbrüche, wo der Galinas gegraben wird; allein die Spanier achten sie nicht, weil dieser Stein Adern und Streiffen hat.

Aexte. Die kupfern Aexte, die man zuweilen in den Gräbern findet, sind den unsrigen sehr ähnlich. Man hält dafür, daß dieses das einzige schneidende Werkzeug der Peruaner gewesen sey. Auch trift man einige an, die aus dem Galinassensteine oder auch aus einem andern Steine gemacht sind, der dem Feuersteine ähnlich, aber nicht so rein und so hart ist. Ingleichen findet man hier Arten von Lanzetten, die ebenfalls aus diesen beyden Steinen gemacht sind. Dieses sind alle die Werkzeuge, die man in den Gräbern antrift, woraus man schliessen muß, daß die Peruaner keine andern gehabt haben.

Trinkgeschirre. Die Trinkgeschirre bestehen aus einem sehr feinen Thone von schwarzer Farbe.

Man

Man weiß aber nicht, wo ihn die Peruaner gegraben haben. Diese Trinkgeschirre sehen aus, wie eine runde Kanne ohne Fuß, mit einem Henkel in der Mitte. Auf der einen Seite ist die Oeffnung, woraus man trinkt, und auf der andern Seite siehet man einen sehr wohlgebildeten Menschenkopf. Es auch einige von rothem Thone, die eben so aussehen.

Unter dem güldenen Geräthe fand man am meisten eine Art von Nasengehenken, in der Gestalt von Kelchschüsseln, aber viel kleiner, als die man in den Kirchen brauchet. Die Peruaner trugen sie am Knorpel zwischen den beyden Nasenlöchern. Ferner befanden sich darunter Hals- und Armketten, Ohrengehenken, die den Nasengehenken fast ähnlich waren, und Götzenbilder. Alles dieses Geräthe war von Golde und so dünne gearbeitet, wie Pappier. Die Götzenbilder stellen alle Theile des Körpers vor, und sind innewendig hohl. Da sie aus dem Ganzen gearbeitet sind, so kann man nicht begreiffen, wie man sie hat aushöhlen können. Man siehet gar nicht, daß man sie gegossen haben könnte; denn es würde schwer seyn zu erklären, wie die Form zum Gusse nachgehends davon hätte weggebracht werden könen, ohne das Bild zu beschädigen, da solches überall so zart und dünne war.

Nasengehenke.

Nachahmungen in Steine.

Der Maiz ist jederzeit die vornehmste Nahrung der Peruaner gewesen, und sie brauchten ihn, die Chicha daraus zu machen. Diese Völker bildeten Maizähren aus einem harten Steine mit solcher Geschicklichkeit, daß man sie von einer natürlichen Aehre nicht unterscheiden konnte. Sie verstanden auch vollkommen die Kunst, die Farben auszudrücken. Einige dergleichen Steine bilden den gelben und andere den weissen Maiz nach, noch andere aber stellen solchen Maiz vor, dessen Körner beräuchert zu seyn scheinen.

Wohlbearbeitete Smaragden.

Ihre Geschicklichkeit, die Smaragden zu bearbeiten, ist bewundernswürdig. Sie holeten diesen Stein von der Küste Manta und aus einem Gebiete der Statthalterschaft Atacames. Man hat diese Smaragden-Gruben nicht wieder finden können; allein in den Gräbern zu Manta und Atacames finden diejenigen, die daselbst nachsuchen, noch Smaragden, die viel schöner und härter sind, als die, welche in der Landschaft Santa-Fe gefunden werden. Es ist dabey bewundernswürdig, daß einige davon kugelrund, andere aber länglichrund, und noch andere kegelförmig gearbeitet sind. Es ist gar nicht zu begreiffen, wie ein Volk, das gar nichts von Stahl oder Eisen wuste, dergleichen harten Steinen diese Gestalt hat geben, und sie so sauber durch-

durchbohren können, daß diese feine Arbeit unsern jetzigen Künstlern zum Muster dienen könte. Auch ist die Art, wie sie die Löcher anordneten, sehr merkwürdig. Einige gehen gerade durch, andere aber nur bis in die Mitte des Steines, und gehen seitwärts durch, machen einen Dreyeck und sind nicht weit von einander entfernt. Kurz, die Gestalt der Steine an sich selbst ist nicht weniger als die Beschaffenheit der Löcher verschieden.

Alte Gebäude.

Noch einen andern Gegenstand der Bewunderung machen die alten Gebäude der Peruaner aus, sowohl diejenigen, die zu ihrem Götzendienste oder zu den Palläſten ihrer Fürsten bestimmt waren, als auch diejenigen, die ihrem Lande zur Schutzwehre dieneten. Wir haben schon gesagt, daß die Gebäude zu Cusco und an verschiedenen andern Orten sehr prächtig gewesen sind. Ulloa theilt uns eine Beschreibung mit von einigen Denkmälern, die er selbst gesehen hat. Zu Cavambe siehet man noch den grösten Theil eines alten Tempels, der auf einem kleinen Hügel lieget, eine zirkelrunde Gestalt hat, und ohngefehr acht Klafter im Durchschnitt enthält. Es sind nur noch die Mauern davon vorhanden, die ziemlich fest stehen, und deren Höhe zwey bis drittehalb Klafter, die Dicke aber fünf Schue beträgt. Die Ziegel sind mit eben

der Erde, woraus sie gebrannt worden, zusammen gefügt, welches die Mauer so hart macht, als wenn sie von Stein wäre. Nach einer alten Sage war dieses Gebäude ein Tempel, und seine runde Gestalt ohne alle innewendige Abtheilung, läßt gar nicht zweifeln, daß es ein Ort, der zu öffentlichen Zusammenkünften gedienet, gewesen seyn müsse. Da die Thüre daran sehr kleine ist, so ist zu vermuthen, daß die Incas aus Ehrfurcht gegen das Heiligthum der Sonne zu Fuße hineingegangen seyn müssen, ob sie sich gleich sonst auf Tragsesseln in jeden andern Ort tragen ließen. Ueberdem bestätigen alle Zeugnisse, daß die Sonne zu Cayambe einem Tempel gehabt habe.

In der ebene, die sich von Latacunga gegen Norden erstreckt, siehet man noch die Mauern von einem Pallaste der Incas, welcher Callao geheißen, und noch jetzt diesen Namen führet, ob er gleich gegenwärtig ein Landhauß der Augustiner ist. Er hat zwar nicht die Schönheit noch die Größe der egyptischen und römischen Gebäude. Allein das Aeußerliche daran zeigt einen edlen Anstand und verräth die Majestät seiner ehemaligen Bewohner. Ulloa gieng durch ein von fünf bis sechs Klaftern langes Gäßchen hinein, welches in einen Hof führte, der mit drey großen Sälen auf allen vier Seiten umgeben war. Jeder hat verschie-

dene

dene Abtheilungen, und hinter demjenigen, der dem Eingange gegen über ist, findet man noch verschiedene kleinere Zimmer, welche Bedientenkammern gewesen zu seyn scheinen, nur eines ausgenommen, worinn man allerhand Thiere aufbehalten haben muß: denn man findet noch jetzt die besondern Abtheilungen für eine jede Art dieser Thiere. Obgleich das Gebäude ziemlich verunstaltet ist, so sind doch dessen vornehmsten Theile noch vorhanden; man hat aber in neuern Zeiten einige Wohnungen daran gebauet, wodurch die ehemalige Einrichtung der Gemächer verändert worden. Es ist aus schwarzen Steinen aufgeführet worden, welche so hart als die Feuersteine, und so gut zusammen gefügt sind, daß man nicht einmal mit einer Messerspitze dazwischen kommen kann. Die Fugen scheinen nur darum vorhanden zu seyn, um anzuzeigen, daß das ganze Gebäude aus verschiedenen Steinen und nicht aus einem Stücke aufgeführt worden. Man siehet keinen Kütt und keine Löte, wodurch sie verbunden wären. Man bemerket aber nicht nur eine Ungleichheit in den Schichten der Steine, sondern auch in den Steinen selbst. Die Höhe dieser Mauern beträgt ohngefehr zwey und eine halbe Klafter, und ihre Dicke zwey bis drey Fuß. Die Thüren sind zwey Klafter hoch, und unten drey bis vier Fuß breit. Nach oben zu werden sie

immer

immer enger bis auf zwey und einen halben Schu. Sie wurden deswegen so hoch gebauet, damit der Monarch mit seinem Tragsessel, der von verschiedenen Indianern auf den Schultern getragen wurde, durchkommen konnte. Man findet nicht die geringste Spur, daß diese Palläste noch ein Stockwerk über das unterste gehabt hätten, noch auch mit was für einem Dache sie versehen gewesen sind. Da die Peruaner vom Schneiden der Steine nichts wusten, so findet man auch nichts Gewölbtes an ihren Gebäuden.

Funfzig Klafter weit von diesem Pallaste gegen Norden siehet man mitten auf der Ebene einen Hügel, der fünf und zwanzig bis dreyßig Klafter hoch ist. Er ist so rund, wie ein Zuckerhut, und auf allen Seiten so gleich und eben, als wenn ihn Menschenhände gemacht hätten: übrigens macht er unten mit dem Boden, worauf er steht, überall einen gleichen Winkel. Ulloa glaubt, daß es eine Art von Wachthurm gewesen, welcher zur Beobachtung dessen, was auf dem Lande vorgieng, diente, um den Fürsten, wider unvorhergesehene Anfälle der Feinde des Reichs, in Sicherheit zu setzen.

Auf der nordöstlichen Seite des Fleckens Atun Cannar, zwey Meilen davon, siehet man noch eine Festung und einen Pallast

der

der Incas. Diese Festung wird für das ordentlichste, größte und am besten eingerichte Denkmal des alten Peru gehalten. Der Eingang ist durch einen Fluß gedeckt, welcher statt eines Graben dient. Auf der Seite gegen über ist ein Hügel, auf welchem eine hohe Mauer ist, die den Zugang sehr schwer macht. Auf dem Mittelpunkte steht ein ovaler Thurm, der vom innern Boden des Gebäudes nur ohngefehr zwey Klafter hoch hervorraget; außwendig aber sieben bis achte über den Hügel geht. Aus der Mitte dieses Thurms geht ein viereckigtes Gebäude heraus, in einer Art von Brustwehre, mit vier Mauern, deren Winkel den ovalen Umfang des Thurmes berühren, und er schließt den Gang zwischen beyden, indem er nur auf der Seite gegen über einen sehr kleinen Zugang läßt, der mit dem Inwendigen des Thurms in Verbindung steht. Mitten auf dem viereckigten Platze sind zwey kleine Abtheilungen, in welche man zu einer Thüre hineingeht, die sich der Abtheilung gegen über befindet. Diese beyden Abtheilungen scheinen zwey Schilderhäuser gewesen zu seyn, aus welchen die Schildwachen nach dem Felde sehen konnten. Es scheint sogar, daß der Thurm zur Wachtstube gedient habe. Die Mauer dieser Festung erstreckt sich auf vierzig Klafter zur Linken und auf fünf und zwanzig zur Rechten. Nachgehends wendet sie sich, macht

ver-

verschiedene unregelmäßige Winkel, und schließt einen großen Platz ein. Sie hat nur einen einzigen Eingang, dem Thurme gegen über, dicht an dem Thale, durch welches der Fluß strömet. Durch diese Thüre kömmt man in eine enge Gasse, wo kaum zwey Personen neben einander gehen können, und welche gerade auf die gegen über stehende Mauer führt. Hernach krümmet sie sich nach dem Thurme zu, und behält beständig einerley Breite. Von hier wendet sie sich nach dem Thale zu, wird breiter, und bildet einen kleinen Platz vor dem Thurme. Längst dieser Gasse hat man immer in der Entfernung von drey Schritten Löcher in der Mauer gemacht, wie Schilderhäußgen, und in der innern Mauer, welche eigentlich die Strasse selbst ausmacht, sind zwey Thüren, die zweyen Wachstuben, worinn vermuthlich die Soldaten der Besatzung wohnten, zum Eingang dienten. Inwendig auf der linken Seite des Thurmes, findet man verschiedene Gemächer, die noch vorhanden sind. Sowohl aus ihrer Höhe, Eintheilung und ihren Thüren kan man vermuthen, daß sie dem Fürsten zur Wohnung gedienet haben. Man siehet darinn Höhlen, wie Schräncke und hervorragende Steine von sechs bis acht Zoll lang, und drey bis vier Zoll dick, woran man die Waffen hängen konte. Die ganze Mauer

am Abhange des Berges und an der Seite des Thurmes ist sehr dick, und geht von aussen gerade in die Höhe. Innewendig hat sie einen Wall und eine Brustwehr von ordentlicher Höhe. Es ist nur eine Treppe, nahe beym Thurme, um auf den Wall zu kommen. Die Steine der Mauer sind eben so hart, poliert und genau zusammen gefügt, als die zu Callao. Alle Zimmer sind ohne Dach, wie im Pallast; auch findet man keine Spur, daß sie Fußböden gehabt hätten.

Man behauptet, daß in der Gerichtsbarkeit Guasuntos noch eine dergleichen Festung gewesen sey, und man glaubt, daß diese beyden durch unterirdische Gänge Gemeinschaft mit einander gehabt hätten. Es giebt in diesem Lande noch eine Menge anderer Ruinen. Sie sind alle, ausgenommen die gedachten drey, entweder von ungebrannten Ziegeln, oder von ordentlichen Bruchsteinen. Hieraus läßt sich vermuthen, daß die erstern von den Indianern aufgeführt worden, ehe sie noch unter dem Gehorsam der Incas waren. Die andern drey verrathen mehr Grösse und Majestät.

Die Peruaner hatten noch eine andre Art Festungen zu befestigen. Sie umgruben einen steilen Berg, brachten drey oder

vier

vier Brustwehren in einiger Entfernung von einander an, führten innewendig eine kleine Mauer auf, daß man sich vor den Feinden schützen und sie mit weniger Gefahr zurück treiben konnte. In dem Innern der Graben baueten sie kleine Häuser von ungebrannten Ziegeln oder Steinen, worinne die Besatzung wohnte. Diese Arbeiten waren so gemein, daß man sie fast auf allen Bergen antraf.

Schiffahrt der Peruaner.

Die Fahrzeuge, so die Peruaner zur Schiffahrt brauchten, waren eine Art fliegender Gebäude, Balses oder Jangades genannt: sie bedienen sich deren noch, ohne Unterschied, auf den Flüssen und auf der See. Das Holz, welches man zum Baue derselben nimmt, ist weich, von weißlichter Farbe, und sehr leicht: es ist in Peru unter den Nahmen Balsa bekannt. Man behauptet, daß es das Ferula der Lateiner sey.

Es giebt Balsen von mancherley Grösse. Sie bestehen aus fünf, sieben oder neun Pfählen, die mit Bejucken und Querbalken an den Enden zusammen gefügt sind. Sie sind so fest aneinander gebunden, daß sie den heftigsten Wellen wiederstehen können. Der dickste Pfahl steht ein wenig am Hintertheile des Schiffes vor den andern hervor. An jeder Seite desselben bindet man einen fest, und so fort die übrigen.

Es

Es ist dieser das vornehmste Stück am Gebäude, und deswegen ist die Zahl der Pfäler immer ungleich. Darüber liegt eine Art Boden, der aus kleinen Bretern oder Rohre bestehet und mit einem doppelten Dache versehen ist. Statt der Segelstange sind zwey Stangen von Mangleholze darauf. Die grossen Balsen tragen auf fünf hundert Centner Waaren, ohne daß die Nähe des Wassers solchen schadete. Das Wasser, welches an die Balken anschlägt, dringt nicht hinein, weil das Fahrzeug der Bewegung und den Lauf des Wassers folget. So lange die Bejucken unschadhaft sind, gehen sie nicht aus einander; es geschiehet aber, daß die Indianer zuweilen sie zu untersuchen und statt der durch die Zeit und Arbeit abgenutzten andere zu nehmen vernachläßigen; alsdenn geht die Balse aus einander, und die Ladung ist den Wellen überlassen.

Es giebt Arten Balsen zur Schiffahrt, andere zum Fischfang und noch andere, auf welchen sie ihre Familien nach ihren Wohnungen und nach ihren Landhäusern bringen. Man ist darinn so bequem, wie in einem Hause; auch haben diese Gebäude die besondere Eigenschaft, daß sie bey widrigem Winde laviren. Man nimmt zu dem Ende einige Bretter, drey bis vier Ellen lang, und eine halbe Elle breit: fügt

sie am Vorder- und Hintertheile zwischen den Pfälern der Balse. Man stößt einige etwas ins Wasser, und zieht die andern heraus. Auf diese Weise entfernt man sich, nähert sich, gewinnt den Wind, drehet das Schiff gegen das Ufer und hält sich zum Laufen fertig, so wie man sich dabey eine Bewegung nimmt. Diese Erfindung ist bisher den aufgeklärtesten Nationen von Europa unbekannt gewesen.

An einigen Orten der Küste bedienen sich die Fischer, an statt der Balsen und kleinen Kähne, Ballonen ganz mit Luft angefüllt und aus der Haut von Seewölfen verfertiget. Es giebt deren, die an zwölf Centner oder an funfzig Arroben halten. Um sie zusammen zu nehen, macht man mit einer Ahle in den beyden Häuten Löcher, und in jedem Loch steckt man ein Stück Holz oder eine Fischgräte, und damit keine Luft hindurch kann, so verwickeln sie solche mit nassen Gedärmen. Man bindet zwey von diesen Ballonen zusammen, vermittelst einiger Stöcker, die oben darüber angebracht werden, so daß das vorderste näher kömmt als das hinterste. Ein Mensch setzt sich oben darauf, welcher ein Ruder, das unten doppelt ist, in Händen hat. Wenn der Wind ihm helfen kann, so steckt er ein kleines baumwollenes Segel auf. Damit die Luft, die in den

bey-

beyden Blasen ist, und sich verliehren kan, in solchem Fall wieder ersetzt werde, hat er zwey Schläuche vor sich, vermittelst deren er die Blasen wieder voll Luft macht, so oft es nöthig ist.

§. IV.

Klima, Jahreszeiten, Witterung.

Der Leser wird bemerken, daß das, was in Peru Thäler genennt wird, der weite Raum ist, der das südliche Meer zwischen Tompez und Lima bis an die Berge, die den Nahmen Cordilleras führen, umgränzet. Von dieser Gegend wollen wir eigentlich in diesem Artickel handeln. Man findet, daß die Luft hier Veränderungen unterworfen ist, die eine besondere Aufmerksamkeit verdienen. Der Frühling fängt zu Lima, kurz vor dem Ende des Jahres, zu Anfange des Decembers an. Die Dünste, mit welchen die Luft den Winter über angefüllet war, fangen an sich zu zerstreuen, die Sonne kommt wieder zum Vorschein, und giebt der Erde eine sanfte Wärme, die ihr die Abwesenheit ihrer Strahlen entzogen hatte. Dem Frühling folgt der Sommer, der nicht ausserordentlich heiß ist, weil die Südwinde die Hitze mäsigen. Der Winter tritt im Junius, oder in den ersten Tagen des Julius ein, und dauert bis im December,

nachdem vorhero ein wenig Herbst gewesen. Die Südwinde fangen zu Ende des Sommers viel heftiger an zu wehen, und machen es kälter. Jedoch diese Kälte hat gar keine Aehnlichkeit mit dem Froste, den man in solchen Gegenden spüret, wo Schnee und Eiß vorhanden sind; allein sie ist doch stark genung, daß man die leichten Kleider ablegen muß. Die Kälte zu Lima entstehet von den Winden des Nordpols, die noch die Schnee- und Eißluft von der Gegend, wo sie herkommen, mitbringen, und die Ursache, warum sie diese kalte Luft auf einem so langen Wege, nehmlich von der Eiß-Zona bis an dem heissen Erdgürtel, beybehalten, ist diese, weil sich im Winter die Erde in einen dicken Nebel verhüllet, welcher die Sonnenstrahlen verhindert, bis zu ihr hindurch zu dringen, so daß die Winde, die unter diesem dicken Nebel wehen, alle die Kälte beybehalten, die sie in den kalten Gegenden aufgefangen haben. Dieser Nebel erstreckt sich gegen Norden durch die Thäler des ganzen Landes, und bedeckt auch die Atmosphere der See. Man kan durch diesen Nebel um sich sehen, denn er verbirgt nur bey Tage die Sonne und bey Nachte die Sterne. Die zu dieser Jahreszeit aufsteigende Dünste gehen wie eine Art von Thau in die Höhe, und befeuchten die Erde überall auf eine gleiche Art.

Sie

Sie bringen ein neues Grün und Blumen auf den Hügen und Ufern hervor, die das ganze Jahr über dürre ausgesehen hatten. Daher kömmt es, daß die Einwohner der Städte sich auf das Land verfügen, sobald der Winter vorbey ist.

Die Winde, die im Winter wehen, sind nicht eigentlich Südwinde; ob man gleich ihnen diesen Nahmen giebt; denn sie wehen eigentlich ohne Unterlaß zwischen Südost und Süden.

Es regnet niemals in den Thälern von Peru; auch siehet man niemals daselbst Stürme wüten, und die Einwohner des Landes, die niemals gereiset haben, wissen nicht, was Blitz und Donner ist; hingegen dreyßig Meilen von Lima gegen Osten sind Regen und Ungewitter sehr gewöhnliche Dinge. Die Nebel, die den Winter über hier zu Lande häufig sind, verursachen den Einwohnern heftige Kopfschmerzen.

Die bößartigen, abwechselnden und Krankh-
Flußfieber, das Seitenstechen und die Ver- ten.
stopfungen sind in diesen Gegenden sehr gemein, und die Blattern stürzen viel Einwohner ins Grab. Die Ohnmachten sind eine noch schrecklichere Krankheit. Sie werden in zwey Arten eingetheilet, in die gemeine und in die bößartige. Eine so-

wohl als die andere äußert sich in der Krisis einer hitzigen Krankheit. Die erstere Art, ob sie gleich nicht so gefährlich ist, stürzt den Kranken öfters in zwei bis drey Tagen ins Grab; die bösartige Ohnmacht hingegen ist so zu sagen unheilbar.

Dieses schreckliche Uebel bestehet eigentlich darinn, daß alle Muskeln in eine gänzliche Unthätigkeit gesetzet und alle Nerven des Körpers, und zwar zuerst am Kopfe, zusammen gezogen werden. Dabey breitet sich zugleich eine fressende Feuchtigkeit durch alle Häute aus, und verursachet unerträgliche Schmerzen, die alsdenn am stärksten sind, wenn man sich bewegen will. Die Kehle schließt sich durch convulsivische Bewegungen so sehr zusammen, daß der Kranke nicht die geringste Nahrung hinunter bringen kann. Oefters sind auch die Kinnbacken einer gegen den andern so stark zusammen gepresset, daß sie selbst mit Gewalt nicht geöfnet werden können. Beide Arten der Ohnmacht sind mit einer Schlafsucht vergesellschaftet, die aber doch nicht verhindert, daß sich nicht die Schmerzen so stark empfinden lassen sollten, daß der Kranke erbärmlich zu schreyen anfängt. Endlich wird der Körper des Kranken ganz krumm zusammen gezogen; er verliert alle Empfindung und kann nicht mehr Athem holen, bis er den Geist von sich giebt.

Unter den Krankheiten der Weiber ist eine, die für ansteckend und fast für unheilbar gehalten wird. Sie wird der Mutterkrebs genannt, und verursacht gleich im Anfange so lebhafte Schmerzen, daß sie erschrecklich winseln müssen. Sie geben eine Menge verdorbener Feuchtigkeiten von sich, werden mager und zehren endlich so aus, daß sie den Geist darüber aufgeben. Diese Krankheit dauert gemeiniglich viele Jahre, doch haben sie dabey viele ruhige Stunden, in welchen die Schmerzen und Ausleerungen nachlassen; allein bald darauf stellen sie sich mit desto grösserer Wuth wieder ein. Sie ist so heimtückisch, daß man sie nicht eher aus dem äußerlichen Ansehen oder aus dem veränderten Pulse erkennen kann, als bis sie schon auf dem höchsten Grad gestiegen ist. Sie ist auch so ansteckend, daß man sie sich zuziehen kann, wenn man sich nur auf einen Stul setzt, auf welchem eine solche Kranke gesessen hat, oder auch, wenn man nur etwas von ihren Kleidern anzieht. Jedoch werden die Mannspersonen von dieser Seuche nicht angegriffen, und sie pflegen mit ihren Weibern so lange umzugehen, bis das Uebel bey ihnen so hoch gestiegen, daß sie auf die vorhin erwehnte Art ganz hinfällig geworden. Man schreibt diese gefährliche Krankheit zweyen Ursachen zu, nemlich dem Ueberfluß stark riechender Sachen, deren

sich die Weiber beständig bedienen, und nächstdem der gar zu häufigen Bewegung, die sie sich machen, weil sie immer in Caleschen fahren.

Die Liebesseuche ist zu Lima und in den Thälern eben so gemein, als in allen andern Ländern des südlichen West-Indiens. Man wendet nicht die geringste Sorgfalt an, sich davon zu befreyen, und das gewöhnliche Schicksaal aller derer, die damit behaftet sind, ist, daß sie sie mit ins Grab nehmen müssen.

Erdbeben. Unter allen Plagen, womit Peru heimgesucht wird, sind die Erdbeben die allerbeträchtlichsten. Das Land ist ihnen so sehr unterworfen, daß die Einwohner in beständiger Furcht vor diesem Uebel schweben. Die Stöße entstehen plötzlich und folgen gleich aufeinander mit einer so fürchterlichen Erschütterung, daß auch die beherztesten Leute in Schrecken gerathen. Indessen sagt Ulloa doch, daß ehe ein Erdbeben kömmt, sich einige Vorboten spüren ließen. Eine Minute vor den Stößen hört man in den Hölen der Erde ein dumpfigtes Geräusch, das aber nicht an einem Orte bleibt, sondern sich unter der Erde ausbreitet. Sogar die Hunde können ein Erdbeben voraus merken, und fangen alsdenn ein trauriges Geheul an. Andere

Thiere,

Thiere, die auf den Gassen lauffen, bleiben plötzlich stehen, und breiten die Füsse aus einem natürlichen Instinkt, weit aus einander, um nicht zu fallen. Auf das erste Merkmahl verlassen die Einwohner der Städte sofort ihre Häuser. Ihre Eilfertigkeit ist dabey ganz außerordentlich; sie lauffen fort, so wie sie gehen und stehen, ohne im geringsten darauf Acht zu haben. Geschieht es in der Nacht, so bleiben sie so nackend wie sie sind, ohne sich mit etwas zu bedecken. Dabey stelle man sich das Geschrey der Kinder vor, das Wehklagen der Weiber, die alle Mächte des Himmels anrufen, die Angst der Männer, und das Geheule der Hunde, welches alles gar nicht aufhört; kurz die ganz erschreckliche Verwirrung, die noch viel länger als die Erdstösse dauert, weil die Erfahrung gelehrt hat, daß das Erdbeben wiederkommen kann, und also niemand das Herz hat, sich nach seiner Wohnung zurück zu begeben.

Im Jahre 1586. wurde Lima durch ein Erdbeben so heimgesuchet, daß diejenigen, so der Gefahr entgiengen, ein Dank-Fest anordneten, welches noch jetzt alle Jahre am Tage der Heimsuchung der heiligen Elisabeth gefeyert wird. Im Jahre 1609. betraf den Ort ein gleiches Unglück. Noch schrecklicher aber war das Erdbeben

im Jahre 1630. Die Stadt wurde damals mit einem völligen Untergange bedrohet, und sie feyert deßhalb noch jährlich das Fest ihrer Erhaltung unter dem Namen des Festes unserer Frauen vom Wunder. Im Jahre 1655. warf ein heftiges Erdbeben die größten Gebäude und eine ungeheure Menge Häuser über den Haufen. Die Heftigkeit und lange Dauer desselben nöthigte die Einwohner, sich viele Tage lang auf dem Felde aufzuhalten. Im Jahre 1678. litten die Kirchen sehr viel, und viele Häuser stürzten ein. Im Jahre 1687. den 20. October fieng sich des Morgens um vier Uhr ein Erdbeben an und verscharrete eine große Anzahl Menschen unter den Trümmern ihrer Häuser. Doch dieses Unglück war nur ein Vorbote des darauf folgenden. Denn zwey Stunden nachher entstand die zweyte Erschütterung, wodurch alles in der Stadt in einen Schutt-Haufen verwandelt wurde; jedoch hatten die Einwohner, durch das erste Erdbeben gewarnet, glücklicher Weise die Vorsicht gebraucht, sich aus der Stadt zu entfernen. Die See zog sich plötzlich vom Ufer zurück und als sie wieder eintrat, so machte sie so hohe Berge von Wasser, daß sie ein großes Stück Landes überschwemmte und die darauf befindlichen Einwohner ersäufte. Unter allen Erdbeben aber, die sich zu Peru ereig-

net

net haben, ist das schrecklichste, nach dem Berichte der Geschichtschreiber, das vom 28 October 1746. gewesen, indem es mehr Schaden als alle vorhergehenden zusammen verursacht hat. Die Erdstöße nahmen des Abends um halb eilf Uhr mit solcher Heftigkeit den Anfang, daß in weniger als drey Minuten, alle Gebäude umgestürzet und der größte Theil der Einwohner, die nicht hurtig genung ihr Leben zu retten suchten, mit unter den Trümmern begraben wurde. Die auf die Erschütterung folgende Ruhe, war von keiner langen Dauer; denn man zählte in vier und zwanzig Stunden zwey hundert Erdstöße, und bis zum 24. Februar des folgenden Jahres hatte man 451. dergleichen Erschütterungen beobachtet.

Der Ort Callao erfuhr zu gleicher Zeit eben dasselbe unglückliche Schicksal; allein der Umsturz der dasigen Gebäude war nichts in Vergleichung dessen, was darauf folgete: denn das Meer trat zurück, wie es sonst schon in solchen Fällen geschehen war, es trat aber mit der grösten Wuth wieder ein mit aufgeschwollenen Wellen, die ganze Berge von Schaum vorstelleten und fiel auf Callao, das es in ein Meer verwandelte. Es floß wieder zurück und kam noch wüthender wieder, so daß es durch eine neue Ueberschwemmung diese ganze unglückliche

Stadt

Stadt verschlang. Es befanden sich damals drey und zwanzig Schiffe im Hafen, wovon neunzehen untergiengen. Die vier übrigen aber wurden durch die gewaltigen Wellen fortgerissen und in einer ziemlichen Weite vom Ufer auf das Land geworfen. Die übrigen Häfen in dieser Gegend litten gleichen Schaden, und ein Theil der Thäler wurde durch die Erdbeben zu Grunde gerichtet. Die Zahl der todten Körper, die man unter den Trümmern von Lima fand, belief sich auf dreyzehen hundert, und zu Callao waren von vier tausend Einwohnern, die man daselbst zählte, nur zwey hundert davon gekommen.

In eben der Nacht öfnete sich plötzlich ein feuerspeyender Berg zu Lucanas, und gab eine so große Menge Wasser von sich, daß alle benachbarte Felder davon überschwemmt wurden. Noch drey andere Vulkane wütheten in der Gegend von Patas und setzten ebenfalls die umliegende Gegend unter Wasser. Einige Tage vor dieser schrecklichen Begebenheit hatte man zu Lima ein unterirdisches Geräusche gehöret, welches zuweilen dem Brüllen eines Ochsen, zuweilen aber dem Kanonendonner ähnlich war. Dieses Getöse ließ sich auch noch in der Nacht hören, die auf das Erdbeben folgete. Jederman weiß, daß die feuerspeyenden Berge aus den schwefelichten,

salpeterigen und andern verbrennlichen Materien, die in den Eingeweiden der Erde verschlossen sind, entstehen. Wenn dieselben sich vereinigen und eine Art Teig machen, so fangen sie an zu gähren und sich zu entzünden. Alsdenn sucht sich der Wind, oder die Luft, die in ihnen eingeschlossen war, auszubreiten. Sie sucht mit Gewalt hervorzudringen und verursacht dieselbe Würkung als das Pulver, das man in einem Bergwerke anzündet, nur mit dem Unterschiede, daß das Pulver aufflieget, sobald Feuer dazu kömmt; da hingegen das Feuer eines Vulkans, das einmal brennet, nicht eher verlöschet, als bis die öhlichten Theile, die es enthielt, und die mit seiner Masse verbunden waren, gänzlich verzehret sind. Nach dieser Voraussetzung muß man sich nicht wundern, daß es so viele feierspeyende Berge im Peruanischen giebt, denn man kann daselbst fast keinen Schritt thun, ohne Adern von Salpeter, Schwefel, Vitriol, Salz und andern brennbaren Materien anzutreffen. Der Boden in den Thälern ist schwammig und hohl, und wegen der vielen Höhlungen ist er beständig von unterirdischen Wassern befeuchtet.

§. V.

§. V.

Naturgeschichte.

Der Unterschied in der Lage der verschiedenen Provinzen von Peru verursacht auch den Unterschied in den Producten. Die warmen Gegenden, welche die Thäler genannt werden, bringen hervor Zuckerrohr, Plantanos Dominicos, Guineos Limento, Chirincoyas, Aguacates, Granadillas, Ananas, Guayabas, Guabas u. s. w. In den kalten Gegenden wachsen kleine Pirnen, Pfirschen, Pavis, Blutpfirschen, Guaitambos, Aurimelos, Apricosen und verschiedene Arten Melonen. Die Gegend, wo das Klima weder warm noch kalt ist, giebt das ganze Jahr hindurch Frutillas oder peruanische Erdbeeren, Feigen von Tuma und Aepfel. Die saftigen Früchte, als Pomeranzen, Citronen, Limonen, Limas, Cedras und Toronjas blühen und tragen Früchte zu allen Jahreszeiten. Wir wollen nicht das schon gesagte wiederholen, sondern uns nur bey solchen Sachen aufhalten, die Peru eigen sind, und eine besondere Erklärung erfordern.

Früchte. Die Chirincoyas wird für eine der vortrefflichsten Früchte von Peru gehalten. Ihre Größe ist nicht einerley. Es giebt deren, die nur einen Zoll, andere aber fünf

Zoll

Zoll dick sind. Ihre Gestalt ist rund, gegen den Stiel ist sie etwas platt, und bildet gleichsam einen Nabel. Ihre Schale dünn, weich und fest am Fleische. Wenn sie noch nicht reif ist, ist sie dunckelgrün, hernach aber etwas heller, wenn sie reif wird. Sie hat verschiedene Adern oder Streifen, die sie wie Schuppen bedecken. Innewendig ist sie weiß, und besteht aus fast unmerklichen Fasern, daraus sich ein Kern bildet, welcher von dem einen Ende der Frucht bis zu dem andern gehet. Der Saft ist süß und dabey etwas säuerlich, der Geruch ist so angenehm, daß es schwer seyn würde, einen noch angenehmern zu finden. Die Kerner sind im Fleisch eingewickelt, ohngefehr sieben Linien lang, und drey bis vier Linien breit. Sie sind etwas platt, haben Streifen, die ihre Fläche ungleich machen.

Der Baum, worauf diese angenehme Frucht wächst, ist hoch und dicht. Der Stamm ist rund, dick, und ein wenig ungleich. Die Blätter sind rund, aber etwas länglicht, und gehen in eine Spitze aus. Es sind solche drey Zoll lang, und drittehalb Zoll breit: ihre Farbe ist dunckelgrün. Dieser Baum hat in dieser Gegend die besondere Eigenschaft, daß er alle Jahr seine Blätter verliehrt, und wieder neue bekömmt. Seine Blüthe ist erst

grün

grün, nach und nach wird sie gelblich. In der Gestalt gleichet sie den Caperblüthen, ob sie gleich etwas grösser und dicker ist, als diese. Sie theilt sich in vier Blätter, die eben keinen schönen Kelch bilden, aber ihr Geruch ist von einer unvergleichlichen Anmuth. Der Baum bringt nicht mehr Blüthen hervor, als er Früchten Nahrung geben kan, und die Anzahl der leztern wird so gar durch die Begierde, welche die Frauenzimmer haben, die Blüthen wegen ihres schönen Geruchs abzupflücken, verringert. Da sie sehr theuer verkauft werden, so sammlen sie deren sehr viel.

Die Gabas oder Pacaes ist eine Schote, die auf beyden Seiten platt ist, und ohngefehr vierzehen Zoll lang: doch ist diese Länge nach den Gegenden verschieden. Sie ist dunckelgrün, und mit einer glatten Schale umgeben, wenn man nehmlich herunterwärts streicht, wenn man aber hinaufwärts fährt, ist sie rauh. Man öfnet sie nach der Länge, und die verschiedenen Höhlen sind voll von einem schwammigten, leichten und weissen Mark, wie Baumwolle. In demselben stecken schwarze Kerner von einer ausserordentlichen Größe. Für das Mark, dessen Saft kühlend und süß ist, bleibt um den Kern herum nur eine Linie Raum übrig. Der Baum gleicht dem Aguacate, er ist hoch und hat

einen

einen starken Wipfel. Seine Blätter sind ein wenig grösser, als die vom Chirincojas.

Die Granadilla von Peru hat, wie anderer Orten, die Gestalt eines Hüneryes, ist doch aber etwas grösser. Die Schale ist sehr glatt, von aussen glänzend, und fleischfarbig. Innewendig ist sie weiß und weich. Ihre Dicke ist ohngefehr anderthalb Linien. Das Mark, so sie enthält, ist klebricht und flüßig. Man findet darinn viele kleine Kerner, die nicht so hart sind, als bey ordentlichen Granatäpfeln. Das Mark ist von der Schale durch eine überaus zarte und durchsichtige Haut abgesondert. Der Geschmack der Frucht ist süß, und dabey säuerlich; aber auch so kühlend und herzstärkend, daß man ohne Gefahr viel davon essen kan. Es entsteht diese Frucht von einer Pflanze, deren Blüthe der Paßionsbluhme gleicht, und hat einen sehr lieblichen Geruch. Man muß die Granadilla einige Zeit nachher, wenn sie gepflückt worden, liegen lassen, alsdann ist sie besser. An der Pflanze verwelket sie dergestalt, daß sie allen Geschmack verliert.

Die Frutilla oder peruanische Erdbeere ist von der europäischen sehr unterschieden. Sie ist einen Zoll lang, und acht Linien dick. Ihr Geschmack ist wäs-

serichter, als der unsrigen ihrer, er ist aber auch angenehm. Die Blätter sind von den unsrigen gar nicht unterschieden, nur daß sie etwas grösser sind.

Die Oca ist eine Wurzel von Peru. Sie ist zwey oder drey Zoll lang, und an einem Theil der Länge sechs Linien dick; es wachsen einige Knoten darauf, wodurch sie ungleich und krumm wird. Sie ist mit einer dünnen Haut überzogen, die öfters gelblich, zuweilen röthlich, auch mit beiden Farben vermischt ist. Sie schmecket wie Kastanien. Man macht sie mit Zucker ein, und hält sie im Lande für vortrefflich.

Das Quinoa ist ein besonderes Korn, und dem Lande Quito eigen. Es gleicht seiner Gestalt nach den Linsen, ist aber viel kleiner und weisser. Man braucht es im Lande als ein Nahrungs- und Heilungsmittel. Es hat einen sehr angenehmen Geschmack, und ist eine gute Arzeney wider Geschwüre und Eiterbeulen. Wenn es gekocht wird, so springt es auf, und alsdenn kömmt eine kleine Faser heraus, die etwas krumm ist, wie ein kleiner Wurm aussiehet, und noch weisser ist, als Korn. Diese Art Hülsenfrucht wird jährlich gesäet und abgeschnitten. Die Pflanze wächst drey oder vier Fuß hoch; die Blätter sind

von

von der Größe und Gestalt wie die von Pappelnbäumen, aber spitziger. Mitten am Stiele wächst eine Blüthe, fünf oder sechs Zoll lang, die den Maiz gleichet: die Saamenkerner bilden davon eine Art Aehren. Das Quinoa wird, wie der Reiß, im Wasser gekocht, gegessen. Das Wasser, worinn es gekocht worden, wird für einen gesunden Trank gehalten. Wenn man dieses Korn äusserlich gebrauchen will, wird es gemahlen; das Mehl davon gekocht und davon hernach das Pflaster gemacht. Legt man es auf eine Quetschung, so zieht es die bösen Feuchtigkeiten sehr geschwind aus.

Die Cochenille ist gar nicht von der mexicanischen unterschieden; inzwischen wächst sie nicht überall.

Die Coca war nur sonst einigen Provinzen von Peru eigen, nachdem sie aber die Indianer mit Fleiß baueten, ist sie jezt in allen Provinzen sehr gemein. Es ist eine schwache Pflanze, die sich mit andern Pflanzen verwickelt. Die Blätter sind sehr weich und ohngefehr anderthalb Zoll lang. Die Indianer kauen sie mit einem gleichen Theile von einer Art Kreide oder weissen Erde, die sie Mambi heissen, vermischt. Sie spucken sie aus, schlucken den Saft hinunter, und zwar kauen und drehen sie das Blat so lange im Munde, bis

es gar keinen Saft mehr giebt. Es dienet ihnen zu ihrer Nahrung, und bey der stärcksten Arbeit wünschen sie sich nichts besseres zur Erholung ihrer Kräfte. Die Erfahrung bestätiget, daß der Saft dieses Krautes sie stark macht, hingegen werden sie schwach, wenn es ihnen fehlet. Sie behaupten, daß sie das Zahnfleisch heile und den Magen stärke. Die beste wächst in der Gegend von Cusco. Es wird starke Handlung damit getrieben, und sonderlich viel davon nach den Bergwerken verführet, weil die Indianer ohne diese Nahrung nicht arbeiten können. Die Eigenthümer der Bergwerke liefern ihnen, so viel sie davon verlangen, und ziehen das, was es kostet, von ihrem Lohne ab. Ulloa glaubt, daß der Coca nichts anders sey, als der indianische Betel.

In dem Theil von Popayan, welcher am meisten gegen Süden liegt, findet man Bäume, aus welchen beständig eine Art von Gummi läuft, welchen die Einwohner Mopamopa nennen. Man macht daraus verschiedene Lacke und Holzfirnisse. Es ist dieser Firniß so schön und dauerhaft, daß selbst heisses Wasser ihn nicht erweichen kann. Die Art, damit umzugehen, ist, daß man ein Stück von diesem Gummi in den Mund nimmt, und wenn man ihn mit Speichel aufgelößt hat,

so

so benetzet man den Pinsel damit. Hernach nimmt man, welche Farbe man will, streicht sie auf Holz, und macht damit einen so schönen Ueberstrich, als mit dem chinesischen Lacke. Die Arbeiten, welche die Indianer in diesem Geschmack machen, werden sehr gesucht.

Die Canella, welche aus gewissen Provinzen von Peru kömmt, ist würklich nicht so fein, als die ostindische; sie gleichet ihr aber an dem Geruche der dicken Schale und an dem dicken Rohr. Ihre Farbe ist ein wenig dunkler: der gröste Unterschied bestehet im Geschmacke, welchen die peruanische weniger delicat und weniger scharf hat. Das Blat ist völlig gleich, und verbreitet einen sehr angenehmen Geruch. Die Blüthe und die Kerner geben einen solchen süßen Geruch, daß man glaubt, diese Bäume würden an Güte den ceylanischen gleichen, wenn man nur den Fleiß anwendete, sie gehörig zu warten. Man hat in den Wäldern einen andern Baum entdeckt, dessen Gummi eine Art Storax ist, und einen solchen Geruch hat, dem keiner beykömmt.

Man gewinnt in diesem Lande viel Copal und Wachs, der aber den Fehler hat, daß er roth und nicht hart ist. Ueberhaupt ist alles Wachs aus diesen Provinzen weit schlechter, als das europäische.

Kriechende Thiere.

Unter den kriechenden Thieren des Landes Macas ist das ausserordentlichste und zugleich fürchterlichste eine Art Schlange, genannt Cuvi Mullinvo. Ihre Haut ist goldfarbig, regelmäßig gezeichnet, wie ein Tieger, und mit Schuppen bedeckt. Ihre ganze Gestalt ist entsetzlich. Der Kopf ist ungeheuer groß und der Rachen mit langen und spitzigen Zähnen bewafnet. Sie läßt nie ihren Raub fahren, und ihr geringster Biß ist tödtlich. Wenn die Herzhaften sich um desto mehr furchtbar machen wollen, so malen sie diese Ungeheuer auf ihre Schilder.

Thiere auf den Paramos.

Auf den peruanischen Gebirgen, die man Paramos, das heist, die steilesten und fruchtbarsten, nennet, ist die Luft so rauh, daß keine Thiere daselbst leben können, man findet aber doch einige, die sich mit solchen Kräutern, die ihnen dienlich sind, allda ernähren. Hierher gehören die Hirsche, davon man öfters ganze Heerden auf den höchsten Gipfeln der Berge, und da, wo die Luft am unerträglichsten ist, antrift. Die Jagd nach diesen Thieren ist ein Zeitvertreib, für welchen die Peruaner durchgehends sehr eingenommen sind.

Die Vögel, die man auf den Paramos antrift, sind nur wenige Arten, nemlich Rebhüner, Condoren oder Geyer

und

und Zumbadoren oder Summser. Von den Rebhünern haben wir schon bemerkt, daß die peruanischen den europäischen nicht völlig gleichen. Sie kommen mehr mit unsern Wachteln überein, und sind überhaupt nicht häufig vorhanden.

Den Condor hat man bis auf unsere Zeiten für ein fabelhaftes Thier gehalten; allein Herr von Condamine hat viele derselben auf seiner Reise nach Peru selbst gesehen. Auch Ulloa versichert, sie gesehen zu haben, und theilt eine Beschreibung davon mit. Er ist der größte unter den amerikanischen Vögeln; gleicht an Farbe und Gestalt den Galinassen, die wir oben beschrieben haben. Man sieht sie niemals in niedrigen Gegenden, und es scheint daher, daß sie nach ihrer Natur nur in einer sehr feinen Luft leben können. Indessen kann man diesen Vogel doch leicht zahm machen. Er ist so begierig nach Fleische, daß man ihn öfters mitten aus den Heerden, die unten an den Bergen weiden, Lämmer entführen siehet.

Dieser Vogel wird auf einigen Bergen häufiger angetroffen, als auf andern. Die Indianer suchen ihn durch List wegzufangen. Sie tödten ein oder anderes Thier, das ihnen nichts nütze ist, und bestreichen das Fleisch mit dem Safte gewisser star-

ter Kräuter; hernach aber stecken sie das Fleisch in die Erde, um den Geruch der Kräuter zu mildern, weil der Condor so mistrauisch ist, daß er ohne diese Vorsicht das Fleisch nicht anrühren würde. Wenn man es hernach wieder ausgräbt, so fliegt der Condor hinzu, und frißt es, wovon er so trunken wird, daß er sich gar nicht bewegen kann, und alsdenn ist es leicht ihn zu tödten. Man fängt sie auch in der Gegend, wo ein Aas liegt, mit Schlingen, die ihrer Stärke angemessen sind, denn sie sind so stark, daß sie öfters diejenigen, die sie angreifen, mit den Flügeln zu Boden schlagen und sie lähmen.

Der Zumbador ist ein Nachtvogel, der sich nur auf den Paramos aufhält. Man siehet ihn selten, allein man hört ihn desto öfter wegen seines Gesanges oder ausserordentlichen Gesummes, welches er in der Luft erregt, weil er so schnell fliegt. Dieses Geräusche wird immer stärker, je näher man ihm kömmt. Er pfeift zuweilen fast auf eben die Art, wie andere Nachtvögel, und läßt sich des Nachts, wenn der Mond scheint, am häufigsten hören. Ulloa hat nur lauter kleine Zumbadore gesehen, ob er sich gleich die größte Mühe gegeben, auch die Gestalt der großen kennen zu lernen. Er sagt, daß die Indianer ihm einstmals ein Nest voll Junge gebracht hät-

hätten. Diese hätten kaum Federn gehabt, und wären doch so groß wie Rebhüner gewesen. Sie hätten theils dunkel- theils hell-graue Federn gehabt. Der Schnabel sey gerade und verhältnißmäßig groß, die Nasenlöcher aber wären viel grösser als bey irgend einem andern Vogel gewesen. Sie hätten auch einen kleinen Schwanz, dagegen aber viel grössere Flügel, als andere Vögel, gehabt.

In den Thälern der hohen Berge, welche das Wasser voller Moräste machet, findet man einen Vogel, den die Einwohner des Landes Canelon heißen. Ein Name, welcher, nach dem Ulloa, ziemlich seinen Gesang ausdrückt. Er hat die Größe und den Kopf einer Gans. Der Hals ist lang und dicke, der Schnabel schmal und dicke, die Füße und Beine sind dem Körper gemäß, die Federn oben an den Flügeln sind grau und unten weiß. Da, wo die Flügel zusammen stoßen, sind zwey Sporen, welche zwey Zoll hervorstehen, und zu seiner Vertheidigung dienen. Das Männlein und Weiblein sind niemals ohne einander, weder in der Luft noch auf der Erde. Sie fliegen selten. Man lobt sein Fleisch, wenn es ein wenig gelegen hat.

In den peruanischen Gärten trift man einen Vogel häufig an, der wegen seines

kleinen Körpers, und buntfarbigen Federn sehr sonderbar ist. Der Beschreibung nach hält man ihn für den Colibri, er heißt aber Quinde und gemeiner Picaflores oder Blumenhacker, weil er unaufhörlich über die Blumen fliegt, und den Saft sehr fein herausfaugt. Die ganze Größe seines Körpers mit samt den Federn ist nicht größer als eine Muscatennuß. Sein Schwanz ist dreymal so lang als sein Körper. Der Hals ist kurz; der Kopf verhältnißmäßig zum Körper und die Augen sind sehr lebhaft. Der Schnabel ist oben sehr weiß, gegen die Spitze zu schwarz, lang und sehr dünne. Die Flügel sind lang und klein. Der Grund von den Federn ist grün mit gelben oder blauen Tüpfelchen darauf. Man hat verschiedene Gattungen Quinden, die in der Größe und Farbe ihrer Federn von einander unterschieden sind. Das Weibchen legt nur zwey Eyer, wie Erbsen groß. Sie haben auf den Bäumen ihr Nest, welches aus dem kleinsten Stroh bestehet.

Vierfüsige Thiere.

In dem Theile von Peru, wo weder Brüche noch Berge sind, siehet man nichts als zahme Thiere, und da die meisten ihrer Arten aus Spanien gekommen sind, ausgenommen die Llamas, so läßt sich daraus schließen, daß von denen, so dem Lande eigen sind, vor der Ankunft der Spanier,

nier, nur eine geringe Anzahl daselbst gewesen sey. Llama ist ein allgemeiner Name, und bedeutet ein unvernünftiges Thier; wenn die Peruaner aber die Arten unterscheiden wollen, so setzen sie ein ander Wort hinzu. Sie heißen Runa Llama, was die Reisebeschreibungen ein indianisch Schaaf nennen. Inzwischen hat es weniger Aehnlichkeit mit dem Schaafe als mit dem Kameele. Von letzterm hat es den Kopf, die Haare und die ganze Gestalt des Körpers, ausgenommen den Höcker. Es ist viel kleiner, und hat, ohnerachtet der gespaltenen Klauen, den Gang des Kameeles. Es giebt in diesem Lande weiße, braune und schwarze Schaafe, die fast die Höhe eines Esels haben, und stark genung sind, eine Last von achtzig bis hundert Pfund zu tragen. Vor der Eroberung aßen sie das Fleisch derselben, welches den Geschmack des Hammelfleisches hat, nur, daß es etwas süßer ist. Heut zu Tage essen sie noch diejenigen, die das Alter zum Dienst unbrauchbar gemacht hat. Es sind diese Thiere sehr gelehrig und kosten nicht viel zu erhalten. Ihre ganze Vertheidigung bestehet in den Nasenlöchern, aus welchen sie eine klebrige Feuchtigkeit schnauben, die denen, so sie berührt, die Krätze verursacht. Es ist keine Provinz, wo man deren so häufig antrift, als in Riobamba, weil man sich ihrer zur Beförderung

rung der Handlung aus einer Provinz in die andere bedienet.

Man hat noch in den südlichen Provinzen zwey Arten Thiere, die diesen Schaafen ziemlich gleichen: man nennt sie Vicuna und Guanaco. Das erste ist nur darinn vom Schaafe unterschieden, weil es kleiner ist, seine Wolle ist feiner, leichter und überall braun, außer am Bauche, wo sie bräunlich ist: Das Guanaco hingegen ist größer und hat eine rauhere und längere Wolle. Sonst sind sie einander gleich. Die Guanacos sind sehr nützlich in den Bergwerken. Sie bringen das Erzt auf so rauhen und bösen Wegen fort, wo kein anderes Thier fortkommen kann.

In den Häusern dieser Provinz findet man ein Thier, welches die Indianer Chucha und die Einwohner der südlichen Provinzen Muca-Muca heißen. Es hat die Gestalt einer Ratze, ist aber viel größer als eine gewöhnliche Katze und hat einen äuserst langen Rüssel, wie ein kleines Schwein. Sein Rücken und die Füsse sind wie bey einer Ratze, das Haar aber ist länger und schwärzer. Das Weibchen hat einen Beutel, der vom Anfange des Magens bis an das Geburtsglied geht, und aus zwey Häuten bestehet, die unten

an

an beyden Seiten und auf der Mitte des Bauchs fast eben so gestaltet sind, als der Bauch, welchen sie umgeben. Auf der Mitte dieses Beutels ist eine Oeffnung, die ohngefehr zwey Drittel von der Länge einnimmt, und von dem Thiere nach Belieben, vermittelst einiger Muskeln, bald auf bald zugemacht wird. Wenn es Junge geworfen hat, so schließt es solche darinn ein, und trägt sie gleichsam, als wenn es nochmals schwänger wäre, so lange darinn, bis es sie entwöhnen will. Alsdenn läßt es die Muskeln auseinander, und entledi-get sich seiner Last. Das Männchen hat keinen Beutel. Die Hoden sind bey ihm so groß als Hünereyer, welches in Vergleichung mit seinem Körper ungestaltet aussiehet. Es verfolget dieses Thier alles Flügelwerk und zahme Vögel. Man findet deren auch auf den Feldern, wo sie viel Maiz fressen. Die Indianer essen diese Thiere und finden das Fleisch sehr gut.

Warum man die Naturgeschichte von Peru nicht in Klassen eintheilt.

Wir gehen mit dem Verfasser der allgemeinen Reisen die verschiedenen Gegenden von Peru durch, und zeigen unsern Lesern die daselbst befindlichen Erd-Produkte und verschiedenen Thiere an. Da das Klima, wie wir schon oben gesagt haben, in diesem Lande sehr verschieden ist, so würden wir einer Provinz das zuschreiben, was einer andern zukömmt, wenn wir

unserer

unserer ersten Weise gefolgt wären, nemlich die Naturhistorie in Klassen einzutheilen ohne auf die verschiedene abwechselnde Witterung Acht zu haben.

Auf den Paramos findet man die Contrayerva, eine Pflanze, welche wegen ihrer Tugend gegen allen Gift sehr berühmt ist. Sie wächst nicht hoch, breitet sich aber weit auf der Erde aus. Die Blätter sind drey bis vier Zoll lang und einige Linien breit; sie sind dicke, außenwendig rauh und blaßgrün, innewendig glatt und hellegrün. Aus jeder Knospe wächst eine Blume, die aus kleinern Blüthen bestehet, die violblau sind.

Die Calaguela, eine andere Pflanze, die nicht weniger merkwürdig ist. Sie wächst an Oertern, die die Kälte unfruchtbar oder sandigt macht. Die Höhe derselben ist sieben bis acht Zoll. Ihr Stiel bestehet in verschiedenen andern, welche durch Sand und Steine wachsen. Diese kleinen Stengel können nicht besser, als mit den Wurzeln von andern Pflanzen verglichen werden; sie sind nur zwey bis drey Linien dick, voller Knoten in geringer Entfernung von einander, und mit einer dünnen Haut bedeckt, die von selbst losgeht, wenn sie trocken ist. Es ist diese Pflanze ein wunderbares Mittel, alle Geschwüre in sehr geringer Zeit zu zertheilen. Drey

oder vier Stücke in Wasser gekocht, sind für einen Tag hinlänglich. Weil sie ausserordentlich hitzig ist, so würde es schädlich seyn, wenn man viel davon nähme. Man bemerkt doch, daß sie auf den Paramos nicht so gut ist, als in dem übrigen Peru.

An solchen Orten, wo nichts als Schilf wächst, und wo der Boden nicht zum säen geschickt ist, findet man einen Baum, welchen die Einwohner des Landes Quinoal nennen. Seine Natur stimmt mit der rauhen Witterung überein. Er ist von mittelmäsiger Höhe, der Wipfel rund und das Holz hart. Die Blätter sind in ihrem ganzen Umfang dick, und von dunkelgrüner Farbe.

In eben demselben Klima wächst eine Pflanze, welche die Indianer in ihrer Sprache Lichtstock heisen. Ihre gewöhnliche Höhe ist ungefehr zwey Schuh. Sie hat verschiedene Stengel, die aus einer Wurzel kommen, und bis an der Spitze gleich und gerade sind. Aus ihren Spitzen wachsen kleine Zweige, welche sehr dünne Blätter tragen. Man schneidet diese Pflanze dicht an der Erde ab, wo sie ohngefehr drey Linien dick ist, und zündet sie an, wenn sie gleich noch grün ist. Sie scheinet so hell, als ein Licht. Nur muß man die Kohle davon immer abputzen.

Es

Es wächst auch hier eine Pflanze, welche die Indianer Achupalla nennen. Sie hat verschiedene Blätter, welche der Salbine gleichen; so wie aber neue daran wachsen, vertrocknen die ersteren. Es stellen diese Blätter eine Art hohlen Strunk vor, der mit vielen wegerecht liegenden Blättern besetzt ist. Er läßt sich wie die Palmiten essen.

Auf den obern mit Schilf bewachsenen Gegenden, wo es schon anfängt kälter zu werden, findet man eine Art Zwiebel, in der Landessprache Puchugchu genannt. Sie sieht aus, wie ein Kraut, dessen Blätter rund, und so aneinander gedrückt sind, daß eine Art Zwiebel daraus entstehet. Das Innewendige sind nur Wurzeln, die je mehr sie groß werden, auch die Masse von Blättern grösser machen, und ihr die Gestalt eines runden Brodtes von zwey Schuhe hoch und gleicher Dicke, geben. Es ist diese Zwiebel so hart, daß wenn sie schon noch erst grün ist, doch weder mit dem Fusse eines Menschen noch Pferdes zertreten werden kann; aber so bald sie trocken ist, zerdrückt sie sich leicht.

Die Cauchalagua wächst an den nehmlichen Orten, wie diese Zwiebeln. Sie gleicht dem dünnen Rohre, hat keine Blätter, und trägt ihre Kerner an der äus-

ersten Spitze. Ihr Geschmack ist bitter, und theilt sich dem Wasser mit, worein man sie setzt. Sie soll ein kräftiges Mittel wider alle Arten Fieber und zugleich eine Blutreinigung seyn.

Die Algarotable, von welcher man schon einige mahl geredet hat, ist eine Hülsenfrucht, welche vornehmlich über Tumbez im innern des Landes wächst. Es ist eine Art Bohne, die sehr harzig ist, und mit welcher man allerhand Vieh unterhält. Ihre Schote ist vier bis fünf Zoll lang, und ohngefehr vier Linien breit. Sie ist weißlich mit gelben Flecken vermischt. Man mästet mit ihr fette Ochsen und Hammel, stärkt das Lastvieh, und sie giebt dem Fleische einen sehr guten Geschmack. Es ist leicht zu mercken, wenn das Vieh davon gegessen hat.

Man hat schon verschiedene mahl des paraguaischen Krauts erwehnet. Es ist das Blat eines Baumes von der Größe eines mittelmäsigen Aepfelbaumes. Dem Geschmack nach kömmt es dem Pappelkraut gleich, und seine Gestalt gleichet dem Pomeranzenbaume. Man unterscheidet davon zwey Sorten, ohnerachtet sie einerley Blätter haben. Die erste heist Cox oder Caamini, und die zweyte Caacuys oder Yerva de Palos. Der P. del Techo sagt, daß das Caacuys die

erste Knospe ist, die eben anfangen will, ihre Blätter auszubreiten; Caamini das Blat, welches seine völlige Größe hat, und aus welchen man die Ribben heraus nimt, ehe man es dorret. Wenn man sie darinn läßt, nennet man es Caaguazu oder Palos. Wenn man die Blätter gedorret hat, so hebt man solche in einer Grube auf, die man in die Erde gräbet, und mit einer Kuhhaut zudeckt. Das Caacuys läßt sich nicht so lange aufheben, als die zwo andern Sorten, deren Blätter man nach Tucuman, Peru und selbst nach Spanien schickt. Es leidet sehr, wenn es verschickt wird. Man versichert, daß dieses Blat da, wo es gepflückt wird, eine Bitterkeit hat, die es anderswo nicht behält, und welche seine Kraft mit seinem Werth vermehret. Die Art, sich des Caacuys zu bedienen, ist folgende: Man füllet ein Gefäß mit siedendem Wasser an, und wirft alsdann das zu Pulver geriebene und in einen Teig verwandelte Blat hinein. Wenn sich solcher nach und nach auflöset, so schwimmet das wenige, welches etwa von der Erde noch dabey ist, oben auf, und das schaumet man ab. Man gießet das Wasser hernach durch Leinwand ab, und wenn es ein wenig gestanden hat, durch eine Röhre. Man thut keinen Zucker hinein, sondern Citronensaft oder Räucherkerzlein, die sehr angenehm riechen. Wenn

man es als ein Brechmittel brauchet, so schüttet man etwas mehr Wasser darauf, und läßt es lau werden.

Der Ort, wo dieses Kraut hauptsächlich zubereitet wird, ist la Villa, welche Stadt in der Nachbarschaft der Gebirge von Maracazu ist, die gegen Morgen von Paraguay unter dem fünf und zwanzigsten Grad und fünf und zwanzig Minuten südlicher Breite liegen. Diese Gegend ist die beste zum Bau dieses Baums. Er wächst in den sumpfigten Gründen, welche zwischen den Bergen sind.

Die Spanier behaupten, daß dieses Kraut ein Mittel fast wider alle Krankheiten ist. Es ist gewiß, daß es eine eröfnende und Harntreibende Kraft hat. Man versichert, daß in der ersten Zeit der Eroberung einige zu viel davon genommen und sich eine gänzliche Beraubung der Sinnen zugezogen hätten, welche einige Tage lang gedauert. Es scheint, daß es öfters ganz entgegen gesetzte Würckungen zuwege bringt, als nehmlich, daß es denen, so nicht schlafen können, den Schlaf bringt, nahrhaft ist und abführet. Hat man sich daran gewöhnt, so kann man es nicht mehr entbehren. Diejenigen, so es einmahl genommen haben, müssen sich Mühe geben, es mäsig zu gebrauchen. Inzwischen sind

die Folgen des unmäsigen Gebrauchs nur, daß man sich berauscht, oder die Unbequemlichkeiten hat, die die starcken Getränke verursachen. Ulloa sagt, das Getränke von dem paraguayschen Kraute würde in Peru Mate genannt. Um es zu bereiten, fügt er hinzu, thut man davon einen gewissen Theil in eine Kürbisschale. Man wirft in dieses Gefäß einen erforderlichen Theil Zucker, gießt ein wenig kaltes Wasser über das alles, damit das Kraut erweichet werde: hernach gießt man es voll kochenden Wassers, und da das Kraut sehr klein ist, so sauget man das Getränke durch ein Rohr, welches gerade so dick ist, daß das Wasser ohne das Kraut durch kann. Wenn das Wasser abnimmt, so gießt man wieder anderes darauf, und thut wieder Zucker darzu, bis das Kraut untersinkt. Alsdenn nimmt man wieder eine frische Dosis Kraut. Oefters thut man auch Pomeranzen- Citronen- und wohlriechenden Blumen-Saft hinzu. Man bedienet sich gemeiniglich dieses Getränkes, wenn man noch nüchtern ist, zuweilen auch des Nachmittags. Die Art, ihn zu genieſſen, ist für Franzosen eckelhaft. Denn die Gesellschaft maa noch so zahlreich seyn, so saugt einer nach dem andern durch das nehmliche Rohr. Die Spanier, die aus Europa kommen, machen sich nicht viel

aus

aus diesem Getränke, die Kreolen trinken es aber ungemein gerne.

Ochsen, Kühe Pferde.

In denen grossen Ebenen von Paraguay findet man eine solche grosse Menge Kühe, Pferde und Stiere, daß man sie so zu sagen umsonst giebt. Das Leder ist auch daselbst sehr wohlfeil. Wenn die Jäger eine Anzahl getödtet haben, so begnügen sie sich nur, die Zungen und das Fett davon zu nehmen, welches statt Butter, Speck, Oehl und Talch im Lande gebraucht wird. Man behauptet, daß diese Kühe von denen abkommen, welche die Spanier kurz nach der Eroberung in die Felder lauffen liessen.

Wilde Hunde.

Die Hunde, welche durch die Länge der Zeit wild geworden waren, ferner die Hunde-Tieger und Löwen bringen sehr vieles Vieh um. Man versichert, daß die Löwen und die Tieger nicht warten, bis der Hunger sie nöthiget, es umzubringen, sondern daß sie öfters zum Vergnügen eine Jagd mit demselben anstellen, und öfters ihrer zehen bis zwölf erwürgen, ohne ein Stück zu essen. Die grösten Feinde dieser Thiere sind die Hunde. Ein Statthalter der Provinz hatte einstmahls einige Compagnien Soldaten abgeschickt, um diesen fürchterlichen Thieren nachzustellen. Als diese Soldaten zurück kamen, spottete

man ihrer, und hieß sie Hundemörder, u. s. w.

Maulesel. Die Maulesel sind ebenfalls in Paraguay sehr gemein, und sind in einem Lande, wo man so viel auf- und abzusteigen hat, zu einer sehr grossen Erleichterung.

Bienen. In den Wäldern trift man eine unglaubliche Menge Bienen an, die ihren Honig in den hohlen Bäumen machen. Man zählt zehn verschiedene Sorten derselben. Es ist darunter eine, welche Opemus heißt, deren Wachs und Honig weisser und angenehmer ist, als von andern.

Baumwolle, Hanf. Die Baumwolle ist dem Lande eigen, und der Baum wächst, wie ein Gesträuche. Er will alle Jahr beschnitten seyn, wie ein Weinstock. Seine Blume ist gelb, und gleichet der Tulpe. Sie blühet im Monat December und Januar. Drey Tage nachher verwelket sie und wird trocken. Die Knospe, welche die Wolle enthält und sehr weiß und von der besten Art ist, wird im Februar schon völlig reif. Die Indianer haben angefangen Hanf zu säen; es gelang ihnen aber damit nicht, daß sie ihn spinnen konnten, daher haben die meisten davon abgelassen. Die Spanier hingegen ziehen davon große Vortheile.

Außer dem Maiz, Manioc und den Erdäpfeln, die in diesem Lande gemein sind,

und

und wovon die Indianer, ehe noch die Europäer dahin kamen, meistens lebten, trift man daselbst verschiedene Früchte und Kräuter an, die dem Lande eigen sind. Die Spanier machen daselbst vortrefliche Confituren. Einige haben auch Weinstöcke gepflanzt, aber sie sind nicht überall gleich gerathen. Zu Rioja und Cordova bauet man viel Wein. Der Cordovasche ist dick, stark, und steiget in den Kopf. Der Riojasche hat diese Fehler nicht. Man bauet aber welchen zu Mendoza, einer Stadt, die zu Chili gehört, und auf den Cordilleras fünf und zwanzig Meilen von Cordova liegt, der nicht viel geringer ist, als der spanische. An verschiedenen Orten hat man Weizen ausgesäet, dessen Mehl man zu Kuchen und Backwerk braucht. Wein.

Dieses Land ist voller giftigen Kräuter, womit die Indianer ihre Pfeile vergiften. Es giebt aber auch überall Gegengifte. Das bekannteste ist das Sperlingskraut, welches ziemlich große Büsche macht. Hier ist die Art, wie man es hat kennen lernen und woher es den Namen bekommen hat. Unter den verschiedenen Arten von Sperlingen, die man in diesem Lande siehet, und die meistentheils die Größe unserer Amseln haben, giebt es eine, die sehr artig ist und Macagua heißt. Dieses kleine Thier lebt in beständigem Kriege mit den Ottern, Sperlingskraut

und frißt sie sehr begierig. So bald es eine gewahr wird, so versteckt es seinen Kopf unter den Flügeln, und bleibt unbeweglich liegen, wie eine Kugel. Die Otter nähert sich alsdenn; der Vogel aber, der sie durch seine Flügel siehet, giebt ihr, wenn sie nahe genung ist, einen Stoß mit seinem Schnabel. Die Otter beißt ihn hierauf und wenn er sich verwundet fühlet, frißt er von seinem Kraute, welches ihm augenblicklich heilet. Hernach geht er wieder zum Streit zurücke, und so oft er gebissen ist, braucht er sein Mittel. Dieser Streit dauert so lange, bis die Otter, die nicht dieselbe Hülfe hat, alle ihr Blut verliert. Alsdenn frißt sie der Sperling, und wenn er satt ist, bedient er sich nochmals des Gegengiftes.

Tukumansche und Paraguayische Schlangen.

Man findet eine außerordentliche Anzahl kriechender Thiere in Tukuman und Paraguay. Es giebt darunter viele Schlangen, die aber nicht giftig sind. Die Indianer kennen solche, die nicht gefährlich sind, und machen sich Gürtel daraus, ohne daß ihnen der mindeste Schaden geschiehet. Einige derselben sind zwey und zwanzig Schue lang und verhältnißmäßig dick. Diese verschlingen ganze Hirsche: wovon die Spanier Zeugen gewesen seyn wollen. Die Indianer versichern, daß sie sich durch den Rachen paaren, und daß die

Jun-

Jungen den Leib ihrer Mutter aufreißen, um heraus zu kommen; hernach fressen die stärksten die schwächeren. Ohne dem würde man beständig den Ueberfällen dieser kriechenden Ungeheuer ausgesetzt seyn. Unter denen, die Eyer haben, giebt es einige, die sehr große Eyer legen, welche das Weibchen ausbrütet.

Klapperschlangen.

Es ist keine Gegend, wo die Klapperschlange so gemein ist, als in Paraguay. Wenn ihr Zahnfleisch allzusehr mit Gift angefüllt ist, muß sie viel Schmerzen leiden; um sich dessen nun zu entledigen, greift sie alles an, was sie antrift, vermittelst zweyer hohlen Zähne, die an der Wurzel ziemlich breit sind, aber spitzig zugehen. In denjenigen Theil, den sie erwischt, läßt sie die ihr beschwerliche Feuchtigkeit hinein. Die Würkung des Bisses dieser und verschiedener anderer Paraguayschen Schlangen ist sehr schnell. Zuweilen fließt das Blut in Menge durch Augen, Ohren, Nasenlöcher, Zahnfleisch und die Fingerspitzen hervor. Es mangelt aber auch nicht an Gegengiften wider dieses Gift. Man braucht vornemlich einen Stein, St. Paul genannt, ferner den Bezoarstein und den Knoblauch, den man kauet und auf die Wunde leget. Der Kopf der Schlange und ihre Leber, welches man beydes um das Blut zu reinigen, ißt, sind ein nicht

weniger berühmtes Mittel. Das sicherste ist doch, den gestochenen Theil sogleich aufzuschneiden, und Schwefel hinein zu thun. Dieses Mittel ist öfters zur Heilung allein schon hinlänglich.

Jägerschlangen.

Es sind in Paraguay auch Schlangen, die man Jäger nennt. Sie kriechen auf die Bäume um ihren Raub zu entdecken, schießen darauf zu, wenn er sich ihnen nähert, drücken ihn so fest, daß er sich nicht bewegen kann, und fressen ihn ganz lebendig. Wenn sie aber ein ganzes Thier hinuntergeschluckt haben, so werden sie so schwer, daß sie sich nicht mehr fortschleppen können. Man sagt, daß wenn sie nicht natürliche Wärme genung haben, ein so groß Stück zu verdauen, sie sterben würden, wenn die Natur ihnen nicht ein sonderbares Mittel an die Hand gegeben hätte. Sie drehen nemlich den Bauch nach der Sonne zu, durch deren Hitze er zu faulen anfängt: die Würmer setzen sich alsdenn daran, und die Vögel kommen darauf und ernähren sich von dem, was sie fortbringen können. Die Schlange aber läßt doch die Vögel nicht zu weit gehen und in kurzer Zeit ist ihre Haut wieder geheilt. Während der Heilung wickelt sie Aeste von Bäumen, worauf sie gelegen hat, in die Wunde hinein. Wir begnügen uns unserm Gewährmann anzuzeigen, ohne die Thatsache zu versichern.

Der Pater Montoya, geistliche Eroberung.

Sehr

Sehr viele von diesen kriechenden Thieren leben von den Fischen. Der Verfasser erzählt, daß er eines Tages eine Schlange gesehen, deren Kopf die Größe eines Kalbskopfs gehabt, und die am Ufer eines Flusses gefischet habe. Den Anfang machte sie damit, daß sie aus ihrem Rachen sehr vielen Schaum ins Wasser warf; hernach tauchte sie ihren Kopf selbst in das Wasser, und blieb eine Zeitlang unbeweglich; endlich sperrte sie den Rachen auf, und verschluckte eine Menge Fische, welche der Schaum gleichsam an sich zu ziehen schien. Der nemliche Mißionar sah ein andermal einen der größten Indianer, der bis an den Gürtel im Wasser stund und fischete, von einer Schlange verschlingen, die ihn den folgenden Tag wieder ganz von sich gab, doch so, daß alle seine Knochen zerbrochen waren, als wenn sie zwischen zwey Mühlsteinen gewesen wären. Diese Art Schlangen gehen nie aus dem Wasser, und in den schnellen Strömen siehet man sie, den Kopf in die Höhe gerichtet, schwimmen. Die Indianer sagen, daß sie sich, wie die Thiere, auf dem trockenen Lande, fortpflanzen, und das Männlein das Weiblein auf eben die Art angreife, wie man es von den Affen erzählet. Der Mißionar, welcher uns diese Umstände mittheilt, wurde einst zu einer Indianerin geruffen, um ihr die Beichte zu hören, die, da sie eben an dem Ufer eines

Flusses

Flusses beschäftiget gewesen, Zeug zu waschen, von einem dieser Thiere angefallen und genothzüchtiget worden. Der Mißionar fand sie an dem nemlichen Orte ausgestreckt liegen. Sie sagte ihm: sie empfände, daß ihr Ende nahe sey. Kaum hat sie ihre Beichte geendiget, so verschied sie.

Caymane und Seewölfe.

Die Caymanen in Paraguay sind von einer außerordentlichen Größe. Sie haben eine Eigenschaft, die man an denen von Guayaquil nicht wahrnimt: unter den vordern Pfoten haben sie Beutel, die mit einer Materie angefüllet sind, deren Geruch so stark ist, daß er Kopfweh verursacht. Wird sie aber an der Sonne getrocknet, so hat sie alle Annehmlichkeit des Muskus. Die Seewölfe des Flusses Plata sind ebenfalls größer, als in andern Flüssen. Sie ergreiffen die Stiere bey der Schnautze, wenn sie trinken wollen, und ersticken sie.

Chameleone.

Man siehet in etlichen Gegenden Chameleonen von einer besondern Art. Sie sind fünf bis sechs Zoll lang, tragen ihre Jungen immer mit sich, und sperren den Rachen von der Seite, wo der Wind herkömmt, immer auf. Es ist ein sehr zahmes, aber dummes Thier.

Affen.

Die Affen in diesem Lande haben fast Menschengröße. Sie haben einen starken Bart und einen langen Schwanz. Sie erheben ein erschreckliches Geschrey, wenn

sie

sie mit einem Pfeile getroffen werden, ziehen ihn wieder aus der Wunde heraus, und werfen nach denen, die sie verwundet haben.

Füchse u. Hasen.

Die Füchse sind in diesem Lande sehr gemein. Bey Buenos-Aires halten sich viel Hasen auf, deren Haar eine schöne Mannichfaltigkeit hat. Dieses Thier ist so zuthätig, daß es die Vorbeygehenden liebkoset. Sein Urin aber ist so stinkend, daß man alles das, was davon befeuchtet wird, ins Feuer werfen muß.

Tataren.

Es giebt in diesem Lande zwey Gattungen Tataren: einige davon haben die Grösse eines halbjährigen Schweines und in dem Bauche eine Art Perlmutter oder Muschel, und eine andere in den Nieren. Alle haben eine längliche Schnautze. Die beyden Vorder-Pfoten dienen ihnen statt der Hände, und eine jede Pfote hat fünf Finger.

Caninchen.

Die peruanischen Caninchen haben fast gar keinen Schwanz, und sind von silbergrauer Farbe. Eine Art derselben hat einen so engen Schlund, daß kaum eine Ameise hindurch kommen kan.

Hirsche.

Man findet hier zu Lande drey Arten von Hirschen. Einige sind ohngefehr so groß als Ochsen, und haben ein sehr za-

ckigtes

ckigtes Geweihe. Sie halten sich gemeiniglich in morastigen Gegenden auf. Noch andere sind ein wenig grösser, als eine Ziege, und weiden auf den Ebenen. Die dritte Art derselben ist ein wenig grösser, als ein halbjähriger Ochse.

Rehe. Die Rehe zu Paraguay sind fast in keinem Stücke von den unsrigen unterschieden.

Wilde Schweine. Die wilden Schweine haben, so wie alle andere in Amerika, den Nabel auf den Rücken. Das Fleisch der peruanischen ist so zart und so gesund, daß man es auch den Kranken zu essen giebt.

Büffels Ochsen. Man findet auch in dieser Gegend des festen Landes von Amerika eine Art von Büffel-Ochsen, die die Grösse eines Esels haben, und ihm auch an Gestalt sehr ähnlich sind; nur haben sie sehr kurze Ohren. Dieser Büffel hat einen Rüssel, den er nach Gefallen lang und kurz machen kan, und durch welchen er, wie man glaubt, Athem holet. An jedem Fusse hat er drey Nägel, die ein zuverläßiges Mittel wider alle Arten von Gift seyn sollen. Er bedienet sich der beyden Vorderfüsse, so wie die Affen und Bieber. In seinem Bauche findet man Bezoarsteine, die sehr hoch geachtet werden. Er grasét bey Tage, und des Nachts frißt er eine Art Thon,

den

den er in den Moräſten findet, wohin er ſich beym Untergange der Sonne begiebet. Sein Fleiſch iſt ſehr geſund, und ſonſt in keinem Stücke von anderm Rindfleiſche unterſchieden, als darinn, daß es viel leichter und zarter iſt. Er hat eine ſo ſtarke Haut, daß ſie, wenn ſie trocken iſt, eine Musketen-Kugel aushalten kann. Die Spanier machen ſich daher Oberröcke und Küraſſe daraus. Dieſe Thiere begeben ſich Heerdenweiſe nach ihrem Nachtlager; wenn man ſie zum Vorſchein kommen ſiehet, ſo gehet man mit brennenden Fackeln, deren Schein ſie blendet, vor ihnen her. Sie ſtoßen alsdenn einer den andern über den Haufen; mittlerweile ſchießt man unter ſie, und wenn es Tag wird, ſo findet man eine Menge davon verwundet, oder getödtet.

Bäume in Chaco.

Die Provinz Chaco, die wir beſonders beſchrieben haben, iſt voll weitläuftiger Wälder. Einige derſelben haben kein ander Waſſer, als das, was man in den holen Bäumen findet. Die Hitze müßte daſelbſt auſerordentlich groß ſeyn, um ſo mehr, da die Witterung daſelbſt ſehr warm und trocken iſt; allein der Südwind wehet daſelbſt alle Tage und macht die Luft friſch. In den ſüdlichen Gegenden läßt ſich zuweilen eine empfindliche Kälte ſpüren.

Die

Die Bäume sind hier von besonderer Schönheit. Längst einem kleinen Flusse Namens Sinta findet man Cedern, die an Höhe alle andere übertreffen. Man trift ganze Wälder von Cedernbäumen an, deren Stämme über drey Klaftern im Umfange haben. Der Quinaquina ist daselbst sehr gemein. Es ist ein großer Baum, dessen Holz roth ist, einen angenehmen Geruch hat, und von welchem ein starkriechendes Harz abfließet. Seine Frucht ist eine große Bohne, die sehr hart und wegen ihrer medicinischen Tugenden berühmt ist. In eben diesem Lande giebt es auch Wälder, die zehen bis zwölf Meilen lang sind, und bloß aus grossen Palmbäumen bestehen. Das Herz dieser Bäume wächst mit dem innern Kerne, und ist eine sehr gesunde und wohlschmeckende Nahrung. Der Rival ist ein Baum, der ganz voller Dornen ist. Man sagt, daß die gekaueten Blätter desselben ein zuverläßiges Mittel wider Augenkrankheiten sind. Seine Frucht ist süß und lieblich. Es giebt zwey Arten von Gayac in Chaco; die beste darunter wird von den Spaniern Santo Palo genannt.

Thiere.

Löwen.

Die Löwen hier zu Lande haben ein rothes und sehr langer Haar. Sie sind so furchtsam, daß sie vor dem Bellen eines Hundes die Flucht nehmen, und

wenn

wenn sie nicht Zeit haben auf einen Baum zu klettern, so lassen sie sich alsdenn leicht fangen. Es giebt keine Gegenden, wo die Tieger gröſſer und wütender sind, als hier. Tieger.
Man hat bemerckt, daß sie den Urin eines Menschen nicht leiden können, und man bedienet sich dieser Entdeckung, sich vor ihren Anfällen in Sicherheit zu setzen. Auch hat man wahrgenommen, daß sie alle Kraft verlieren, wenn sie seitwärts in der Gegend der Nieren verwundet werden. Sie sind eben so gute Jäger im Wasser als zu Lande. Es giebt auch in dieser Provinz Peccaris, oder wilde Schweine von zweyerlei Farben, graue und schwarze. Die Ziegen sind daselbst schwarz oder roth, wie zu Tucuman, und man siehet gar keine weissen, als an den Ufern des Pilcomayo. Von Gänsen trift man hier sechs verschiedene Arten, und alle Gattungen von Flügelwerk an.

Peccaris.

Ziegen.

Gänse und Flügelwerk.

Der Anta in dieser Provinz ist von demjenigen, den wir bereits beschrieben haben, ein wenig unterschieden. Die Spanier nennen ihn das grosse Thier. Er hat kastanienbraunes sehr langes Haar, einen Pferdekopf, Mauleselohren, ein Kalbsmaul, und seine Vorderfüsse sind in zwey, seine Hinderfüsse aber in drey Theile gespalten. Ueber der Schnautze hat er einen Rüssel, den er verlängert, wenn er zor-

Anta.

nig ist. Sein Schwanz ist kurz, seine Füsse leicht, und seine Zähne spitzig. Er hat zwey Magen, davon ihm der eine zu einer Vorrathskammer dienet. Man findet oft faules Holz und Bezoarsteine darinne. Wenn seine Haut an der Sonne getrocknet und wie das Büffel-Leder zubereitet wird, so kan keine Kugel durchdringen. Sein Fleisch ist vom Rindfleische nicht unterschieden. Das Horn an seinem vordersten linken Fusse hat eben die Tugend, die dem Elendshorne oder dem Orignal in Canada beygelegt wird. Er macht selbst Gebrauch davon, in der fallenden Sucht, welcher er eben so unterworfen ist, wie das Orignal. Wenn er zu viel Blut hat, öfnet er sich selbst eine Ader mit einem spitzigen Rohre, und von ihm haben die Indianer dieses Mittel gelernt.

Der Guanaco oder Wanotra.

Der Guanaco ist eine Art von peruanischen Llama. Die Engländer nennen ihn Wanotra. Er ist in Chaco eben so gemein. Er führet Bezoarsteine von viertehalb Pfund bey sich. Man sagt, daß der Indianer, der den Spaniern dieses Thier zuerst hat kennen gelehret, von seinen Landesleuten sey umgebracht worden. Im Jahre 1723. brachten einige Engländer zwey Guanacos nach England, allein sie vermehrten sich nicht in einem von dem ihrigen, in Absicht des Klima, so verschie-

denen

denen Lande. Man siehet die Guanacos niemals anders, als Haufenweise. Während, daß sie weiden, steht allemal einer von ihnen auf einer Anhöhe Schiltwache, um den andern gleich bey der geringsten Gefahr durch eine Art von wiehern ein Zeichen zu geben. Alsdenn nehmen sie die Flucht nach solchen Oertern, die mit Abgründen umgeben sind, und die Weibchen lauffen mit ihren Jungen voran. Das Fleisch dieses Thieres ist weiß und ziemlich wohlschmeckend; aber ein wenig trocken.

In dieser Gegend von Peru trifft man auch noch ein Thier an, Nahmens Zorillo, welches von dem stinckenden Thier in Canada nicht verschieden zu seyn scheinet; ingleichen noch ein anderes, Capivara genannt. Dieses leztere hält sich auf der Erde und im Wasser auf, und ist von einem Schweine nicht unterschieden. Der Iguana hat viel ähnliches mit demjenigen, den man auf der Landenge findet. Der Quinquiuchon ist ein Thier, welches man sehr selten findet. Er trägt sein Hauß bey sich, welches in einer sehr harten Schale bestehet, worinne er sich ganz hinein ziehet. Er siehet ebenfalls wie ein Schwein aus. Mit seinen Pfoten und mit seiner Schnauze gräbt er sich ein Loch von drey bis vier Fuß im Durchschnitte

Zorillo u. Capivara.

Iguana.

Quinquiuchon.

in die Erde und verkriecht sich darinne. Aus den Schuppen, die er unter dem Bauche hat, wächst ein langes und dickes Haar heraus. Man versichert, er läge sich, wenn es regnete, auf den Rücken, um den Regen aufzufangen, und bliebe so lange in dieser Stellung, bis ein durstiger Hirsch komme, der das Wasser aus seiner Schale trinken wolle. Sobald aber der Hirsch seine Schnautze nur hineingesteckt hat, so findet er sich gleich gefangen, ohne Athem holen zu können; und weil er sich nicht wieder loß machen kann, so dienet er dem Quinquiuchon zur Speise. Einige Engländer stellten dem Könige von England im Jahr 1728. zwey solche lebendige Thiere vor. Ihr Fleisch giebt einen Geruch von sich, welcher den Geschmack desselben sehr wiedrig macht.

Tatou oder Mulika.

Noch giebt es eine andere Art, die man zu Paraguay Tatou und in Tucuman Mulika nennt. Dieses Thier stellt mit seiner Schale eine so fest verschlossene Kugel vor, daß man nicht die geringste Fuge daran wahrnimmt. Es hat kein Haar, und sein Fleisch ist von eines Spanferkels seinem nicht unterschieden.

Die Thäler, die zwischen den Gebirgen liegen, durch welche man nach Chaco kömmt, sind mit einer Art von Schaafen ange-

angefüllet, die man zu Peru Llamas nennet, und die man für kleine Cameele halten sollte, wenn sie einen Höcker hätten. Die Indianer bedienen sich ihrer zu Lastthieren. Einige Reisende geben vor, daß Chaco gar kein giftiges Thier hervorbringe. Indessen haben doch die Mißionarien sehr viele daselbst gefunden. Sie sagen auch zu gleicher Zeit, daß das Land reichlich mit Gegengiften versehen sey. Llamas.

Alle Wälder dieser Provinz sind voller Bienen; selten trift man einen Baum an, worinn nicht ein Bienenstock wäre. Der Honig ist von einer besondern Güte.

Im Lande der Magnacicas, welches an dem nördlichen Ende des Landes der Chiquiten, zwey Tagereisen von der Reduction St. Franciscus Xavier, ist, bringt das Land überall, ohne Wartung, verschiedene Arten von Früchten hervor. Die Vanilla ist daselbst eben so gemein, als eine Art von Cocusbäumen, die von denen andern Arten nicht verschieden sind, und deren Frucht vielmehr eine Melone als Coco ist. Producte des Landes Magnacicas.

Unter den dasigen Thieren unterscheidet man besonders dasjenige, welches Famacosio heißt. Es hat einen Tiegerkopf, den Leib eines Schafhundes und keinen Schwanz. Es ist von einer erstaunlichen Hurtigkeit Famacosio, ein fürchterliches Thier.

und Leichtigkeit. Diejenigen, die es gewahr wird, können ihm nicht anders entgehen, als wenn sie den Augenblick auf einen Baum klettern: das Thier aber bleibt alsdenn am Fuße des Baums liegen, und erhebet ein Geschrey, welches viele andere herbey zieht. Hierauf arbeiten sie alle den Baum aus der Wurzel zu heben, und brauchen nicht viel Zeit dazu. Ist aber Mensch mit Pfeilen bewafnet, so ist es ihm leicht alle zu tödten. Die Indianer versammlen sich, dieses Thier auszurotten, dessen Menge das Land gewiß unwohnbar machen würde, in wohlbepfählten Bezirken, wo sie ein grosses Geschrey erheben, welches die Famacosios herbey ziehet. Unterdessen, daß diese Ungeheure beschäftiget sind, die Pfähle aus der Erde zu graben, tödtet man sie mit Pfeilen.

Sperlinge entvölkern ein ganzes Land.

Die Mapsicas, welche eine der schönsten Provinzen des Landes bewohnen, sind nicht so glücklich gewesen, sich von einem Feinde zu befreyen, der dem Ansehen nach eben nicht so furchtbar ist. Es war nur eine kleine Art Sperlinge. Diese Thiere fielen so grimmig auf die Menschen, daß sie sich ihrer nicht erwehren konnten, und entvölkerten auf die Art fast eine ganze Provinz.

Ochsenfisch im Amazonenfluße.

Herr von Condamine giebt die Beschreibung von den sonderbarsten Thieren, die

die er Gelegenheit gehabt hat, auf seiner Reise am Amazonenflusse zu beobachten. „Ich habe, sagt er in seiner Reisebeschreibung, den grösten von den bekannten Fischen in süßen Wassern nach dem Leben „abgezeichnet. Die Spanier und Portugiesen geben ihm den Namen Pexebury „oder Ochsenfisch; man muß ihn aber „nicht mit dem Phoca oder Seekalbe „vermengen. Der, wovon hier die Rede „ist, nähret sich von dem Grase an dem „Ufern des Flusses. Sein Fleisch und sein „Fett kommen dem von einem Kalbe sehr „bey. Das Weibchen hat Brüste, womit es seine Jungen säuget. Der P. Acunja machet die Aenlichkeit mit dem „Ochsen noch vollständiger, indem er diesem Fische Hörner beylegt, womit ihn die „Natur nicht versehen hat. Er ist, eigentlich zu reden, kein zweylebiges Thier, „weil er niemals ganz aus dem Wasser „geht, und auch nicht heraus gehen kann, „weil er nur zwey Floßfedern an der Seite des Kopfes hat, welche flach und rund, „in Gestalt der Ruder, funfzehen bis sechzehn Zoll lang sind, die ihm statt der Arme und Füsse, dienen, ohne daß sie deren Gestalt haben. Er stecket nur seinen „Kopf aus dem Wasser, damit er das Gras „am Ufer erreichen könne. Derjenige, „den ich abgezeichnet habe, war ein Weibchen. Seine Länge war achthalb Fuß,

„und seine gröste Breite zwey Fuß. Ich „habe ihrer noch grössere gesehen. Die „Augen dieses Thieres haben kein Ver„hältniß mit der Größe seines Körpers. „Sie sind rund, und haben nur drey Lini„en im Durchschnitte. Die Oeffnung „seiner Ohren ist noch kleiner, und scheint „nur ein Loch von einer Stecknadel zu seyn. „Einige haben geglaubet, dieser Fisch sey „dem Amazonenflusse besonders eigen: er „ist aber in dem Orinoko eben so gemein. „Er findet sich auch, obwohl nicht so häufig, „in dem Oyapoc und vielen andern Flüs„sen um Cayenne, an der Küste von Guia„na und den Antillen. Es ist ebendersel„be, den man sonst Manati genannt hat, „und heutiges Tages auf den französischen „Inseln von Amerika Lamentin heißt. „Indessen glaube ich doch, daß die Art in „dem Amazonenflusse ein wenig unterschie„den sey. Man findet ihn nicht auf der ho„hen See; man sieht ihn sogar selten an den „Mündungen der Flüsse: man findet ihn „aber über tausend Seemeilen von dem „Meere in dem Guallaga, dem Pa„staca u. s. w. Er wird in dem Amazo„nenflusse nur durch den Pongo aufgehal„ten, über welchen hinaus man ihn nicht „weiter findet.„

Mixano. In dem nemlichen Flusse findet man noch einen andern Fisch, der eben so klein, als

als der vorhergehende ist. Es giebt deren, die nur einen Finger lang sind. Sie kommen alle Jahre haufenweise nach Borja gegen Ende des Junius, wenn das Wasser anfängt zu fallen. Sie haben nichts besonderes, als die Stärke, womit sie wider den Strohm hinauf gehen.

Weil das Bette des Flusses sie nothwendiger Weise bey der Straße zusammen bringt; so sieht man sie truppweise von einem Rande zum andern hinüber gehen, und wechselsweise an einem oder dem andern Ufer die Gewalt überwinden, womit das Wasser sich in den engen Canal stürzet. Man fängt sie mit der Hand, wenn das Wasser niedrig ist, in den hohlen Felsenlöchern des Pongo, wo sie sich ausruhen, um wieder Kräfte zu bekommen, und sich deren als ein Mittel bedienen, um hinauf zu steigen.

Puraque.

Der Puraque hat einen Körper wie die Lampreten: auch hat er das Eigene des Krampfisches. Diejenigen, welche ihn anrühren, wenn es auch nur mit einem Stocke geschiehet, fühlen in dem Arme eine schmerzhafte Betäubung. Zuweilen wird man sogar von ihnen über den Haufen geworfen.

Schildkröten des Amazonenflusses.

Die Schildkröten des Amazonenflusses werden zu Cayenne sehr gesucht. Dieser Fluß ernähret ihrer von verschiedener Größe

Größe und von verschiedenen Arten in so großem Ueberflusse, daß allein mit ihren Eyern sich die Bewohner des Ufers ernähren könnten. Es giebt auch Landschildkröten, die Sabutis heißen, und welche die Einwohner von Para allen andern Arten vorziehen. Sie halten sich alle, besonders die letztern, viele Monate außer dem Wasser ohne merkliche Nahrung.

Fischereyen.

Die Natur scheint die Trägheit der Indianer begünstiget zu haben und ihren Bedürfnissen zuvor gekommen zu seyn. Die Seen und Moräste, die man bey jedem Schritte an den Ufern des Amazonenflusses und zuweilen sehr weit im Lande antrift, füllen sich zur Zeit des Anwachses des Flusses mit allerhand Fischen an; und wenn das Wasser fält, so bleiben sie darinn eingesperret, wie in natürlichen Teichen und Fischhaltern, wo man sie leichtlich fischen kann.

Krokodille

Die Krokodille sind in dem Amazonenflusse, so weit er läuft, und in den meisten Flüssen, die er einnimt, sehr gemein. Es finden sich deren von zwanzig Fuß lang, und wohl noch längere. Weil die in dem Amazonenflusse weniger gejaget und weniger verfolget werden; so fürchten sie sich auch weniger vor den Menschen. Zur Zeit der Ueberschwemmung gehen sie zuweilen in die Hütten der Indianer. Ihr gefährlich-

lichster und vielleicht der einzige Feind, der sich unterstehet, ihnen Wiederstand zu thun, ist der Tiger. Die Indianer erzählten dem Hrn. von Condamine, wenn der Tiger an das Ufer käme, zu saufen: so stecke das Krokodill den Kopf aus dem Wasser, um sich seiner zu bemächtigen, wie er es bey gleicher Gelegenheit mit den Ochsen, den Pferden, den Maulthieren und allem, was seiner Gefräßigkeit vorkömmt, mache. Der Tiger schlägt ihn mit seinen Klauen in die Augen als den einzigen Ort, welchen ihm die Härte seiner Schuppen noch die Macht läßt, zu verletzen. Der Krokodill aber fährt alsdenn unters Wasser, und zieht den Tiger mit hinunter, welcher eher ersäuft, als daß er loßläßt.

Tiger.

Die Tiger, welche Herr von Condamine auf seiner Reise gesehen, und welche in allen heißen und mit Holzungen bedeckten Ländern gemein sind, schienen ihm weder an Schönheit noch Größe von den Afrikanischen unterschieden zu seyn. Sie greifen keinen Menschen an, wenn sie nicht sehr hungrig sind. Es giebt eine Art, deren Haut braun und ohne Flecken ist. Die Indianischen Maynas sind sehr geschickt, die Tiger mit der Halbpika zu bestreiten, welche ihr ordentliches Gewehr ist.

Bären.

Obgleich die Bären sich nur in kalten Gegenden aufhalten, so reden doch die Indianer dieser Himmelsstriche, von einem

Thiere,

Thiere, welches sie Arrumari nennen, das in der peruanischen Sprache Bär heißet. Hr. von Condamine hat dieses Thier während seiner Reise in diesem Lande nicht angetroffen.

Coati.

Als dieser Akademist bey den Yameoern vorbey gieng, so zeichnete er eine Art von Wiesel ab, welche leicht zahm wird. Die Brasilianer nennen sie Coati.

Affen des Amazonenflusses.

Die Affen sind das gewöhnlichste Wildpret, welches von den Indianern am Amazonenflusse am meisten gesuchet wird. Wenn sie nicht verfolget werden: so bezeugen sie keine Furcht bey Annäherung des Menschen: und daran erkennen die Wilden des Amazonenflusses, ob das Land, welches sie besuchen, von Menschen bewohnt ist. Hr. von Condamine sagt, daß ihre Anzahl sehr groß sey, und daß es so viel Arten gäbe, daß er es aufgegeben hätte, sie alle zu zählen. Er fügt hinzu, daß es welche giebt, die eben so groß, als ein Windspiel, und andere, die so klein, als eine Ratze sind. Das Haar der letzteren ist lang, glatt, gemeiniglich kastanienbraun, und öfters halb geflecket. Sie haben einen Schwanz, der zweymal so lang ist, als der Leib, einen kleinen viereckigten Kopf, spitzige und hervorstehende Ohren, wie die Hunde und Katzen, und nicht wie die andern Affen, mit denen sie wenig Aenlich-

keit

keit haben, indem sie vielmehr wie ein Löwe aussehen. Der Statthalter von Para schenkete dem Hrn. von Condamine einen, welcher der einzige in seiner Art war, den man im Lande gesehen hatte. Das Haar seines Leibes war silberfarben, wie die schönsten weißen Haare; das an seinem Schwanze war glänzend kastanienbraun, und fiel ins schwarze. Er hatte noch eine andere sonderbare Merkwürdigkeit an sich. Seine Ohren, Backen und seine Schnautze waren mit einem so lebhaften Rothe gefärbet, daß man Mühe hatte, sich zu überreden, diese Farbe sey von Natur so. Herr von Condamine fügt hinzu, daß er ihn lebendig bis an die Küsten von Frankreich gebracht habe, wo er für Kälte starb. Da es ihm auf dem Schiffe an Bequemlichkeit fehlte, um ihn in Stroh zu verwahren, so hat er ihn in Weingeist gesetzt.

Es sind in diesem Lande noch andere vierfüßige Thiere, sie befinden sich aber in verschiedenen Gegenden von Amerika und man hat auch schon die Beschreibung davon gemacht.

Das seltenste und sonderbarste Thier in seiner Art ist eine große Schlange, die zweylebig fünf und zwanzig bis dreyßig Fuß lang, und mehr als einen Fuß dick ist. Die Indianer nennen sie Yacu-Ma-

Yacu-Mama, eine ungeheure Schlange.

ma,

ma, das heißt, Mutter des Wassers. Sie hält sich gewöhnlich, wie man sagt, in den großen Seen auf, die durch die Ergießungen der Flüsse im Lande entstehen. Die Indianer behaupten, daß diese ungeheure Schlange ein ganzes Reh verschluckt, und durch seinen Hauch alle diejenigen Thiere, welche sich ihr nähern, an sich ziehet, und auffrißt. Vernünftige Leute halten diese Erzählung für ein Fabel.

Suglacura oder Wurm Macaque.

Der Wurm, welcher bey den Maynaern Suglacura und zu Cayenne der Wurm Macaque, das ist, Affenwurm heißt, wächst in dem Fleische der Thiere und der Menschen, und zwar so groß, wie eine Bohne, und verursacht unerträglichen Schmerz: er ist aber ziemlich selten. Man versichert, er wachse in der Wunde, die von dem Stiche einer Art von Mostiquen oder Maringoinen gemacht worden. Das Thier aber, welches sein Ey hineinlegt, ist noch nicht bekannt.

Vögel am Amazonenflusse.

Die Menge der verschiedenen Arten von Vögeln, womit die Waldungen am Amazonen-Flusse bevölkert sind, ist noch viel grösser und mannigfaltiger, als der vierfüßigen Thiere ihre. Man bemerket aber hier, wie in der übrigen neuen Welt, daß bey dem allerschönsten Gefieder fast kein einziger einen angenehmen Gesang habe. Man findet daselbst den Colibri, Papa-

geyen und Arasen von allen Arten. Die Indianer an den Ufern des Oyapoc haben die Geschicklichkeit, den Papageyen durch Kunst natürliche Farben zu verschaffen, die von denen unterschieden sind, welche sie von der Natur erhalten haben. Sie ziehen ihnen an verschiedenen Orten am Halse und auf den Rücken Federn aus, und reiben den gepflückten Ort mit dem Blute von gewissen Fröschen. Die Art sie zu verschönern.

Der Cahuitahu ist von der Grösse einer Gans. Sein Gefieder hat nichts merkwürdiges; oben an den Flügeln aber ist er mit einem sehr scharfen Horn, wie eine starke, einen halben Zoll langen Nadel, bewaffnet. Dieses hat er mit den Vogel gemein, welcher zu Quito, Canelon genannt wird. Er ist aber viel grösser, und hat auch oben auf den Schnabel ein anderes kleines, gerades, dünnes und biegsames Horn, eines Fingers lang. Der Cahuitahu.

Der Vogel, welcher von den Spaniern in der Provinz Maynas der Trompeter, Trompetero, genannt wird, ist eben derselbe, welchen man Agami zu Para nennet. Er ist sehr bekannt, und hat weiter nichts besonders, als das Geräusch, welches er zuweilen machet, und wovon er seinen Nahmen bekommen hat. Es ist sehr unrecht, sagt der Herr von Condamine, Der Trompeter-Vogel.

daß

daß einige dieses Geschrey für einen Gesang gehalten. Es scheint, daß es in einem ganz andern Organe entstehe.

Condor oder Contur

Der berühmte Vogel, welchen man in Peru Condor, oder Contur nennet, ist der grösste Vogel von Amerika, und von allen denen, die sich in die Luft erheben, wovon der Strauß ausgenommen zu seyn scheinet. Die Indianer stellen ihm Fallen; die witzigste bestehet darinn, daß sie ihm zur Lockspeise das Bild eines Kindes von einen sehr klebrigten Tone darstellen, worauf er mit einem sehr schnellen Fluge schießt, und seine Krallen dergestalt hinein schlägt, daß es ihm nicht möglich ist, solche wieder heraus zu bringen.

Fledermäuse, die das Vieh aufreiben.

Die Fledermäuse, von der Art derjenigen, welche das Blut der Pferde, der Maulesel, und so gar der Menschen aussaugen, wenn sie sich nicht davor in acht nehmen, indem sie unter einem Zelte schlafen, sind eine Plage an dem Amazonen-Flusse, wie in den meisten heissen Ländern in Amerika. Es giebt einige ungeheuer grose, welche zu Borja, und an andern Orten das Rindvieh gänzlich aufgerieben haben, das die Mißionarien daselbst hingebracht hatten, und welches anfieng sich zu vermehren.

Der Tucan ist von der Grösse einer Turan. Taube, und wegen seines Schnabels so berühmt, daß man ihn unter die südlichen Gestirne am Himmel gesetzet hat. Der Schnabel desjenigen, welchen man den P. Feuillee schenckete, war bey seiner Geburt zwey und einen halben Zoll dick, und seine Länge war sechs Zoll. Dieser Ordensmann glaubete, ein so grosses Gewicht müste dem Vogel zur Last seyn. Nachdem er aber den Schnabel in der Nähe untersucht, fand er ihn hohl und sehr leicht. Der obere Theil, welcher oberwärts gerundet war, hatte die Gestalt einer Sichel, die vorne an der Spitze stumpf ist. Die beyden Ränder, welche ihn endigten, waren wie Zähne an einer Säge eingeschnitten. Man sah längsthin oben auf diesem Theile eine gelbe Binde, ohngefehr vier Linien breit, welche auf dessen ganzer Länge hingieng. Diese Farbe erstreckte sich auch vom Anfange des Schnabels bis auf einen halben Zoll darüber hinaus, und fassete diesen ganzen von anderthalb Linien breiten Theil ein, welches eine schöne Würkung machte. Alles übrige dieses Theils war eine Vermischung von schwarz und dunkelroth. Der untere Theil des Schnabels, welcher ein wenig gekrümmet war, hatte bey seinem Anfange einem himmelblauen Streif, acht Lienien lang, und alles übrige war eine Vermischung gleich derjenigen an dem

obern Theile. Seine Ränder waren wellenförmig, zum Unterschiede des andern Theiles, welcher wie Zähne an einer Säge war.

Die Zunge dieses Thieres, die fast eben so lang war, als der Schnabel, bestund aus einem weißlichten, sehr dünnen, auf jeder Seite mit so vieler Zartheit tief eingeschnittenen Häutchen, daß man es für eine Feder würde gehalten haben. Seine Augen, die auf zweyen nackten und mit einem himmelblauen Häutchen bedeckten Backen lagen, waren groß, rund, von einem lebhaften und funkelnden Schwarz. Seine Krone, sein oberer Theil des Kopfs, waren schwarz. Er hatte auf dem Schwanze einen grossen Streif von einem schönen Gelb. Sein Putz war milchweiß, und gieng fort bis auf die Brust, wo ein gelber, zwey Lienien breiter Streif dieses schöne Weiß mit einer rothen Farbe, ohngefehr vier Lienien breit, theilete, worauf eine schwarze Farbe folgete, die sich unter dem Bauche verlohr, wo ein hellroth anfieng und bis zum Hintern fortgieng. Der Schwanz war ganz schwarz und vier Zoll lang. Seine bläulichten mit grossen Schuppen bedeckten Beine waren zwey Zoll lang. Ein jeder von den Füssen bestund aus vier Krallen, zwey vorne und zwey hinten. Die beyden erstern waren

anderthalb, und die beyden andern einen Zoll lang, und endigten sich alle mit einem drey Lienien langen schwarzen und stumpfen Nagel. Man unterscheidet die Nasenlöcher des Tucan so wenig, daß man glauben sollte, er hätte keine, weil sie zwischen dem Kopfe, und der Wurzel des Schnabels versteckt sind. Dieser Vogel wird so leicht zahm, als die Hüner. Er kommt auf die Stimme derjenigen, die ihn rufen, und frißt alles ohne Unterschied, was man ihm vorwirft.

Der Chinche.

Der Chinche ist von der Grösse einer Katze. Er hat einen langen Kopf, der sich von seinen obern Theile bis an das Ende des untern Kinnbackens zusammen zieht, und die beyden bilden einen Rachen, der bis an die äusseren Augenwinkel gespalten ist. Seine Augen sind lang und sehr schmal. Das Traubenhäutchen ist schwarz, und alles andere weiß. Seine Ohren sind breit, und fast den Ohren eines Menschen gleich. Die Knorpel, woraus sie bestehen, haben nach innwendig gekehrte Ränder. Ihre Lappen, oder ihre untern Theile hängen ein wenig hinunter, und die ganze Einrichtung dieser Ohren beweiset, daß dies Thier ein sehr zärtliches Gehör hat. Seine Füsse sind kurz, die Nägel lang und spitzig. Sein Rücken ist gewölbet, gleich eines Schweines seinem, und der Bauch

unten ganz flach. Sein Schwanz gleichet einem Fuchsschwanze. Sein Haar ist dunkelgrau, und so lang, wie der Katzen ihres. Es wohnt in der Erde, sein Loch ist aber niemals so tief, als unserer Caninchen ihre.

Der unerträgliche Gestank, welchen der P. Feuillee diesem Thiere beyleget, läßt fast nicht mehr zweifeln, daß es nicht eine Art von Füchsen sey.

Wilde Enten von dem Flusse La Plata.

Die wilden Enten des Flusses La Plata gleichen an Grösse unsern Haushünern. Ihr Schnabel ist hart. Der Theil, welcher das oberste des Schnabels von dem Kopfe theilet, ist durch einen weissen, runden Höcker, in Gestalt einer Schwiele erhaben, deren Dicke wie eine Daumspitze ist. Ihre Augenlieder sind schön weiß, ihre Augen blutroth, und der Augapfel himmelblau. Ihr Kopf ist dunkelschwarz. Ihr Rücken und ihre Flügel sind schieferfarben. Ihre Beine sind so lang, wie der Hüner ihre, gelblich grün, ausser an dem Theile über dem Knie, welches scharlachroth ist, und immer zunimmt, so, wie es sich den Federn des Schenkels nahet. Die Füsse bestehen aus vier Krallen, drey sehr langen vorne, und einer kleinen hinten, die mit harten schwarzen und spitzigen Nägeln bewafnet sind. Die drey vordern

Krallen

Krallen sind mit einem Knorpel umgränzt, welcher zur Floßfeder dienet. Dieser Vogel ist selten. Man findet solchen zwar in Europa, dessen Leib fast eben so, der Kopf aber sehr unterschieden ist.

Der P. Feuillee sagt, daß die Collibris von Peru noch kleiner sind, als die von den amerikanischen Inseln. Sie sind lange nicht so groß, als die Zaunkönige in Europa. Ihr Schnabel ist überaus spitzig, schwarz und dünn. Auf dem Kopfe haben sie einen Büschel von einer Schönheit ohne ihres gleichen, durch den Glanz einer goldgelben, und nach den verschiedenen Anblicken des Auges, welches ihn ansieht, mannigfaltigen Farbe. Der Mantel dieses Vogels ist von einen dunkelgrün. Die grossen Schwungfedern sind dunkelviolet; ein wenig blaß: der Schwanz besteht aus neun kleinen Federn, und ist eben so lang, als der ganze Leib. Er ist schwarz, mit violet und grün gemischt, welche Mischung eine erstaunliche Mannigfaltigkeit würket, nachdem das Auge ansieht. Ihre Augen sind lebhaft und glänzend, von der Schwärze eines Achats, und der Grösse des Kopfes gemäß. Sie haben kurze Beine, und sehr kleine Füsse, die aus vier Krallen bestehen, wovon drey vorne und die vierte hinten, und alle zusammen mit kleinen schwarzen, und sehr spitzigen Nä-

Collibrt der heissen Zone.

geln bewafnet sind. Das übrige dieses Vogels gleichet denen, welche wir schon beschrieben haben.

Pflanze, welche die Weiber fruchtbar macht.

Der P. Feuillee erzählt, daß ein Mediciner, welcher mit ihm in Peru war, ihm versichert hätte, man fände auf den Feldern in Bambon, zehn Grad von der Linie, an der Südseite, die berühmte Pflanze, von der die Indianer so viel Erhebens machen, weil solche die Weiber fruchtbar macht. Sie nennen sie Macha. Dieser nemliche Reisende fügt hinzu, daß unzählige Erfahrungen nicht erlauben zu zweifeln, daß sie nicht ein vortreffliches Hülfsmittel wider die Unfruchtbarkeit bey den Weibern sey, die einige Tage davon essen. Ihr Stengel ist nicht über einen Fuß hoch. Ihre Blätter und ihr Saamen gleichen dem Nasturtium hortense (Gartenkresse). Ihre Wurzel ist eine Zwiebel, gleicht denen unsrigen, von einem wundersamen Geschmacke, und einer hitzigen Eigenschaft.

Contra Yerva.

Man findet auf den Paramos von Peru eine berühmte Pflanze, welche Ulloa Contra Yerva nennet. Sie ist ein vortreffliches Gegengift.

Seeschwein.

Der P. Feuillee sagt, daß ein indianischer Fischer ihm ein Seeschwein brachte, welches er in der Bay Conception in Chili gefan-

gefangen. Es hatte fast die Gestalt des Turbot. Sein Körper war ein wenig breiter als lang. Seine Länge von dem äussersten der Schnauze bis am Anfange des Schwanzes war nicht über zehn Zoll, und seine Breite, vom Rücken bis am äussersten des Bauchs, betrug nicht weniger als sieben. Sein Rachen, der nicht klein war, stand hervor wie ein Rüssel und war mit kleinen so tichte an einander gedrängten Zähnen besetzt, daß es schien, als wäre es nur ein Zahn. Die Augen, die dem Kopfe glichen, waren sehr groß, rund, und mit einer kleinen schwarzen Säge geziert. Der Kopf war bey nahe ganz in die Substanz des Körpers verschlossen, und mit kleinen Schuppen bedeckt. Der Schwanz glich einen kleinen runden Fecher, dessen Handgriff ein kleines mit Schuppen bedecktes Stück des Leibes war. Die Schuppen waren von vier verschiedenen Farben. Der Grund war Gold, mit einigen grauen und schwarzen Streifen vermengt.

Es hat dieser Fisch einen sehr guten Geschmack; er ist aber sehr selten, sogar auch in diesen Gegenden, und derjenige, welchen man den P. Feuillee brachte, ist der einzige, den man gesehen hat.

Dieser nemliche Reisende erzählt; daß als er auf einen Berg dieser Provinz botanisiren

Der Wasser-Salamander.

nisiren gieng, er in dem Wasser einer schönen Quelle ein Thier fieng, welchen er den Namen Wassersalamander gab, weil es einen langen, flachen, am Ende gerundeten Schwanz, fast wie eine Spadel hatte, welches ihm viel Aenlichkeit mit dem Salamander des Fabius Columna giebt. Seine Länge von den Lippen bis an seinen Schwanz war vierzehn Zoll, sieben Linien; seine Haut ohne Schuppen, fein gekörnet, gleich der Haut der Chamäleone, die man von Alexandrien bringt, und die sich auch auf den Feldern von Smirna befinden. Sie war von einer Schwärze, welche in das Indigo-blau fällt; die Augenlieder, und etwas weniges unter dem Bauche ausgenommen, wo dieses Schwarz Schieferfarbe zu seyn schien. Seine Schnauze war ein wenig spitziger, als der Eidechsen ihre; und sein weit mehr erhabener Kopf hatte oben auf dem Schädel eine Art von wellenförmigen Kamme, welcher vorne an der Stirne anfieng, und sich bis an das Ende des Schwanzes erstreckte, wo er breiter und gerade über der Fläche in die Höhe gerichtet war.

Zwischen der Schnauze und der Stirne sah man auf jeder Seite ein sehr weit offenes Nasenloch, mit einem großen fleischigen Kreise eingefaßt, welches das Thier ruckweise, wie die zwey Arten von Augenlie-

dern

dern, öffnete und schloß. Seine Augen stunden mitten in den Seiten des Kopfes. Sie waren groß, viel länger, als breit, und mit zweyen großen silberfarbenen Augenliedern bedeckt. Ihre Farbe war Saffrangelb, den Stern darinnen ausgenommen, welcher dunkelblau war. Er hatte einen gespaltenen Rachen, mit zwey Reihen sehr kleiner spitziger und ein wenig gekrümmter Zähne bewafnet. Seine dicke, breite, rothe Zunge war in der Kehle an seinem Untertheile ganz angeheftet, welche sich auswärts durch einen großen Kropf ausstreckete, den er wie eine Blase aufbließ und zusammenzog. Seine Aerme sind nach Verhältniß der Füße, sehr kurz, die Vorder-Pfoten viel kleiner, als die hinter-Pfoten; die Zehen an beyden durch einen Knorpel, wie bey den Enten und Gänsen zusammengefüget, und ihr äusserstes Ende schloß sich durch einen andern gerundeten, platten, breiten und durch einen Kamm erhabenen Knorpel, der ihnen statt des Nagels dienete. Seine Brust ist sehr schmal und kurz; der Schmeerbauch aber, welcher Theil durch den Rücken und Bauch gehalten wurde, war sehr aufgeblasen, und durch vierzehn bis funfzehn Ribben, sowohl wahren, als falschen, erhöhet, die ihn wie Faßbänder umgaben.

Das sonderbarste an diesem Thiere ist der Schwanz. Beym Anfange ist er rund

und schmal, darauf wird er nach und nach bis auf zwey Zoll breit, wie eine Schaufel an einer Spatel, und rundet sich an dem Ende mit seinen wie eine Säge ausgezackten Rändern; und das Obertheil ist durch einen breiten und wellenförmigen Kamm erhaben.

Es würde für dieses Werk zu weitläuftig seyn, wenn man den P. Feuillee in allen seinen Bemerkungen folgen wollte: wir werden uns begnügen, nur dasjenige zu erzählen, was uns der Aufmerksamkeit des Lesers werth scheinet. Der gelehrte Naturforscher sagt, daß er eines Tages an

Holoture. den Chilischen Ufer eine Holoture antraf. Er bediente sich seines Stocks, um sie in sein Schnupftuch zu bringen, weil er Lust hatte sie abzuzeichnen. Den folgenden Tag wusch er sich die Hände, und trocknete sich an seinem Schnupftuche. Er empfand sogleich ein heftiges Feuer, welches sich dergestalt vermehrte, daß es ihm Zuckungen über den ganzen Leib, nebst einem unerträglichen Schmerz verursachte, wovon er sich nicht anders befreyte, als daß er seine Hände lange Zeit in ein Baad von Weineßig und Wasser hielt.

Weinberge u. Wein von Chili.

Herr Frezier bedauert, daß man sich so wenig Mühe gebe, solche fruchtbare und so leicht zu bearbeitende Felder, als die von Chili sind, anzubauen, und daß man nicht

mehr Fleiß auf die Weinberge wendete, die daselbst im Ueberflusse sind. Man hebt den Wein in irdenen Krügen auf, welche statt glasirt zu seyn, innewendig mit Harze verpicht sind. Dieses, nebst den Bockfell, worinn sie ihn hernach verführen, giebt ihm einen bittern Geschmack, fast wie der Theriak hat, und einen Geruch, woran man sich nicht leichtlich gewöhnen kann.

Chilische Früchte.

Die Früchte dieses Landes wachsen fast ohne alle Wartung. Man pfropfet daselbst die Bäume nicht; doch wachsen eine Menge Birnen und Aepfel, die man nur der Natur zu verdanken hat, und setzen diejenigen in Erstaunen, die bedenken, daß alle diese Früchte vor der Eroberung des Landes noch nicht da waren.

Erdbeeren.

Man findet ganze Felder voll von einer Art Erdbeeren, die sich von unseren europäischen durch die Blätter unterscheiden, als welche viel runder, dicker, und sehr rauh sind. Ihre Früchte sind so groß, wie ein Nuß, und zuweilen wie ein Hünerey. Die Farbe ist weißröthlich, und der Geschmack nicht gar so angenehm, als unsere Holz-Erdbeeren: Man findet unterdessen auch unsere Art allhier.

Hülsenfrüchte.

Die Rüben, Parataten, Chicoreen, von zweyerley Art u. s. w. wachsen daselbst von Natur.

Gewürzkräuter.

Der kleine Balsamstrauch, die Melisse, die Tanesia, die Ramomillen, die Krause-

Krausemünze, die Salbey, eine Art Mauseöhrchen, bedecken daselbst alle Felder. Man hat da eine Art kleiner Salbey, die zu einer Staude wächst, deren Blätter dem Roßmarien ein wenig gleichen, und welche viel flüchtiges Salz bey sich haben müssen, wenn man davon nach dem Geruche und Geschmacke urtheilen will.

Blumen. Die Hügel sind mit Rosenstöcken geschmückt, welche gar nicht gepflanzet werden, und die gemeinste Art ist ohne Dornen. Die Felder sind mit einer Art Lilien bedeckt, welche die Einwohner Lintonennen. Es giebt ihrer von allerhand Farben; und unter ihren sechs Blättern, sind zwey allezeit wie buntstreifig. Die Wurzel von der Zwiebel dieser Blume giebt ein sehr weises Mehl, dessen man sich zu Confekturen bedient.

Arzney-kräuter. In den Gärten ziehet man einen Baum mit einer weißen Blume, in Gestalt einer Glocke, deren Geruch sehr angenehm ist, vornemlich gegen Abend und des Nachts. Die Höhe ist acht bis zehn Zoll, und die Dicke unten vier Zoll im Durchschnitte. Die Blätter sind rauch und ein wenig spitziger, als an den Wallnußbäumen. Sie ist ein vortreffliches Zertheilungsmittel bey gewissen Geschwulsten.

Die

Die Einwohner in Chili haben auch ein ohnfehlbares Mittel dafür, wenn einer einen schweren Fall thut, daß einem das Blut aus der Nase stürzet: sie kochen nemlich das Kraut Quinchumali, eine Gattung von Santolina (Tausendgüldenkraut) mit einem gelben und rothen Blümchen. Außer unsern Wund- und Arzneykräutern, findet man daselbst noch viele, die dem Lande eigen sind.

Die Färbekräuter sind nicht weniger im Ueberflusse. Darunter gehöret das Reilbon eine Gattung Färberröthe, mit kleinern Blättern als die unsrige. Man kocht die Wurzel, um roth damit zu färben. Der Poquel ist eine Art Stabwurz, welches vollkommen gelb färbet. Der Anil von Chili ist eine Art Indigo, welcher blau färbet. Die schwarze Farbe wird von dem Stengel und der Wurzel des Panque gemacht, dessen Blätter rund und gewebet, wie an Bärenklauen und zwey bis drey Fuß im Durchschnitte sind. Wenn der Stengel röthlich ist: so ißt man ihn roh zur Erfrischung. Sonst hat er eine sehr zusammenziehende Kraft. Mit dem Maki und dem Guthiu (im Lande wachsende Bäume) gekocht, ist die Farbe nicht allein schön schwarz, sondern sie verbrennet auch die Zeuge nicht, wie unsere Schwärze in Europa. Man findet diese Pflanze nur in den sumpfigten Gegenden.

Färbekräuter.

Die

Gewürz-Bäume.

Die Chilischen Wäldern stehen voller Gewürzbäume, als allerhand Myrthen, eine Art Lorbeerbäume, deren Rinde einen Geruch von Sassafras hat; der Boldu, dessen Blätter wie Weihrauch riechen, und dessen Rinde etwas von den Zimmet-Geschmack an sich hat; der Zimmetbaum selbst, welcher von dem Ostindischen zwar unterschieden, aber doch dessen Eigenschaften hat. Sein Laub siehet aus, wie das an den großen Lorbeerbäumen; jedoch ist es noch ein wenig größer.

Baum dessen Schatten aufschwellen macht.

Der Licti, dessen Schatten den ganzen Leib derjenigen aufschwöllt, die darunter schlafen, ist in Chili sehr gemein. Das Hülfsmittel vor die Geschwulsten dieser Art ist sehr leicht: Man zerstößt mit Salz ein Kraut, Namens Pelboqui, eine Art von Erdepheu, und reibt sich damit. Die Rinde des Puemo gekocht, ist eine gute Linderung in der Wassersucht. Dieser Baum trägt eine rothe Frucht in Gestalt einer Olive; sein Holz kann zum Schiffbaue dienen. Das beste Holz dazu aber in diesem Lande ist eine Art von Eichen, deren Rinde, wie der Peuse ihre, dem Pantoffelholze ähnlich ist. Die Ufer des Flusses Biobio sind mit Cedern bedeckt, welche nicht allein zu Schiffzimmerholz, sondern auch zu recht guten Mastbäumen gebraucht werden können. Die Schwierigkeit

rigkeit ist nur, daß man sie auf dem Flusse, dessen Mündung nicht Wasser genung für ein Schiff hat, nicht hinunterbringen, und sie also nicht recht nutzen kann.

Die Vögel, womit diese Gefilde bevölkert sind, unterscheiden sich ein wenig von den in andern mittäglichen Ländern. Man findet überdieß viele von den in Europa bekannten, als Holztauben, Turteltauben, Rebhüner, Schnepfen, allerhand Arten von Enten, Corlinen und Kriechenten. Die Pipelinen, welche einige Aehnlichkeit mit den Seemeven haben, sind von einem sehr guten Geschmacke. Die Pechiolorados sind eine Art von Rothkelchen, mit schönen Federn. Man sieht auch eine Menge Schwäne und Flaminge, deren Federn eine schöne Mischung von weiß und roth machen, und auf den Mützen der Indianer zum Putze dienen. Die Jagd wird öfters durch diejenigen Vögel unterbrochen, welche man Criards, Schreyer nennet, weil sie, sobald sie einen Menschen gewahr werden, um ihn herumflattern und schreyen, gleichsam als wenn sie die andern Vögel warneten, die auch gleich davon fliehen, wenn sie solche hören. Alles was ich von der Naturgeschichte von Chili gesagt habe, betrift auch die benachbarten Gegenden der Conceptions-Bay.

Manchers ley Vögel.

In

Arzeney-Kräuter der Valparisoschen Gebürge.

In den Gegenden um Valparisо bringen die Gebürge, ob sie gleich wegen Seltenheit des Regens sehr dürre sind, dennoch eine Menge Kräuter hervor, deren Tugenden man sehr rühmet. Das berühmteste darunter ist die Cachalingua, eine Art von dem kleinen Tausendgüldenkraut, welches aber bitterer ist, als die in Frankreich, und folglich mehr Salz bey sich haben muß. Sie wird für ein vortreffliches Mittel wieder das Fieber gehalten. Die Vira-Verda ist eine Art Immortelle, (Sonnengoldblume) deren Trank das dreytägige Fieber vertreibt. Das Unoperquen ist eine Art Senesblätter, denjenigen ganz gleich, die wir von der Levante bekommen. Die Alva-quilla, von den Indianern Culen genannt, ist eine Staude, deren Blätter nach Basilicum riechen, und einen Balsam enthalten, der bey den Wunden sehr gute Dienste thut. Ein anderes Gestäude, Namens Havillo, ist nicht weniger wegen seiner Tugenden berühmt. Es hat eine Blume, wie der Genster, sehr kleine Blätter, und einen starken honigartigen Geruch, der so voller Balsam ist, daß er davon ganz klebrigt wird.

Der Payco.

Der Payco ist eine Pflanze von mittelmäßiger Höhe, ihre Blätter sind sehr zerkerbet, und haben einen starken Geruch, wie verfaulte Zitronen. Einen Trank dar-

daraus gekocht, treibt den Schweiß, und ist gut für das Seitenstechen. Der Palqui, eine Art von Hieble, hat eine gelbe Blume, und vertreibt den Grind. Der Thoupa, ist eine Staude wie die Lorbeerrosen, mit hochgoldfarbigen Blumen, die der Gestalt nach dem Aristologo (Hohlwurz) gleichen. Aus den Blättern und der Rinde geht eine gelbe Milch, womit man gewisse Krebsschäden heilet. Die Bismaguas, woraus man in Spanien Zahnstücher machet, und deren Pflanze dem Fenchel sehr ähnlich kommt, wachsen in den Thälern von Valpariso. Der Quillay ist ein Baum aus eben dem Lande, dessen Blätter einige Aehnlichkeit mit der grünen Eiche ihren haben. Seine Rinde gährt im Wasser wie Seife, und ist gut zum Wolle waschen. Zu Leinenzeuge aber dienet sie nicht, weil sie es gelb macht. Die Indianer brauchen sie, sich die Haare damit zu reinigen, und dieses soll ihnen die schöne Schwärze geben, welche ihre ordentliche Farbe ist.

Man findet an eben den Orten den Mollo. Dieser Baum, dessen Blätter der Acacia ihren fast gleich sehen, trägt eine Traube von kleinen rothen Beerchen, welche wie Pfeffer- oder Wacholderbeeren schmecken. Die Indianer machen einen Trank daraus, der stärker ist, als

Wein. Es bringt dieser Baum einen Gummi hervor, welcher abführend ist. Man zieht aus diesem Baume auch Honig und Weineßig. Wenn man die Rinde ein wenig öffnet: so fließt eine Milch heraus, welche den Staar in den Augen vertreibt. Aus dem Herze seiner Sprossen macht man ein Wasser, welches die Augen heiter machet, und das Gesicht stärket. Endlich giebt seine Rinde, wenn sie gekocht wird, eine Kaffee-braune Farbe.

Fische. Die Fische dieser Küste sind die nemlichen, welche man in den umliegenden Gegenden findet: der P. Feuillee aber beschreibet uns einen Fisch, welchen er Cag-Fisch nennet. Er ist fünf Fuß lang, und in der Mitte auf fünf Zoll dick. Er nimmt vom Kopfe bis mitten am Bauch an Dicke zu, und von da bis an den Schwanz wiederum ab, welcher wie eine Sichel gebildet, und nach dem Bauche zu gekrümmet ist. Er hat fünf Floßfedern, viere unter dem Bauche, und eine auf dem Rücken. Diese stützet sich auf eine sehr spitzige Gräte, welche über den scharfen Winkel des äußersten Endes der Floßfeder weggehet, und hinter dem Kopfe ihren Anfang nimmt. Dieses ist die einzige Gräte, die man bey diesem Fische antrift, alles andere, ist nur Knorpel. Von den vier andern Floßfedern sind zwey an dem Hintern wie Schau-

feln gemacht, und die beyden andern, welche sehr breit, nehmen ihren Ursprung unter der Luftröhren. Der Rückgrad, ist eine Schnur, die sich hinten von dem Kopfe an, wo sie ihren Anfang nimmt, bis an den Schwanz erstrecket: Sie hat weder Mark, noch Höhlung, noch Nerven. Der Grund ihrer Augen ist schwarz und der Umkreyß gelb. Der Rüssel, welchen man an dem äußersten Ende verlängern sieht, ist auch ein Knorpel, der mit einer bläulich grauen Haut bedecket ist. Der Rachen ist zwey Zoll weit. Er hat eine Reihe Zähne, wie eine Säge, die aus einem Knorpel bestehet, wie der, welcher statt des Rückgrades dienet. Die Haut dieses Fisches ist glatt, ohne Schuppen und auf den Rücken von einer bläulichen Farbe. Sein Fleisch ist weiß, von einem ziemlich angenehmen, doch aber weichlichen Geschmacke.

Pulpo, ein sehr sonderbares Thier.

Die Einwohner von Chili nennen ein sehr sonderbares Thier Pulpo. Wenn man es ohne Bewegung sieht: so sollte man es für einen Baumast halten, der mit einer Rinde, wie an den Castanienbaume, überzogen ist. Die Dicke ist eines kleinen Fingers stark, die Länge sechs bis sieben Zoll, und mit vier bis fünf Gelenken abgetheilt, die gegen den Schwanz zu kleiner werden. Dieser Schwanz sieht,

wie das Ende eines abgebrochenen Astes aus. Wenn dieses Thier seine sechs Füse ausstrecket, und gegen den Kopf zusammen hält, so sollte man sie für Wurzeln, und den Kopf für einen abgebrochenen Zapfen halten. Man versichert, daß wenn man dieses Thier mit der bloßen Hand anfasset, es solche hinter schlucket, ohne der Hand weiter zu schaden. Es giebt auch zu Valpariso abscheuliche haarichte Spinnen, die für giftig gehalten werden.

Doradilla In den Gegenden von Coquimbo sieht man eine Art von Ceterach (Steinfahrenkraut) welches die Spanier Doradilla genannt haben, dessen Blätter ganz gekräuselt sind, und wovon man den abgekochten Trank sehr rühmet. Er soll zu einer Blutreinigung und vornemlich zur Erquickung eines Reisenden dienen, der von einem langen Marsche abgemattet ist. Man findet auch daselbst eine Art Kürbisse Lacatoya genannt: die Einwohner ziehen sie auf die Dächer der Häuser hinauf, und machen daraus vortrefliches Confekt. Man findet noch in derselben Provinz einen Baum, welchen Frezier Lucumo nennet. Sein Laub gleicht ein wenig den Pomeranzen und seine Frucht ist fast wie die Birne, welche den Saamen des Floripandio enthält. Wenn die Frucht reif ist: so ist die Schale gelblich, und das Fleisch sehr gelb, und

hat

hat beynahe den Geschmack und das Wesen eines frischen Käse. Der Kern siehet der Kastanie sehr ähnlich, nur daß er bitter und zu nichts nütze ist. Die Thäler gegen die Cordilleras zu, bringen ein Kraut hervor, welches man, wenn es erst frisch aufgeschossen ist, wie einen Sallat essen kann: wenn es aber grösser wächst, ist es den Pferden sehr schädlich.

Der Pacay ist ein Baum, dessen Blätter den Nußblättern ähnlich sind. Seine Blüthe ist beynahe so, wie die von der Ynga. Die Frucht kömmt in viereckigten Schotten. Sie hat die Gestalt einer flachen Bohne, und stecket in einer weisen und faserichten Substanz, die man für Baumwolle ansehen sollte. Es ist aber nichts anders, als ein gestandenes Oehl, welches zur Erfrischung gegessen wird und in dem Munde einen sehr angenehmen Muscusgeschmack hinterläßt. Die Franzosen haben diesen Kern Zuckererbse genannt. Pacay.

In den Gärten findet man nur eine dem Lande eigene Blume: sie gleichet der Pomeranzenblüthe und hat einen angenehmern aber nicht so starken Geruch. Sie heißt Niorbes. In den Ebenen von Truxillo wächst ein Baum, welcher 20 bis 30 Blumen von ganz verschiedener Far- Sonderbare Blumen und Pflanzen.

be und Gestalt trägt, die eine Art von Traube ausmachen. Man nennet sie Paradießblume. In den Gegenden um Caxa-Tambo und San-Matheo, einen Dorf des Lande Lima, an dem Bergfalle, findet man Stauden, welche blaue Blumen tragen: ihre Frucht stellt ein so vollkommenes Kreutz vor, daß man es mit dem Cirkel und Winkelmaße nicht richtiger machen könnte. In der Provinz Charcas, an den Ufern des großen Flusses Misco, wachsen grosse Bäume, welche das Laub vom Arrayan, oder Myrthen haben, und deren Frucht eine Traube von grünen Herzen, ein wenig kleiner als die flache Hand ist. Wenn man sie öfnet: so zeigen sie viele kleine weiße Blättchen, wie Pappier, und auf jedem Blatte ein Herz, in dessen Mitte man ein Kreutz mit drey Nägeln darunter siehet. In eben der Provinz findet man das Kraut Pico real, welches zu Pulver gestoßen Eisen und Stahl auflöset. Es hat seinen Namen von einem Vogel, welcher sich damit pürgieret, und den man grün vorstellet, fast von der Gestalt eines Papegeys, woferne er nicht einen langen Schnabel, und auf dem Kopfe eine Krone hätte.

Curvi. Der Curvi ist ein ungemein sonderbarer Fisch. Er ist nur einen Fuß lang: hat aber auf der Unterlippe zwey Hörner, die

die nach jeder Seite beweglich, acht Zoll lang, im Anfange eine Linie dick, am Ende spitz und goldfarbig sind. An dem äussersten Ende der nehmlichen Lippe hat er noch vier andere Hörner, wovon ihrer zwey sechs Zoll und die beyden andern drey Zoll lang sind; Alle haben einerley Farbe und Biegsamkeit mit den beyden ersten. Sein Kopf ist platt. Gegen oben zu hat er sechs Floßfedern, zwey unter den Ohren, die mit einer sehr harten, wie eine Säge, gezackten Gräte anfangen. Unten und gegen die Mitte des Bauches sieht man an ihm noch eine andere Floßfeder, die aus sieben Stacheln bestehet, welche sich gegen ihre Enden in viele Zacken vertheilen, zwischen denen ein dünnes Häutchen von grauer Farbe ist. Ueber dem After, und stets unter dem Bauche ist eine andere Floßfeder, die gleichfalls aus sieben Gräten bestehet, welche an ihren Enden zertheilet, und auch mit einem grauen Häutchen bedeckt sind. Zwey andere Flosse sind auf dem Rücken. Die erste nimmt ihren Ursprung hinter dem Kopfe; Bey dem Milcher ist sie wie eine Säge gezacket, bey dem Rogner aber ganz gleich. Die zweyte, ist gegen den Schwanz zu. Dieser letzte Theil des Fisches ist auf der Mitte in zwey Theile getheilet. Sein Fleisch ist von einem sehr guten Geschmack.

§. VI.

Bergwerke in Peru.

Die größten Reichthümer von Peru, und sogar von ganz Westindien, bestehen in kostbaren Erzten, die mit unzähligen Aesten und Adern die ganze Strecke dieses grossen Landes durchstreichen. Man muß nicht in den Beschreibungen der Spanier hierüber umständliche Nachrichten suchen. Wir glauben, daß Herr Frezier, in seiner Beschreibung von der Reise nach der Südsee der beste Leitmann ist.

Nach diesem Schriftsteller sind die reichsten peruanschen Silberbergwerke zu Oruro, einer kleinen Stadt, achtzig Meilen von Arica und Ollachea, nahe bey Cusco; ferner die zu Ciepes und Potosi; aber sie geben heutiges Tages keine solche reiche Ausbeute mehr, wie sonst, und verursachen wegen ihrer grossen Tiefe grosse Kosten. Die Goldgruben sind in dem südlichen Theile von Peru sehr selten. Man findet deren nur in den Provinzen Guanaco, gegen Lima zu; ferner in Chuquiaco oder Chuquiaguillo ein indianischer Nahme, welcher Goldhauß bedeutet.

Die Adern der Bergwerke, von welcher Art sie auch seyn mögen, sind gewöhnlich gegen die Mitte zu reicher, als an den

Wän-

Wänden. Wenn es sich zuträgt, daß zwey Adern einander durchschneiden, so ist der Ort, wo sie zusammen kommen, immer sehr reich. Man bemerkt auch zu gleicher Zeit, daß diejenigen, die von Norden gegen Süden laufen, es mehr sind, wie die übrigen. Ein reiches Bergwerk, welches einsinkt, ist gewöhnlich mit Wasser überschwemmet: alsdenn wird die Kälte bey der Arbeit ausserordentlich. Correal zählet neunzehn sehr reiche Bergwerke in Peru, die verschiedene Arten Metalle ausbeuten.

Die Provinz Quito hat deren nicht weniger, als alle andere Districte von Peru, sie sind aber sehr vernachläßiget.

Die Provinz Popayan ist ganz voll davon, und man bearbeitet sie mit vieler Sorgfalt, weshalb auch dieser Canton sehr bewohnt und reich ist. Das Gold der Bergwerke von Zaruma ist nur von schlechtem Gehalte: dieses wird hingegen wieder durch die ausserordentliche Menge ersetzt. Die Bergwerke von Jaen de Bracamoros waren in dem nemlichen Falle, man hat aber diese vortrefliche Adern gänzlich verlohren, seit dem sich die Indianer in diesen Gegenden empöret haben. Das Latacumgasche Bergwerk ist sehr reich.

Das

Das Silberbergwerk zu Guayana ist sehr ergiebig. Man hat es aber vernachläßiget. Ulloa behauptet, daß die Berge von Pichincha ansehnliche Reichthümer eben so, wie die Cordilleras dieses Cantons enthielten. Verschiedene Berge in der Gegend des Fleckens Mira sind noch voller Gold. Man weiß aus Nachrichten, daß die alten Peruaner viel daraus gruben. Es sind aber diese Bergwerke vernachläßiget worden, ohne daß die Ursache bekannt ist.

Das Land Palactanga, in der Gerichtsbarkeit von Riobamba ist dergestalt damit angefüllt, daß 1743. ein Einwohner dieser Stadt sich, auf der königlichen Casse zu Quito, für seine Rechnung allein achzehn Gold- und Silberadern, alle sehr reich und von gutem Gehalt, hatte zuschreiben lassen.

Eine alte Sage zeigt uns an, daß die Berge der Gerichtsbarkeit Cuenca eine gleiche Anzahl Gold- und Silberadern haben: man hat verschiedene bearbeiten lassen, die aber nicht die Hofnung bezahlt. Die Statthalterschaften von Quixas und von Macas sind reich an Bergwerken. Maynas und Atames haben deren auch von grossem Werth. Viele Flüsse führen Goldkörner mit sich: man hat aber

bis

bis jetzt noch nicht daran gedacht zu untersuchen, woher sie kommen. Auſſer den Gold- und Silberbergwerken findet man in der Audienz Quito verschiedene Metalle und Steinbrüche. Man findet Queckſilber, Eisen, Kupfer, Zinn und Bley. In den Steinbrüchen findet man Albaſter, der aber ein wenig weich ist. Der nemliche Canton bringt auch viel Felsen-Crystall hervor; man schätzet ihn aber nicht, und weiß ihn auch nicht zu brauchen. In der nemlichen Gerichtsbarkeit ist ein kleiner Hügel, der ganz mit grossen und kleinen Feuersteinen bedeckt ist, davon die meisten schwarz sind. Die Einwohner ziehen keinen Nutzen daraus, weil ihnen die Art solche zu schneiden unbekannt ist. Sie lassen alle ihre Flintensteine aus Europa kommen, welches ihnen ansehnliche Summen kostet.

Die Smaragdengruben, welche ehedessen in den Gerichtsbarkeiten Atacames und Manta im Ueberfluſſe waren, sind nicht ganz erschöpft. Man bringt aber diese Steine mit grosser Mühe und Arbeit heraus. Die ersten Eroberer schlugen viele mit Hämmern heraus, in der Meynung, daß wenn es feine Steine wären, sie wiederstehen sollten; ihre Nachkommen sind nicht so einfältig gewesen, die Faulheit ist ihnen aber noch mehr nachtheilig. Ulloa

ver-

versichert, daß in diesem Canton Rubinenadern sind. In dem Sande eines kleinen Flusses, welcher nahe bey diesen Orte fliesset, findet man oft schöne Rubinen von der Grösse einer Linse und noch grösser: Es scheinet, daß diese kleinen Körner Ueberreste sind, welche das Wasser von den Bergwercken losmacht und mit dem Sande wegführt. Das nemliche Land liefert im Ueberfluß eine andere Art dunkelgrüner Steine, die härter als das Albaster, aber nicht durchsichtig sind; man verarbeitet sie. Auch findet man Schwefelgruben, wo man den Schwefel in Steinen heraus zieht; in einigen Gegenden findet man auch Vitriolgruben, die aber alle zusammen gleich vernachläßiget sind.

Ein Fluß, der das Holz versteinert.

Gegen Norden von Quito zu, zwischen den beyden Landgütern, die unten am Berge Talanga liegen, strömet ein sehr grosser Fluß, der alles Holz, und sogar Baumblätter, die man hineinwirft, versteinert. Man siehet ganze Aeste, die völlig in Stein verwandelt sind, woran man nicht nur die Luftlöcher und die Holzfasern, sondern auch die kleinsten Adern der Blätter bemerken kann. Sie verändern die Farbe, aber die Gestalt erhält sich genau. Die Bergwerke und andere Geschenke der Natur sind in der Audienz Quito sehr vernachläßiget, woran weiter nichts als die grosse

Faul-

Faulheit der Einwohner Schuld ist. Die Statthalterschaften Quixas, Macas, Jaen und Maynas aber sind mit einer grossen Menge Wilden umgeben, welche die Arbeiter niemals in Ruhe lassen. Wenn man über diesen Theil der Cordilleras gehet, so sieht man an vielen Orten den Rauch von dem Feuer, welches sie anzünden. Dieses Schauspiel hat etwas schreckliches auf den Bergen längst den Cantons Cayambe und Mira. Oft kommen nach den Flecken Mira ganze Heerden Indianer, die sich aber eben so geschwind wieder zurück ziehen, wenn sie ihre Räubereyen ausgeübet haben. Diejenigen so gar, welche man für die gehorsamsten hält, verlassen zuweilen die Corregimienter, um sich zu ihren barbarischen Nachbaren zu begeben.

Fünfter Artikel.

Entdeckung und Eroberung von Peru.

Wir haben im vorigen Theile gesehen, daß der herzhafte und zugleich unglückliche Nugnez die erste Entdeckung von Peru machte. Als Padrarias von Avila, Statthalter von Darien, diesen braven Officier hatte umbringen lassen, so fuhr er fort, seine Grausamkeit durch blu-

tige

tige Hinrichtungen an den Tag zu legen; er bekriegte verschiedene indianische Völker, und bezwang sie. Er gieng hernach damit um, die Gränzen seines Reichs bis an die Küsten der Südsee zu erweitern, und neue Entdeckungen zu machen, indem er den Anzeigen, welche Nugnez gegeben hatte, folgte. Zwey Männer, Franz Pizarro und Almagro, die bereits durch ihre Seereisen und durch die Thaten, welche sie gegen die Indianer ausgeübet hatten, berühmt waren, schlugen ihm vor, sein Vorhaben auszuführen. Da sie sich bereichert hatten, so nahmen sie die ganze Ausgabe über sich, und vergesellschafteten sich mit Ferdinand von Lucca, einem sehr reichen Priester. Der Statthalter konnte ihnen um desto leichter ihre Bitte gewähren, da es ihm nichts kostete, und es in seiner Macht stund, die Bedingungen vorzuschlagen, weshalb er auch allen Vortheil davon zog. Diese drey Gesellschafter kamen dahin überein, daß Pizarro, welcher als ein thätiger Mann bekannt war, die Ausführung über sich nehmen, Almagro alle Vorräthe anschaffen, und die übrigen Zurüstungen besorgen, Ferdinand von Lucca aber die übrigen Unkosten bestreiten sollte. Der Tractat wurde beschlossen und unterzeichnet; Ferdinand von Lucca laß Messe, theilte die Hostie in drey Stücken, nahm einen Theil

für

für sich, und gab die übrigen seinen Gesellschaftern.

Geburt und Charakter des Pizarro.

Ehe wir von der Expedition des Pizarro reden, glauben wir unsern Lesern eine Nachricht von seiner Geburt schuldig zu seyn. Er war der Sohn des Gonzalez Pizarro, mit dem Zunahmen der Lange, ein alter Hauptmann zu Fusse, der zu Truxillo in Estremandura wohnete. Gonzalez Pizarro hatte zwey rechtmäßige Söhne, Ferdinand Pizarro und Johann Pizarro, und von verschiedenen Müttern zwey natürliche Söhne, Franz Pizarro und Gonzalez Pizarro. Aber Franz ist es, der auf der Scene erscheinen wird. Sein Vater verheyrathete seine Mutter an einen Ackersmann, von welchem sie noch einen andern Sohn bekam. Einige Schriftsteller haben versichert, daß Franz Pizarro bey seiner Geburt an dem Eingange einer Kirche einige Zeit ausgesetzt wurde. Man entdeckte hierauf, wer sein Vater war, und nöthigte ihn, für ihn zu sorgen, welches er aber mit so vieler Gleichgültigkeit that, daß er ihn gar keine Erziehung gab. Er ließ ihn die Schweine hüten, und Franz Pizarro brachte einen Theil seiner Jugend in diesem verachteten Zustande zu. Als er aber ein gewisses Alter erreicht hatte, schämte er sich dieser Verrichtung. Er verließ seine Heerde und

schiffte

schiffte sich auf einer Flotte ein, die nach Ostindien gieng. Man sah bald, daß es ein thätiger und kluger Mann war, und erhob ihn vom niedrigsten Posten zu einem der wichtigsten. Er unterhielt die Meinung, welche man von ihm gefaßt hatte. Als man zu Sandomingo angekommen war, gab er bey verschiedenen Vorfällen Proben seiner Tapferkeit, und erwarb sich den Ruhm eines herzhaften Officiers. Das Glück unterstützte seinen Muth; er sammlete ansehnliche Reichthümer, und ließ sich zu Panama nieder, woselbst er auch war, als er den Tractat schloß, von welchem wir so eben geredet haben.

Abreise des Pizarro.

Die Anstalten zur Ausführung, welche die drey Gesellschafter vor hatten, waren zu Ende des Octobers 1524. fertig, und Franz Pizarro gieng gegen die Mitte Novembers des nemlichen Jahres ab. Er hatte die Vorsicht gehabt, den Paskal von Andagoya zu Rathe zu ziehen, welcher einen Theil der Fahrt gethan hatte, die er Willens war, zu machen; dieser aber rieth ihm an, sein Vorhaben fahren zu lassen. Die Gefahren erweckten den Muth des Pizarro, und diejenigen, welche man ihn vorstellte, bestätigten ihn in seiner Entschließung. Seine Flotte bestund nur in einem einzigen Schiffe und zwey Kähnen, welche die Gesellschaft gekauft hatte.

hatte. Almagro blieb zu Panama, um eine Verstärkung von Matrosen, Soldaten, und Lebensmitteln zusammen zu bringen, womit er den Pizarro eiligst nachzukommen versprochen hatte.

Vierzig Meilen von Panama fand Pizarro einen Hafen, welchen er Cas-Pinas nannte, weil er in dessen Nachbarschaft viele Fichtenäpfel fand. Einige Soldaten stiegen ans Land, der Hunger aber nöthigte sie, nach dem Schiffe wieder zurück zu kehren. Nach einem Wege von zehn Meilen lief er in einen andern Hafen ein, wo er Holz und Wasser mitnahm. Nach zehn Tagen waren die Lebensmittel, welche er von Panama mitgenommen hatte, verzehrt, und alles, was sich auf dem Schiffe befand, war dem entsetzlichsten Elende ausgesetzt. Eines Tags wurde man von ferne etwas helles gewahr, welches die Spanier in Erstaunen setzte. Pizarro ließ sich durch den herzhaftesten seiner Reisegefährten an das Land begleiten, und gieng nach dem Orte zu, von dem es ihm schien, daß das Helle kam. Er fand eine Menge Cocos, hielt sich daselbst auf, und schickte das Schiff nach der Insel Cocos, um Lebensmittel zu holen, welches auch nicht lange ausblieb und deren mit zurückbrachte. Pizarro setzte darauf seinen Weg weiter fort, und landete nahe bey einem

Dorfe, wohin einige von seinen Leuten giengen: Es waren daselbst keine Einwohner, aber man fand viel Maiz, Schwanenfleisch, Füße und Hände von Menschen, welches zu erkennen gab, daß sie bey einer Nation Menschenfresser wären. Die Spanier kamen bald in ein Land, dessen Einwohner sie hartnäckig bekriegten, und ihnen viel Leute umbrachten.

Almagro verbindet sich mit Pizarro.

Unterdessen, daß Pizarro wider das Glück kämpfete, gieng Diego von Almagro von Panama mit siebenzig Spaniern ab, und stieß zu Chincana zu ihm. Die Freude, welche die Reisegefährten des Pizarro hatten, als diese neue Verstärkung sahen, machte, daß sie alle ihre Beschwerden vergaßen. Die verdrüßlichen Begebenheiten, die sie bis jetzt ausgestanden hatten, dienten ihnen zur Lehre, daß sie alle ihre Kräfte vereinigen sollten, um in ein so gut vertheidigtes Land zu dringen. Sie fiengen wiederum an mit ihrer kleinen Flotte, die aus zweyen Schiffen, drey Booten und zwey hundert Spaniern bestund, der Küste zu folgen. Sie kannten die Mühseeligkeiten nicht, welche ihrer erwarteten. Sie fanden eine Menge Flüsse, die an ihrer Mündung voller Caymanen waren. Nachdem sie ihre Lebensmittel aufgezehrt hatten: blieb ihnen keine andere Zuflucht mehr übrig, als die Frucht von den Man-

gle-

glebäumen, womit dieses Land bedecket ist, und wovon die Wurzeln, wenn sie mit Seewasser gewässert werden, der Frucht einen bittern Geschmack geben. Ihre Boote, die nur durchs Rudern konnten fortgebracht werden, arbeiteten ohnaufhörlich wider die Ströme, von denen sie nach Norden getrieben wurden. Die Indianer verlohren keine Gelegenheit, sie anzugreifen, und warfen ihnen vor, sie wären Faulenzer, die lieber anderer Leute Land verheeren, als ihr eigen Vaterland bauen wollten. Da diese beyden Capitaine sahen, daß das Elend, und die Waffen der Wilden ihnen viele Mannschafft wegraffte, entschlossen sie, es sollte Almagro wieder nach Panama zurück gehen, und von da Lebensmittel und neue Mannschaft holen. Er gieng ab, und kam bald mit achtzig Mann wieder. Diese Verstärkung gab ihnen Muth, in das Land Catamez, über die Manglebäume hinaus zu gehen. Sie fanden daselbst wenig Einwohner, aber viel Maiz. Das Gold, welches sie bey den verschiedenen Nationen, die sie besucht, gesehen hatten, und wovon sie sich zuweilen einen ansehnlichen Vorrath, durch Umtausch oder mit Gewalt verschaften, erweckte ihren Muth. Bey einigen Nationen hatten sie Leute gesehen, die im Gesicht sich lauter Löcher gebohrt, worein sie goldene Nägel geschlagen hatten.

Nach der Entdeckung von Catamez hielten die beyden Capitaine abermals dafür, sie brauchten noch mehr Leute; und Almagro that eine zweyte Fahrt nach Panama, um eine neue Verstärkung von da abzuholen, die Pizarro in einer kleinen Insel, die sie Gallo nannten, erwarten wolte. Almagro fand zu Panama viel Veränderung; Pedrarias war nicht mehr Befehlshaber, und sein Nachfolger hieß Pedro de Los Rios. Almagro besorgte, er möchte ihm nicht so behülflich zu Entdeckungen seyn, wie jener, und seine Besorgnisse waren gegründet. Der neue Statthalter bewilligte ihm einige Verstärkungen, verboth ihm aber alle künftige Werbungen. Einige von den Gefährten des Pizarro, welche durch ausgestandene Gefährlichkeiten abgeschrecket worden, und wegen des Zukünftigen zitterten, hatten an ihre Freunde nach Panama geschrieben. Diese ersuchten den Pedro de Los Rios, er möchte doch nicht erlauben, daß eine noch grössere Anzahl Spanier auf einer so gefährlichen Unternehmung umkämen, sondern dafür befehlen, es sollten diejenigen zurück kommen, die sich unglücklicher Weise damit eingelassen hätten. Almagro war genöthiget, ohne Hülfe von Mannschaft, mit den wenigen Lebensmitteln abzugehn, die er hatte zusammen schaffen können. Er fand den Pizarro in der grös-

ten Noth. Sie kamen in einen Zank mit einander: Pizarro warf den Almagro seine Langsamkeit vor, um ihm Beystand herbey zu führen, und sagte ihm, daß er bey seinem Hin- und Herfahren nichts auszustehen hätte, da die andern inzwischen vor Hunger verschmachteten. Ihr Wortwechsel darüber wurde so hitzig, daß sie zum Degen griffen: Verschiedene Officiere aber legten sich dazwischen, und brachten sie aus einander. Los Rios, gerührt durch die Bitten der Freunde derjenigen, die sich über das Elend beklagten, das sie mit dem Pizarro ausstünden, schickte einen Lieutenant, Namens Tafur, aus Cordua gebürtig, ab, um diejenigen zurück zu führen, die mit ihrem Schicksaale nicht zufrieden wären. Die meisten ergriffen mit Freuden die Gelegenheit, welche sich ihnen darbot, ihre Beschwerlichkeiten und ihr Elend zu endigen. Es fanden sich nur ihrer dreyzehen und ein Mulatte, die dem Schicksaal ihres Capitains folgen wollten. Pizarro gab dem Tafur zwey Briefe mit, einen an den Statthalter von Panama, welchem er vorwarf, daß er der Krone Spanien, indem er seinen Unternehmungen Hindernisse in den Weg legte, schlechte Dienste erzeuge; der andere war an Ferdinand von Luca, den Priester, der zu den Verbundenen gehörte.

Insel Gorgona.

Um die Antworten abzuwarten, gieng er nach der Insel Gorgona, welche drey Grad gegen Norden liegt, und drey Meilen im Umfange hat. Diejenigen, welche diese Insel gesehen haben, vergleichen sie mit der Hölle, wegen ihrer dunkelen Wälder, hohen Bergen, beständigen Regengüsse, schlechten Witterung und Luft, die so dick ist, daß die Sonne nicht durchdringen kann, und endlich wegen der sehr grossen Menge von Moskiten und des kriechenden Ungeziefers, womit sie angefüllet ist.

Dieses war der Zufluchtsort, welchen Pizarro wählte, sowohl um sich den Angriffen der Indianer, an einem so einsamen Orte, zu entziehen, als um sich Wasser zu verschaffen, welches ihm auf der Insel Gallo gefehlet hatte. Er wohnete verschiedene Monate daselbst. Seine Leute baueten sich Hütten, und zimmerten ein Boot, auf welchem er selbst ausfuhr, Fische zu fangen. Ohngeachtet des beständigen Regens, des Donners und der fliegenden Insecten, gieng er fast alle Tage auf die Jagd und brachte Wildpret, damit seine Leute davon leben konnten. Da sie nirgends Nachrichten her bekamen, so glaubte er, man würde ihm mit seinen Leuten auf dieser Insel umkommen lassen. Er war deshalb darauf bedacht, sich aus den Trümmern ihres Schiffes, welches das Schlackwetter zu Gorgona nicht

hatte

hatte ausstehen können, eine Flöße zu erbauen, und nach Panama zurück zu kehren. Dieser Entschluß war gefaßt, als sie ein Schiff entdeckten. Der Statthalter gab endlich den Bitten derer, die den Pizarro verlassen hatten, nach, und schickte ihm Hülfe. Dieses Schif brachte denen Spaniern, die auf der Insel waren, Freude. Man glaubte, Pizarro würde nach Panama zurück kehren, aber er entschloß sich, gerade nach Tumbez zu gehen, unter der Anweisung zweyer Indianer aus dieser Gegend, die er durch seine Liebkosungen gewonnen hatte, und welche anfiengen ein wenig Spanisch zu lernen.

Auf die Entschließung folgte sogleich die Ausführung. Nach einer schwierigen Fahrt von zwanzig Tagen kam er vor einer Insel an, die vor Tumbez lag, nahe bey Puna. Er nannte sie St. Clara. Sie war unbewohnt: die Indianer aber sahen sie für ein heiliges Land an, weil sie zu gewissen Zeiten daselbst steinernen Götzen zu opfern kamen. Die Spanier sahen diese Götterbilder nicht ohne Erstaunen an. Das vornehmste darunter hatte einen Menschenkopf von ungeheurer Gestalt. Sie fanden in dieser Insel verschiedene Arbeiten von Gold und Silber, die ihnen viel Vergnügen machten. Unter andern auch Decken von gelber Wolle, ziemlich gut gearbeitet.

nach Tumbez.

arbeitet. Dem Pizarro gieng die Abreise seiner andern Gefehrten, mit denen er wichtige Unternehmungen hätte machen können, sehr nahe. Die Indianer, welche mit ihm gekommen waren, versicherten ihm, daß alles das nichts wäre, in Vergleichung der Reichthümer, die er im innern des Landes finden würde. Nachdem er den folgenden Tag die Seegel wieder aufgespannet, so wurde er ein so grosses Floß gewahr, daß ers anfangs für ein Schiff hielt. Er entdeckte bald noch vier andere. In jedem waren funfzehn Indianer, sie fanden kein Bedenken anzuhalten, als sie zwey Leute von ihrer Nation in den kastilianischen Schiffen sahen. Diejenigen, welche auf den Flössen waren, giengen nach Puna, um die dasigen Einwohner zu bekriegen. Ihre Verwunderung aber, über die Schiffe und die Kleidung der Spanier machte, daß sie wieder nach der Küste zurückkehrten. Der Steuermann des spanischen Schiffes, der nicht den geringsten Schein einer Gefahr wahrnahm, legte sich auf der Rhede von Tumbez vor Anker. Darauf ließ Pizarro den Indianern auf den Flößen sagen, seine Absicht wäre, ihre Freundschaft zu suchen, und er bäte sie solches ihrem Cazicken zu melden.

Es dauerte nicht lange, so sahe man einen Haufen anderer Indianer erscheinen, welche

welche die Bärte und Kleider bewunderten. Der Cazicke des Orts, welcher glaubte, sie wären vom Himmel geschickt, säumete nicht, ihnen auf zehn bis zwölf Flössen allerhand Fleisch, Früchte und verschiedene Arten von Getränken in goldenen und silbernen Gefässen zu schicken. Es war solches ein Geschenk von den Jungfrauen des Tempels. Ein Officier des Cazicken versicherte die Spanier, sie könnten ohne Mißtrauen ans Land steigen, und nehmen, was sie zu ihren Bedürfnissen für nöthig erachteten. Pizarro schickte einen Matrosen in einer Schaluppe ab, welchen die Indianer behülflich waren, fünf Tonnen Wasser aufzuladen. Der Officier des Cazicken that an dem Pizarro, vermittelst eines Dolmetschers, noch verschiedene Fragen, worauf der Anführer der Spanier ihm antwortete: Er käme mit seinem Gefolge aus Castilien, wäre eines sehr mächtigen Königs Unterthan, und hätte auf dessen Befehl eine Reise durch ein grosses Theil der Welt gethan, um die Indianer zu belehren, daß die Gottheiten, die sie anbeteten, falsch wären, und um ihnen einen Gott, Schöpfer Himmels und der Erden, bekannt zu machen, welcher denen, die seine Gebote hielten, eine ewige Seeligkeit verspräche. Er redete von einen finstern Orte voller Feuer, welcher zur Bestrafung derjenigen bestimmt wäre, die ihn aus

Pizarro stellt einen Apostel vor.

seinen Geboten nicht erkenneten. Der Indianische Officier hörte ihn mit Aufmerksamkeit an, auch trank er mit Vergnügen einige Gläser Wein, die man ihm anbot. Man gab ihm hernach eine eiserne Axt, woraus er sich sehr viel zu machen schien, und einige europäische Kleinigkeiten für seinem Cazicken. Er bat den Pizarro, doch einige von seinen Leuten ans Land steigen zu lassen, worauf ihm Alfonsus von Molina mit einem Neger, welcher dem Pizarro diente, folgte.

Als sie am Ufer waren, so bezeugeten alle Indianer, die sich daselbst versammelt hatten, eine gleiche Verwunderung über die Weiße des einen und Schwärze des andern. Sie wuschen den Neger, ob sie seine Farbe herunter bringen könnten. Molina ließ sich in einen benachbarten Wohnplatz führen; er sahe daselbst sehr schöne steinerne Gebäude, Gräben, ausserordentliche Früchte. Schaafe, wie man sie hier oben beschrieben hat, und die den Spaniern damals noch ganz unbekannt waren. Er bewunderte den Putz und die Schönheit der Frauenzimmer, welche sich seinen Anblicken darstellten. Die goldenen und silbernen Gefäße waren daselbst sehr gemein, und alles zeigte den Ueberfluß an. Die Erzählung, welche Molina bey seiner Zurückkunft in dem Schiffe davon machte, erweckte daselbst grosse Freude, und ver-

vermehrte den Verdruß des Pizarro, daß er so unglücklicher Weise von seinen Leuten verlassen worden. Der Zustand seiner Macht ließ ihm keine Hofnung, den geringsten Nutzen von diesen Entdeckungen zu ziehen. Er ließ den Peter von Candia, einen geschickten Kriegsbaumeister, ans Land steigen, um noch mehr zu beobachten, und vornehmlich zu erforschen, wo man diesen Ort angreifen könte, wenn man mit einer zahlreichern Flotte wieder käme.

Candia gieng mit eben denselben Neger und einen Dolmetscher ab: die Indianer empfiengen ihm aufs allerfreundlichste. Da der Cazicke, welchen er vorgestellet wurde, ihn mit einer Flinte bewehret sahe, so wolte er deren Gebrauch wissen. Candia that einen Schuß gegen ein nahes Bret und durchbohrte es. Der Knall und die Würkung setzten die Indianer in ein solches Schrecken, daß einige davon niederfielen, und die andern ein grosses Geschrey erhoben. Der Cazicke war viel unerschrockener, er schwieg aber voll Erstaunen still, ließ einen Tieger und Löwen herholen, und bat den Spanier darauf zu schiessen, der Schuß machte, daß noch verschiedene Indianer niederfielen, und erschreckte auch die beyden Thiere dergestalt, daß sie sich dem Candia mit vieler Sanftmuth näherten. Der Cazicke befahl, man

Schrecken, welches das Schießgewehr den Peruanern verursachte.

solte sie wieder in ihren Aufenthalt zurück führen, wandte sich hierauf zum Spanier, reichte ihm einen Landestrank, und sagte zu ihm: „Trink denn, weil du einen so entsetzlichen Knall machest. Du gleichst in „Wahrheit dem Donner.„ Candia besuchte den Ort, und wurde in ein Jungfernkloster geführt, welches den Dienst eines Götzen gewiedmet war. Sie hatten den Cazicken um Erlaubnis bitten lassen, den Fremden zu sehen. Sie beschäfftigten sich mit allerhand Wollarbeiten, und fast alle waren von seltener Schönheit.

Als Candia wieder nach dem Schiffe zurück kam, so brachte er viel wichtigere Nachrichten dahin. Er hatte nicht allein silberne und goldene Gefässe, sondern auch Handwerker von allerhand Arten gesehen. Die Abbildung, die er von denen Jungfrauen machte, setzte die Einbildungskraft der Castilianer in Gluth. Da sie aber erfuhren, daß der Cazicke von Tumbez nach Quito geschickt hatte, um dem Kayser die Ankunft der Fremden zu melden, und Verhaltungsbefehle ihrentwegen zu verlangen, so glaubte Pizarro, daß es die Klugheit nicht erlaubte, bey einer so kleinen Anzahl sich dem Eigensinne des Fürsten auszusetzen, welcher allen Anscheine nach sehr mächtig war. Man empfieng ihm überall sehr gut, weil das Gerüchte erschollen war, daß

er

er fromm, leutseelig und großmüthig seye. Einer seiner Matrosen, welcher von der Schönheit des Landes entzückt war, entschloß sich, seine Tage in diesen glücklichen Clima zu beschliessen.

Da Pizarro sahe, daß seine Leute zu murren anfiengen, so beschloß er nach Panama zurück zukehren, um dorten zu erzählen, was er gesehen hatte, und um die nöthige Macht zu erhalten, wodurch er sich in Ansehen setzen wollte. Die Spanier gewöhnten sich daran diese Provinz Biru zu nennen, welches der Name eines Flusses war, den sie entdeckt hatten; und daraus entstand mit einer kleinen Veränderung der Name Peru. Ursprung der Benennung von Peru.

Wie nun Pizarro wieder nach Panama zurückgekommen war, so that er alles, was in seinen Kräften stand, dem Statthalter zu bewegen, daß er ihm die Mittel verschafte, eine neue Unternehmung zu versuchen. Umsonst, Pedro de Los Rios wollte ihm seine Bitte nicht gewähren. Die Hindernisse reitzten die Hartnäckigkeit des Pizarro nur noch mehr an: Er schiffte sich ein und gieng nach Spanien. Als er nach Hofe gekommen war: so stellte er vor, was er unternommen, was er erlitten, und was für Vortheile die Krone davon einerndten könnte. Er erbot sich eine neue Unternehmung

mung zu versuchen, und verlangte die Statthalterschaft von dem Lande, welches er entdeckt hatte, und welches er zu erobern hofte. Diese Gnade wurde ihm unter den Bedingungen bewilliget, die damalen gebräuchlich waren, das ist, er sollte alle Kosten, wie auch die Beschwerlichkeit und Gefahr der Eroberung über sich nehmen. Pizarro, welcher mit Briefen versehen war, die ihm zum Statthalter in Peru bestellten, fand eine Menge Freywillige, welche sich anheischig machten, Glück und Unglück mit ihm zu theilen, auch seine Brüder wollten diese Reise mitmachen. Als er nun nach Panama zurück war, so hatte er viel Mühe ein Schiff zu seiner Reise zu finden, weil er alle seine Baarschaft, wie auch die von seinen Gesellschaftern in seiner ersten Unternehmung schon ausgegeben hatte. Er hatte nichts mehr übrig eins zu kaufen und auszurüsten. Da nun Almagro befürchtete, daß Pizarro sich ganz seiner Hülfe entziehen würde, so verschafte er ihm einige Schiffe.

Zweyte Reise des Pizarro nach Peru.

Man weiß die Anzahl der Schiffe nicht, mit welchen Pizarro die Eroberung von Peru unternahm. Er segelte zu Anfang des Jahrs 1531. ab, und hatte in Willens, zu Tumbez zu landen, wo die Bemerkungen des Molina und Candia ihm große Reichthümer hoffen liessen. Weil ihm

aber

aber die Winde nicht günstig waren, so war er genöthiget hundert Meilen darunter anzulanden, und seine Leute und Pferde auszusetzen, um zu Lande die Küste entlängst zu ziehen. Breite Flüsse, worüber man öfters schwimmen muste, machten diesen Marsch sehr beschwerlich. Pizarro fand bey seiner Geschicklichkeit und Herzhaftigkeit die nöthigen Mittel. Er half selbst denenjenigen schwimmen, die sich nicht soviel Geschicklichkeit zutraueten, unterstützte sie, und führte sie an das andere Ufer. Endlich gelangten sie an einen Ort, Namens Coaque, machten daselbst eine solche Beute, daß Pizarro, um den Spaniern, welche zu Panama waren, Lust zu machen, eines seiner Schiffe mit Gold beladen dahin schickte: hierauf sah er alsbald eine ansehnliche Verstärkung ankommen.

Pizarro verfolgte seinen Weg, und nahm sich vor, nach dem Hafen Tumbez zu gehen. Weil er sich aber der kleinen Inel in der Nachbarschaft erinnerte, so glaube er, daß die Klugheit von ihm erfordere, daselbst eine Pflanzstäte anzulegen. Als ie nun daselbst angekommen waren, und ie Einwohner um Friede gebethen hatten, o hielt er seine Absichten für glücklich erfüllet. Allein bald darauf erfuhr er, daß iese Insulaner Truppen versteckt hatten, m die Spanier bey der Nacht niederzumachen.

machen. Er griff sie hurtig an, schlug sie, und bemächtigte sich ihres Caziken. Den folgenden Tag muste er noch mit einer Menge Feinde streiten. Er war so gar genöthiget, den Schiffen Beystand zu schicken, die von einer großen Anzahl flachen Barken angefallen waren. Allein die Spanier vertheigigten sich mit so vieler Herzhaftigkeit, daß sie viele Indianer erlegten und die übrigen zwangen, sich zurück zu ziehen. Indessen verlor Pizarro einige Soldaten und unter andern war sein Bruder Gonzalez gefährlich am Knie verwundet. Er besuchte die Insel und traf viele Gefangenen an, woraus er abnahm, daß die Insulaner sehr kriegerisch wären. Unter den Gefangenen fanden sich einige Einwohner von Tumbez. Pizarro setzte sie alle in Freyheit, schickte die von Tumbez wieder in ihr Vaterland zurück, und bath sie, in ihrer Barke drey von seinen Leuten mitzunehmen, die er an ihrem Caziken schicken wollte. Kaum waren diese treulosen Indianer in ihrer Stadt angelanget, so opferten sie diese drey Abgeordnete ihren Götzen auf. Ferdinand Soto, der sich mit verschiedenen Indianern auf eine andere Barke gesetzt hatte, glaubte, er würde ein gleiches Schicksaal haben. Als ihm aber einige von seinen Freunden abreisen sahen, hielten sie ihn an, ließen ihn aus der Barke steigen, und retteten ihm das Leben.

Diese

Diese Verrätherey der Indianer gegen die Spanier läßt urtheilen, daß sie keinesweges geneigt wären, ihnen Barken zum Landen zu geben, auch erhielt man nicht den geringsten Beystand von ihnen. Pizarro, seine Brüder und einige andere Officiers waren die einzigen, welche bey der Nacht auf dem Land zubrachten, aber immer zu Pferde. Den folgenden Tag ließ man die Truppen ausschiffen. Pizarro rückte über zwey Meilen weit ins Land hinein, ohne einen einzigen Indianer anzutreffen: Er bemerkte, daß alle Einwohner sich auf eine benachbarte Höhe geflüchtet hätten. Bey seiner Zurückkunft fand er ein Kommando Reuter, das ihn aufsuchte. Er entschloß, ein ordentliches Lager aufzuschlagen, um sich Zeit nehmen zu können das Land und die Einwohner zu untersuchen.

Er ließ den Caziken bitten, er möchte doch seine Vorschläge anhören, es verliefen aber 3 Wochen, ehe er einige Antwort erhielt. Es hatte der Cazike die Indianer haufenweise abgetheilet, und machte allen Spaniern, welche aus dem Lager giengen, die schrecklichsten Bedrohungen. Eines Tages entdeckte man einen starcken Haufen Indianer auf der andern Seite des Flusses, und die Gefangenen urtheilten aus verschiedenen Kennzeichen, er würde von

den Caziken angeführt. Pizarro, welcher über seine Hartnäckigkeit erzürnt war, faßte endlich den Entschluß, ihn anzugreifen. Er ließ ins Geheim einige flache Barken verfertigen, gieng gegen Abend mit zwey von seinen Brüdern und funfzig Reutern, über den Fluß, und marschirte die ganze Nacht durch. Da er sich den folgenden Morgen mit Anbruche des Tages, dicht bey dem Lager der Indianer befand; so fiel er sie mit einer Hestigkeit an, die ihnen so viel Schrecken verursachte, daß sie nur auf ihre Flucht bedacht waren. Er tödtete ihrer eine große Menge, und führte vierzehn Tage lang den grausamsten Krieg wieder sie, um den Tod der drey aufgeopferten Spanier zu rächen. Der erschrockene Cazike bath um Frieden, und begleitete seine Bitte mit einigen Geschenken an Gold und Silber. Dieser Sieg erweckte den Muth des Pizarro, er rückte mit dem größten Theil seiner Truppen ins Land, und ließ die übrigen nahe bey Tumbez unter der Anführung Antons von Navarra, und Alonso Requelmes. Das Gericht von seinem Siege bewog alle Einwohner dieser Provinz ihm um Frieden zu bitten. Seine Absicht war bis nach dem Haven Payta zu dringen; Einige Abgeordnete aber, die er aus Cusco von einem Prinzen, Namens Guascar, oder Huascar, welcher ihm um Beystand wider

Pizarro schlägt die Peruaner.

seinen

seinem Bruder Atahualipa ersuchen ließ. Dieser Umstand veränderte auf einmal seine Entschließungen. Weil die Spanier dem Mißverständnisse dieser beyden Prinzen, ihre Eroberung von Peru zu danken haben, so wird es nöthig seyn, den Ursprung ihres Zankes in wenig Worten zu erklären.

Was die Eroberung von Peru erleichtert.

Yupanqui-Capac, unumschränkter Herr zu Cusco, hatte seinem Reiche viele Provinzen unterworfen, und sein Gebieth faßte eine Strecke von fünfhundert Meilen in sich, von seiner Hauptstadt an zu rechnen. Das Land Quito hatte seine besondere Oberherren; das von Cusco entschloß er selbst zu erobern, und es glückete ihm auch. Das neueroberte Land gefiel ihm so wohl, daß nachdem er zu Cusco seinen ältesten Sohn Huascar, Mango und einige andere von seinen Kindern gelassen hatte, er sich im Lande Quito mit der Tochter des Oberherrn, den er vom Throne gestossen hatte, vermählte. Er zeugte mit ihr einen Sohn, Namens Atahualipa, den er mit aller Zärtlichkeit liebte. Als er eine Reise nach Cusco that, ließ er diesem geliebten Sohn unter Vormündern und kam einige Jahr darauf wieder in seine neue Hauptstadt, woselbst er auch bis an seinem Tod blieb. Als er starb, bestellte er zu seinem Nachfolger seinen ältesten Sohn Huascar; er

theilte aber das Reich von Quito, welches eine seiner besondern Eroberungen war, und die nicht zu den Provinzen des Reichs sollte gerechnet werden. Er vermachte solche seinem Sohn Atahualipa, dessen mütterliche Vorfahren es besessen hatten.

Nach seinem Tode versicherte sich Atahualipa des Schatzes, stellte sich an die Spitze der Armee und schickte Gesandten an seinen ältesten Bruder, ihm den Tod ihres Vaters anzukündigen und bat ihn das hinterlassene Testament zu bestätigen. Huascar antwortete, wenn sein Bruder ihm seine Unterthänigkeit bezeugen, nach Cusco kommen, und ihm das Heer wieder geben wollte, so würde er ihn in einen seiner Geburth gemäßen Stand setzen: die Landschaft Quito könnte er ihm aber nicht abtreten, weil es die Gränzstadt seines Reichs wäre. Er setzte hinzu, wenn sein Bruder hartnäckiger Weise auf seinen Forderungen bestünde, so würde er mit seiner ganzen Macht wider ihn zu Felde ziehen.

Atahualipa hatte von seinem Vater auch zwey, so erfahrne als tapfere Hauptleute Quisquiz und Eplicachicua, geerbet, die in seine Dienste getreten waren. Sie riethen ihm, seinem ältesten Bruder zuvorzukommen und er folgte diesen Rath. Der Krieg wurde zwischen beyden Brüdern heftig. Nach einer dreytägigen

Schlacht

Schlacht wurde Atahualipa gefangen genommen und in ein Schloß eingesperret: allein er machte sich die Nachläßigkeit seiner Wächter zu Nutze, brach durch die Mauer des Gefängnisses und floh. Bey seiner Zurückkunft in seine Staaten, machte er dem Volke weiß, der verstorbene König, sein Vater, welcher seiner gerechten Sache wohlwollte, hätte ihn in eine Schlange verwandelt, damit er durch ein Löchlichen entschlüpfen können. Der Pöbel greift das Wunderbare mit Vergnügen auf und glaubts einfältiglich weg. Seine Unterthanen, welche durch die Hoffnung eines übernatürlichen Schutzes wieder Muth bekamen, vereinigten sich wieder mit ihm. Er marschirte gegen seinen Bruder, gewann eine so vollkommene Schlacht, daß man lange nachher die Knochen der Todten auf einem Haufen sah. Der Ueberwinder verheerte verschiedene Provinzen, kam nach Tumbez, welches sich ohne Widerstand ergab. Er wollte bis in die Insel Tumbez dringen, wurde aber zurückgetrieben und genöthiget sein Vorhaben aufzugeben. Er nahm seinen Weg nach Cusco; lag im Caxamalca still und erfuhr, daß sein Bruder Huascar, mit einer ansehnlichen Macht wider ihm marschire. Er schickte ein Detaschement auf Entdeckung aus. Huascar begieng die Unklugheit, sich von seiner Armee zu entfernen, und wurde

von dem Detachement aufgehoben, in Ketten geschlossen und zu seinem Bruder gebracht. Seine Partey hatte gehört, daß im Lande eine ungewöhnliche Art Menschen gekommen waren, welche man für Kinder der Sonnen hielt, sie giengen zu ihnen hin, um Beystand für dem unglücklichen Huascar zu erflehen. Die Spanier waren im Hafen von Payta, als diese Abgeordneten ankamen. Pizarro erkannte, wie günstig dieser Umstand seinen Absichten war: er berief die Truppen, welche er zu Tumbez gelassen hatte, ließ am Flusse Payta eine Festung bauen und nannte sie St. Michel. Er wollte den Schiffen, welche von Panama kämen, einen sichern Aufenthalt verschaffen. Er theilte darauf das Gold und Silber, welches er auf seinen verschiedenen Zügen erbeutet hatte, unter seine Soldaten aus und ließ in der neuen Stadt nur die, die sie bewohnen sollten.

Pizarro eilte, seine Vorbereitungen zu machen, und begab sich auf den Marsch, um den Atahualipa aufzusuchen, welcher sich damals in der Provinz Caxamalca aufhielt. Die Spanier waren genöthiget, durch eine Wüste von zwanzig Meilen zu gehen, wo sie von der Hitze und vom Hunger viel ausstehen musten. So bald sie aber heraus waren, fanden sie bevölkerte Thäler, woselbst man ihnen Erfri-

schun-

schungen im Ueberfluß brachte. Bald darauf begegneten sie einen Gesandten des Atahualipa, welcher den General sehr reich gestickte Halbstiefeln und goldne Armbänder überreichte, und ihm sagte, er möchte sich damit putzen, wenn er vor dem Ynka erschiene, welcher ihn an diesem Zeichen erkennen würde. Die andern Geschenke bestunden aus verschiedenen Arten von Früchten, Saamenkörnern, kostbaren Zeugen, Vögeln und andern vierfüßigen Thieren des Landes, in goldenen und silbernen Gefäßen, in Schaalen, Schüsseln und Becken; in Steinen, als Türkissen und Smaragden. Die Menge Reichthümer, die man den Spaniern verehrte, brachte sie auf die Gedanken, daß der Fürst, welcher sie schickte, unermeßliche Reichthümer besitzen müßte. Sie zweifelten nicht, daß es ihm zu Ohren gekommen, wie sie den Tumbezern mitgespielet hätten, und daß er dadurch erschreckt worden sey: sie wusten aber nicht, sagt Garcilasso, daß diese Völker sie für Söhne der Sonne und Ausüber ihrer Rache hielten, und daß es weniger ihre Absicht war, die Freundschaft einer so kleinen Anzahl Leute zu erkaufen, als den Zorn der Sonne zu besänftigen, welche sie wieder sich erzürnt glaubten.

Pizarro hatte nur einen jungen Indianer aus Puna zum Dollmetscher, der we-

der die Sprache von Cuſco, welche die Hofſprache war, noch die Sprache der Spanier verſtund: er konnte deshalb die Rede des Abgeſandten nicht erklären. Da die Spanier nicht wuſten, was er ihnen geſagt hatte, ſo berathſchlagten ſie ſich, was ſie thun ſollten. Einige hielten dafür, je reicher die Geſchenke wären, deſto mehr Mißtrauen müſten ſie erwecken, hielten ſie für einen Köder, der ſie in eine Grube locken ſollte. Andere dachten, man müſte einen groſſen Fürſten ſo was ſchlechtes nicht zutrauen; müſte, ohne die gehörige Vorſicht zu verabſäumen, vorher erſt alle friedfertige Mittel anwenden, und die Dunkelheit, die man in des Inca Ausdrücken fände, wäre vielleicht nur in der Erklärung des Dollmetſchers. Man entſchloß ſich, den Marſch nach Caxamalca fortzuſetzen, wo man den Fürſten zu finden hofte. An allen Orten, wo man durchzog, wurden ſie von den Indianern ſehr freundſchaftlich aufgenommen. Sie brachten den Spaniern verſchiedene Arten von Fleiſch und Getränken; und man bemerkte überall, daß ſie zu den Zurüſtungen nichts geſparet hatten. Da dieſe Wilden beobachtet hatten, daß die Pferde an ihren Gebiſſen kaueten: ſo bildeten ſie ſich ein, dieſe auſſerordentlichen Thiere lebten vom Metall. Sie brachten ihnen alſo Silber und Gold im Ueberfluß, und überreichten es ihnen mit

einem

einem treuherzigen und freundschaftlichen Wesen. Man kann denken, daß die Spanier ihnen diesen Irrthum nicht benahmen.

Pizarro, um Höflichkeit mit Höflichkeit zu erwiedern, sandte er dem Kayser einen von seinen Brüdern, Ferdinanden, und den Hauptmann Soto. Sie fanden ihn nicht in der Stadt Caxamalca. Um sich auf seinem Throne immer fester zu setzen, verfügte er sich nach und nach von einem Orte zu dem andern, wo er alle diejenigen umbringen ließ, die ihm von der königlichen Familie und von den Anhängern seines Bruders in die Hände fielen. Der Statthalter von Caxamalca hatte Befehl, die Spanier, welche man Söhne der Sonne nennte, mit aller Ehrerbietung zu empfangen, welche ihrer Geburt zukam. Er schickte ihnen einige Officiere entgegen, kam bald selbst nach, und führte sie in einen Pallast der Incas, wohin der Fürst, auf die Nachricht ihrer Ankunft, sich hinbegeben hatte. Als sie auf der Ebene fortrückten, sahen sie Kriegsleute auf sie zukommen, die sie mit Ehrenbezeugungen einholen sollten. Soto, welcher ihre Absicht nicht wuste, spornte sein Pferd an, und sprengte mit verhängten Zügel auf ihren Anführer zu. Die Soldaten liefen aus einander, sowohl weil sie Befehl hatten, sie

zu verehren, als auch vor Furcht bey dem Anblick eines daher sprengenden Pferdes, das ihnen ein ganz neuer Anblick war. Der Peruanische Befehlshaber bewillkommete die Spanier, fast als wenn er Götter vor sich gehabt, und begleitete sie bis nach dem Pallaste mit allen Merkmaalen der allertiefsten Verehrung.

Sie waren von dem allenthalben her ihnen entgegen strahlenden Reichthume ganz verblendet. Der Inca saß auf einem goldenen Stuhle. Er stund auf, sie zu umarmen, und sagte zu ihnen: Capac Viracocha, sey willkommen in meinen Staaten. Man wieß ihnen goldene Stühle an, sich zu setzen; und der Inca wandte sich zu einigen indianischen Herren, die neben ihn waren, und sagte zu ihnen: „Ihr sehet hier die Gestalt und Kleidung unsers Gottes Viracocha, so wie „unser Vorfahrer Yahuarhucac sie auf „einer steinernen Bildsäule hat wollen vorstellen lassen.„ Zwey Prinzeßinnen von einer ausserördentlichen Schönheit überreichten ihnen Getränke; und auf diese Erfrischungen folgte ein prächtiges Mahl. Ferdinand Pizarro machte darauf dem Kaiser sein Gegencompliment, und wollte ihm von Religion vorreden: er hatte aber zu wenig Zeit, um die Wahrheiten, die er ankündigte, zu entwickeln. Der Inca

ver-

verstund nichts davon; und begnügte sich höflich, allein, seinen Vorurtheilen gemäß, darauf zu antworten. Er versprach den beyden Spaniern, er wollte morgen ihr Oberhaupt besuchen. Sie begaben sich zurück, und waren ganz voll von den Reichthümern, die sie gesehen hatten.

Als der General vernahm, daß der Kaiser ihm den folgenden Tag besuchen wolte, so theilte er die sechzig Mann, woraus seine ganze Reiterey bestund, in drey Haufen, jeden von zwanzig Pferden. Er gab die Anführung seinen drey Brüdern, welche sich hinter eine alte Mauer stellten, damit sie nicht gleich von den Indianern gesehen würden, und ihnen mehr Erstaunen verursacheten, wenn sie sich so plözlich zeigten. Er stellte sich selbst an die Spitze seines Fußvolkes, welches aus hundert Mann bestund, woraus er ein Batallion machte; und in dieser Ordnung erwartete er den Fürsten ohne Furcht, ob er gleich seine Absicht nicht wuste. Der Marsch des Inca war so langsam, daß er vier Stunden zu einer Meile brauchte. Er hatte die vornehmsten Herren seines Hofes um sich: seine Kriegsleute waren in vier Haufen von acht tausend Mann gestellet, wovon der erste den Vortrab machte, und zwey andere an seinen Seiten marschirten. Der vierte, welcher den Nachzug machte,

hatte

hatte Befehl, sich in einiger Entfernung zu halten.

Als Atahualipa im Herannahen die Spanier in Schlachtordnung stehen sah, sagte er zu seinen Officieren: „Diese Leute „sind Bothen der Götter, wir müssen uns „in acht nehmen, daß wir sie nicht beleidi„gen, und sie vielmehr durch unsere Höf„lichkeiten zu besänftigen suchen.„ Zu gleicher Zeit gieng Vincent von Valverde, ein Dominicaner und Schiffspriester der Spanier, mit einem hölzernen Kreuze in der einen, und seinem Brevier in der andern Hand auf ihn zu. Seine wie eine Krone geschnittene Haare setzten den Inca in Verwunderung, welcher einige Indianer, die mit den Spaniern bekannt waren, frug, wes Standes er wäre. Sie antworteten ihm, es wäre ein Bote des Pachacamac. Der Dominicaner hielt eine ziemlich lange Predigt, die in zwey Theile getheilet war. Sein Eingang handelte von der Nothwendigkeit des katholischen Glaubens. Darauf kam er auf die heil. Dreyeinigkeit, auf die Strafen und Belohnungen in einem andern Leben, auf die Schöpfung, auf den Fall Adams, in welchem das ganze menschliche Geschlecht mit begriffen ist, Jesum ausgenommen. Er redete von der Geburt dieses Gottmenschen, von seinem Tode für die

Erlö-

Erlösung der Menschen, von seiner Auferstehung, den Aposteln und endlich auch von der erstern Würde und dem Vorzuge des heil. Petrus. Im zweyten Theile sagte er: der Pabst, des heil. Petrus Nachfolger, welcher von der Abgötterey der Indianer Nachricht erhalten hätte, und sie zur Erkenntniß des wahren Gottes ziehen wollte, hätte dem Kaiser Karl, Monarchen der ganzen Erde, aufgetragen, seine Statthalter abzuschicken, um sie zu unterwerfen, und sie mit Gutem, oder mit Gewalt auf den einzigen guten Weg zu bringen, welches derjenige wäre, den er ihnen angekündiget hätte. Er brachte das Beyspiel von Mexico und andern Ländern bey. Endlich meldete er dem Inca, daß wenn er sein Herz wider das Evangelium verstocken würde, so würde er wie Pharao umkommen.

Es hielt schwer, daß der Inca etwas von der Predigt verstund, welche ihm der Dominikaner hielt. Die Geheimnisse der christlichen Religion wurden ihm mit so hinreißender Suade vorgetragen, daß er nichts verstehen konnte. Die Art, wie ihm diese Predigt von dem Dollmetscher erklärt wurde, welcher ein Peruaner war, und die spanische Sprache wenig verstund, vermehrte die Verwirrung des Atahualipa. Er merkte auf weiter nichts, als daß man ihn bedrohte, sein Land unterwürfig

zu

zu machen und es mit Gewalt auf den ihm angezeigten Weg zu bringen. Diese Stelle der Predigt, war vielleicht die einzige, welche ihm der Dollmetscher erklären konnte. Dieser Fürst stieß einen Seufzer aus, ohne Zweifel deshalb, weil er sich in dem nemlichen Augenblicke der Prophezeyhung seiner Vorfahren erinnerte: nachdem er aber wieder zu sich gekommen war: so antwortete er, daß dieses Land von seinen Vätern wäre erobert worden, und daß er es mit seinen äußersten Kräften vertheidigen würde; was Jesum Christum beträfe, von welchem er ihm sagte, daß er Schöpfer sey Himmels und der Erden, so verstünde er nicht, was man damit sagen wolle; er hätte von seinen Vorfahren gehört, daß dieses ein Werk der Sonnen seye, und dieß glaube er auch. Endlich frug er dem Dominikaner, woher er alles das hätte, was er sagte. Dieser antwortete, es stünde in dem Buche geschrieben, welches er in Händen hätte und welches das Wort Gottes wäre. Der Inca forderte es, er machte es auf, blätterte darinnen, sagte, das Buch könnte er nicht verstehn, und schmieß es auf die Erde. Valverde wurde über diese Entheiligung erzürnt, wandte sich gegen die Spanier, und rief ihnen zu: zum Gewehr! Pizarro, welcher seiner Seits dafür hielt, es würde ihm schwer werden, den Indianern zu widerstehen, wenn sie

Pizarro greift die Indianer an.

zu-

zuerst angriffen, schickte seinem Bruder, Ferdinand, Befehl, mit der Reuterey auf sie loszufallen. Von seiner Seite ließ er alles Geschütz abfeuern und grif sie mit seinem Fußvolke an, drang bis zu dem Tragsessel hindurch, worauf der Inca saß und hieb die Träger desselben nieder. Kaum aber fiel einer, so war gleich ein anderer an seiner Stelle. Pizarro erkannte gar wohl, er würde verlohren seyn, wenn sich das Gefecht in die Länge zöge, weil der Verlust eines einzigen Spaniers ihm nachtheiliger seyn würde, als dem Inca der Verlust von tausend Indianern. In dieser Vorstellung verdoppelte er seine Kräfte, ergrif den Atahualipa beym Kleide, riß ihn von seinem Tragsessel herunter und machte ihn mitten unter den Indianer zum Gefangnen, die alles anwendeten ihn zu retten. Der Leser wird nach dieser Erzählung, die wir aus dem Garcilasso ziehen, mit Mißvergnügen ersehen, daß die Spanier die Peruaner ohne Ursach angreifen, eine unglaubliche Anzahl davon niedermetzeln und ihren Monarchen gefangen nehmen.

Macht den Inca zum Gefangnen.

Die Spanischen Geschichtschreiber versichern, daß Pizarro nur deshalb die Feindseligkeiten anfieng, weil er gewiß war, daß die Absicht der Peruaner dahin gieng, der Spanier ihr Zutrauen zu erhalten und ihre Sicherheit zu nutzen, um sie alle umzubringen. Die Erzählung

Die Reisebeschreiber sind über diesen Punkt nicht einig.

des

des Hieronomus Benzoni, eines Mayländers, welcher wenig Jahre nach dieser Begebenheit nach Peru reisete, kann in den richtigen Standpunkt stellen helfen, aus welchem wir das Verfahren der Spanier und Peruaner zu beurtheilen haben. Kein besonderer Vortheil bewegte ihn die eine Nation auf Kosten der andern zu vertheidigen. Um unsern Lesern nicht langweilig zu werden, wollen wir hier den kurzen Auszug seiner Erzählung geben.

Atahualipa wurde von der Ankunft der Fremden benachrichtiget und befahl, man sollte ihm von allem ihrem Vornehmen unterrichten. Man untersuchte sie, und ließ ihm sagen, daß sie in kleiner Anzahl und müde wären, und daß sie sich auf grossen Thieren tragen lassen müßten. Er ließ ihnen sagen, sie sollten nicht weiter vorrücken, sonst würde er sie alle niedermachen. Pizarro antwortete, daß da er so nahe beym Hofe wäre, er nicht umhin könte, dem Kaiser seine Ehrfurcht zu bezeigen, und zugleich befahl er seinen Leuten den Marsch zu beschleunigen. Er schickte einige Reuter voraus, um die Fassung der Peruaner und die Gesinnung des Incas zu erforschen. Die Peruaner waren beym Anblicke der Pferde erschrocken, weil sie solche für Ungeheuer hielten. Der König allein blieb unerschrocken. Ferdinand Pizarro näherte sich

ihm,

ihm, und sagte, vermittelst des Dollmetschers, zu ihm, er wäre der Bruder des Generals, welcher auf Befehl eines grossen Monarchen zu ihm gekommen wäre, ihm wichtige Sachen zu sagen, darauf wollten sie alle wieder in ihr Land zurück kehren. Der Inca antwortete, er würde nach Caxamalca gehen, und dort dem General Audienz geben, nur daß er auch alsdenn, nach deren Endigung, sogleich mit seinem Gefolge abreisen sollte.

Ferdinand Pizarro brachte seinen Bruder diese Antwort, und machte ihm eine Berechnung von den Reichthümern, die er an dem Hofe des peruanischen Monarchen gesehen hätte. Er sagte ihm zu gleicher Zeit, er wäre entschlossen, die Spanier entweder gutwillig oder mit Gewalt aus seinen Staaten zu vertreiben. Der General ließ seine Leute bis an den angezeigten Ort vorrücken, und brachte die Nacht zu, seine Soldaten in Schlachtordnung zu stellen, und ihre Waffen in gehörigen Stand zu setzen. Nachdem alles in Ordnung war, befahl er seinen Leuten, nicht eher zu schiessen, bis man das Zeichen geben würde.

Sobald der Tag anbrach, sahe man den Inca an der Spitze von mehr als zwanzig tausend Mann anrücken. Er

wurde in einem goldenen Tragsessel auf den Schultern verschiedener Indianer getragen. Seine Kleidung bestund aus einem baumwollenen Camisol ohne Ermel: die Schaamglieder waren mit einer baumwollenen Binde bedecket. Ein rother Streif von feiner Wolle hieng ihm auf die lincke Backe, und beschattete ihm die Augenbraunen. An den Füssen hatte er ziemlich gut gemachte Schuhe. Sein Camisol war mit allerhand bunten Federn und verschiedenen Steinen besetzt. Er zog in die Stadt, und begab sich in den Pallast, wo er den Spaniern Audienz geben sollte.

Man ließ ihnen melden, daß es dem Monarchen gelegen sey, sie zu sprechen. Sie kamen in die Stadt, und ein Dominikaner, Namens Bruder Vincent de Vauverde, drang sich durch, näherte sich dem Inca mit einem Kreuze und einem Brevier in der Hand, hielt ihm eine lange Rede, um ihn die Wahrheiten des Evangeliums zu beweisen, so wie auch die Macht des Pabsts und des Königs von Spanien. Er endigte endlich damit, daß wenn der Inca nicht sein Freund und Zinsmann werden wolte, so würde man ihn mit Gewalt dazu bringen.

Atahualipa antwortete, daß er es zufrieden wäre, Freund wolle er von einem

so

so mächtigen Monarchen werden, nur nicht Zinsmann, denn er sey frey und unabhängig, und er kenne den Mann nicht, den man so heraus striche. Er fügte hinzu, daß er niemals seine Religion für eine andere verlassen würde; daß wenn die Christen glaubten, Jesus Christus habe Himmel und Erde gemacht, so glaubte er, daß es die unsterbliche Sonne sey. Darauf frug er den Dominikaner, woher er denn wüste, daß der Christen Gott die Welt aus nichts gemacht hätte. Der Mönch antwortete, daß sein Buch es bewiese, und zeigte ihm sogleich sein Brevier vor. Atahualipa nahm es, besahe es mit Aufmerksamkeit, blätterte darinn, fieng an zu lachen, und sagte: Ich finde da nichts von dem, was ihr mir saget, und warf das Brevier auf die Erde. Der Mönch nahm sein Buch wieder auf, kehrte wieder zu den Spaniern zurück, und schrie, so viel er konte: Rache, ihr Christen! man wirft das Evangelium auf die Erde. Tödtet diese Ungläubigen, die das Gesetz Gottes mit mit Füssen treten.

In eben dem Nu ließ Pizarro die Fahnen aufstecken, und das Zeichen zum Treffen geben. Zu gleicher Zeit spielete alles Geschütz, um gleich zu Anfange des Streits die Indianer in Erstaunen zu setzen: hierauf erschien die Reuterey, und die Trom-

meln und Trompeten machten so ein entsetzlich Lerm, das sie vollends auſſer sich brachte. Die Spanier legten Hand ans Gewehr, fielen auf die Peruaner los, und metzelten sie auf eine erschreckliche Art nieder. Diejenigen, welche ihnen entgiengen, dachten nur auf ihre Flucht, sie stürzten alle über einander her, und erleichterten den Spaniern das Niedermetzeln.

Wie die Reuterey ihr Blutbad begonnen, rückte Franz Pizarro mit dem Fußvolk heran und fochte sich bis zum Incas durch. Dieser Fürst hatte viel Indianer um sich, sie waren aber alle so bestürzt, daß keiner Schutzwehr wagte. Die Spanier warfen alles was sie antrafen über den Haufen, und kamen bis zum Atahualipa. Ein jeder suchte mit Wärme sich seiner zu bemächtigen und seine Träger niederzuhauen. Franz Pizarro näherte sich selbst, griff den Atahualipa bey seinem Camisole und riß ihn herunter. Der peruanische Monarch ließ sich ohne Widerstand gefangen nehmen. Pizarro wurde von einem Spanier leicht an die Hand verwundet, der blindlings in die Indianer hineinhieb.

Man lies die Reuterey den Flüchtigen nachsetzen: es blieben bey diesem Nachsetzen eine sehr groſse Menge Indianer. Der

Do-

Dominikaner hörte nicht auf die Spanier anzureitzen, daß sie keinen verschonen sollten und sich in acht zu nehmen, damit sie nicht ihre Säbel zerbrächen. Die Sieger waren die Nacht hindurch fröhlich und guter Dinge.

Es sind viele Abhandlungen geschrieben worden, worinn man geprüft, auf wessen Seite das Recht wäre, ob auf Seiten der Peruaner oder Spanier. Es ist aber ausgemacht, daß die Spanier die Peruaner bloß darum angriffen, um sich ihrer Reichthümer zu bemächtigen, und wäre ihnen diese Gelegenheit nicht in die Hände gelaufen, so hätten sie sicher eine andere gefunden und vom Zaun gebrochen.

Die Spanier giengen den Tag darauf nach dem peruanischen Lager, wo sie eine erstaunliche Menge goldner und silberner Gefäße, sehr reiche Zelte, Zeuge, Kleider und Geräthe von unschätzbaren Werthe fanden. Das einzige goldene Tischgeschirr, wurde, wenn man dem Zorate glauben soll, auf mehr als sechzig tausend Pistolen geschätzt. Ueber fünf tausend Weiber lieferten sich freywillig in ihre Hände.

Reichthümer, die Atahualipa zu seinem Lösegelde anbeut.

Atahualipa, welchen die Spanier mit fortführten, ersuchte den General, ihm mit Schonung zu begegnen; und schlug vor, er wollte zu seinem Lösegelde den Saal, worinnen sie damals waren, so hoch, als er mit

seinem Arme reichen könnte, mit Golde anfüllen, und ließ rund um den Saal ein Zeichen in eben der Höhe machen. Er versprach außerdem noch soviel Silber, daß es die Sieger nicht mit sich fortbringen könnten. Pizarro nahm dieses Anerbiethen an, und man sah bald darauf die Felder mit Indianern bedeckt, die von allen Seiten her Gold herbeygeschleppt brachten und von dessen Last ganz niedergedrückt wurden. Weil man es aber aus allen Theilen des Reichs herbeyschaffen mußte: so fanden die Spanier, daß man das Versprechen des Inca nicht geschwind genung erfüllte, und fiengen an, eine List bey dieser Langsamkeit zu argwohnen. Atahualipa, welcher das Mißvergnügen wahrzunehmen schien, sagte zum Pizarro, da die Stadt Cusco auf zwey hundert Meilen weit entfernet, und die Wege sehr beschwerlich wären, so wäre es nicht zu verwundern, wenn die Weggesandten, so langsam wieder zurück kämen. Er fügte hinzu, daß wenn der General zwey von seinen Leuten dahin schicken wollte, so würden sie mit ihren eigenen Augen sehen, daß er im Stande wäre, sein Versprechen zu erfüllen; und da er sah, daß Pizarro wegen der Gefährlichkeiten auf einer so langen Reise, sich ein Bedenken machte, so sagte er mit Lachen zu ihm, Ihr habet mich hier in Fesseln, mich, mein Weib, meine Kinder,

der, meine Brüder; sind wir nicht hinlängliche Geißeln? Soto und Peter von Barco erbothen sich endlich zu dieser Reise. Atahualipa rieth ihnen, sich in einem seiner Tragsesseln tragen zu lassen, damit man desto mehr Achtung für sie hätte.

Sie reiseten ab, und trafen einige Tagereisen von Caxamalca einen Haufen peruanische Truppen an, welche den Huascar, einen Bruder des Atahualipa gefangen mitbrachten. Da dieser unglückselige Fürst vernahm, wer sich in den Sänften befand, so verlangte er mit ihnen zureden. Die beyden Spanier versicherten ihn, die Gesinnung des Kaisers, ihres Herrn, und des Generals Pizarro wäre, den Peruanern Recht und Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Hierauf stellte er ihnen vor, sein Recht auf die Krone, die Ungerechtigkeit seines Bruders, und bat sie, wieder zu dem General zurück zu kehren, und ihn auf seine Seite zu ziehen; er fügte hinzu, wenn sich Pizarro für ihn erklären wollte, so mache er sich anheischig, den Saal zu Caxamalca nicht allein bis an den Strich, den man gezeichnet hätte, sondern auch bis an das Gewölbe anzufüllen, welches dreymal so viel war. Atahualipa sagte er, wird um sein Versprechen zu halten genöthigt seyn, den Tempel zu Cusco auszuplündern; ich aber habe al-

Huascar biethet ihnen noch grössere Reichthümer an.

le Schätze und alle Edelgesteine meines Vaters in meiner Macht. Er hatte sie auch würklich, da er sie durch Erbschaft erhalten, unter der Erde an einem Ort versteckt, welchen niemand wuste, weil er alle die Indianer hatte umbringen lassen, welche daran gearbeitet hatten.

Die beyden Spanier wollten nicht gegen ihrem Befehl handeln und weigerten sich umzukehren. Auf der andern Seite unterrichteten die Anhänger des unrechtmäßigen Besitzers, welche seine Befreyung nahe zu seyn glaubten, und die Anerbiethungen seines Bruders, als ein Hinderniß zu seiner Wiedereinsetzung ansahen, ihm von dem, was zwischen dem Huascar und den beyden Spaniern vorgegangen war. Er sahe ein, wie wichtig es für ihm sey, daß Pizarro solches nicht erführe. Bevor er aber den Eingebungen einer barbarischen Staatsklugheit folgte, so wollte er versuchen, wie die Spanier den Tod seines Bruders aufnehmen würden. Er stellte sich äußerst betrübt, und als man in ihn drang, die Ursach seiner Betrübniß zu entdecken, so verstund er die Kunst Thränen zu vergiessen und schluchzend seine Worte hervor zu stammeln. Er sagte, da ihn seine Leute gefangen gesehen und befürchtet hätten, Huascar würde sich der Gelegenheit zu Nutze machen, von ihnen loszukommen,

Atahnalipa erfährt dies u. läßt ihn tödten.

so hätten sie ihm umgebracht. Er sahe diesen Tod für sein größtes Unglück an. Pizarro wurde durch diese mit so vieler Natur gespielten Scene hintergangen, thut sein möglichstes ihn zu trösten und verspricht ihm sogar, die Schuldigen bestrafen zu lassen. Da Atahualipa sahe, daß seine List geglückt war, gab er sogleich Befehl seinen Bruder umzubringen, und dieser Befehl wurde so hurtig ausgeführt, daß kein Zwischenraum zwischen dem verstellten Schmerz, und dem Brudermord war. Zorate versichert, daß als Huascar die Mörder gesehen, die ihm opfern wollten, er mit Standthaftigkeit gesagt habe. „Lange hab ich nicht regieret, der Unmensch „aber, welcher mir mein Leben nimmt, „wird, so laut die Natur ihm zuschreyt, „seinen Kayser, seinen Bruder zu schonen, kein Haar breit länger regieren. Diese Prophezeyung wurde bald erfüllet und erinnerte die Peruaner an diejenige vom Huayna-Capac, welches sie in der Meynung bestätigte, daß die Inca wahre Söhne der Sonne wären.

August Zorate Entdeckung u. Eroberung von Peru. 1. Theil pag. 125.

Unterdessen, daß Soto und Varco ihre Reise nach Cusco fortsetzten, schickte der Statthalter seinen Bruder mit einem Theil der Reuterey ab, die innern Landschaften zu entdecken. Dieß Kommando traf auf der Reise einen Bruder des Atahualipa,

Ferdinand Pizarro wird auf Entdeckungen ausgeschicket.

Namens Illescas, an, welcher zwey bis drey Millionen an Golde, nebst einer sehr großen Menge Silber zum Lösegelde seines Bruders brachte. Nach einem sehr beschwerlichen Marsche kam Ferdinand in der Stadt Pachacama, woselbst er einen mit Reichthum angefüllten Tempel fand, wovon er einen Theil wegnahm; und das übrige trugen die Indianer zum Lösegeld ihres Kayfers fort. Ferdinand Pizarro hatte erfahren, daß Culicuchima, ein General des Kayfers mit einem ziemlich zahlreichen Heere ins Land gekommen wäre und ließ ihn ersuchen, zu ihm zu kommen. Der General schlug die Einladung aus Hochmuth oder Furcht ab. Ferdinand gieng darauf mitten unter seinem Heere zu ihm, beredete ihn seine Völker abzudanken und ihm zu folgen. Sie durchreiseten viele Länder und kamen nach Caxamalca zurück. Als sich der General dem Pallaste näherte, wo der Kayser gefangen genommen worden, so zog er seine Schue aus, und als er vor ihm erschien, warf er sich zu seinen Füssen und sagte zu ihm mit einem Strome von Thränen, wenn er bey seiner Person gewesen wäre, so sollte er niemals in Fesseln gekommen seyn. Atahualipa antwortete, er erkennete an seiner Widerwärtigkeit eine gerechte Züchtigung für die Nachläßigkeit, die er gegen den Dienst der Sonne gehabt hätte;

te; sein Unglück rührte aber vornemlich von der Feigherzigkeit seiner Leute her, die ihn verlassen hätten.

Das Gerücht, daß Pizarro in Peru so glücklich, so siegreich war, so viel unermeßliche Reichthümer antraf, flog auf Wintesfittichen nach Panama. Almagro, einer seiner Mitgenossen, wurde vom Neid bewogen, den Vorsatz zu fassen, sich im Besitz des Landes zu setzen, das jenseits Pizarros Gouvernement lag. Er rüstete einige Schiffe aus und gieng nach Puerto Viejo, wohin das Gerücht von des Atahualipa Niederlage und seinem versprochnen starken Lösegelde bereits erschollen war. Wie er dieses erfuhr, änderte er sein Vorhaben, und entschloß nach Caxamalca zugehen, in Hofnung, die Reichthümer des Inca mit Pizarro zu theilen. Als er dahin kam, fand er, daß man schon einen grossen Theil des Lösegeldes für dem Atahualipa zusammen gebracht hatte. Seine Verwunderung bey dem Anblicke dieses so ungeheuren Haufen Gold und Silbers war ausserordentlich. Die Soldaten des Pizarro sagten ihm rundheraus: die Neuangekommenen möchten sich nur die Lust vergehen lassen, die Beute mit den Siegern zu theilen. Hierüber erhob sich ein Streit, der traurige Folgen hatte. Indessen stellte sich Pizar-

Ebendas selbst pag. 126.

ro, welcher wegen Menge der Mannschaft und wegen der Liebe, die sie für ihm hatten, der stärckste war, als ob er das Mißvergnügen des Almagro nicht merkte; und nahm von seiner Ankunft Gelegenheit, seinen Bruder Ferdinand nach Spanien zu schicken. Er mußte dem Hofe Nachricht von dem Fortgange der Eroberung geben, und dem Kaiser den Antheil bringen, welcher ihm von den gesammelten Reichthümern zukam. Atahualipa sahe die Abreise des Ferdinand Pizarro äusserst ungern, denn es war der einzige Spanier, welchem er sein Vertrauen geschenkt hatte. Man versichert, daß er zu ihm gesagt habe: „Mit „mir ist es aus, Hauptmann, nun du weg„gehest. Wenn du fort bist, läßt mich der „Dickwanst und das Einauge dort um„bringen; das weiß ich gewiß.„ Der Einäugige war Almagro, welcher in einem Gefechte wider die Indianer ein Auge verlohren hatte; und der Dickbauch der kaiserliche Schatzmeister Alfonsus von Requelme.

Ferdinand Pizarro schiffte hundert tausend Pesos Gold und eben so viel Silber ein. Jeder Reuter hatte für sein Theil zwölf tausend Pesos an Gold, und fast eben so viel Silber, d. i. zwey hundert und vierzig Mark von jeder Sorte. Das Fußvolk wurde verhältnißmäßig bezahlt. Sech-

zig

zig Soldaten verlangten die Freyheit, nach Spanien zurück zu gehen, um daselbst ihrer Reichthümer ruhig zu geniessen; und Pizarro, welcher voraus sah, daß ihr wohlhabender Zustand vieler Begierden anfeuern und ihm eine grosse Menge Menschen verschaffen würde, ließ sie abreisen.

Die beyden Spanier, welche Franz Pizarro nach der Hauptstadt von Peru geschickt hatte, kamen zurück, und erzählten dem General, daß sie in den Tempeln und Pallästen eine so grosse Menge Gold und Silber gefunden hätten, das ihnen selbst alles noch ein Traum deuchte. Pizarro, ungedultig alle diese Reichthümer zu besitzen, ließ hurtig alles übrige Gold und Silber, was er hatte, schmelzen. Man versichert, daß sich an Silber zweymal hundert und zwey und funfzig tausend Pfund fand, und an Golde dreyzehen Millionen und zweymal hundert fünf und sechzig tausend; ein Reichthum, den man nach diesem niemals wiederum beysammen gesehen. Der General merkte, wie sehr gefährlich es für ihn seyn würde, wenn er Almagros Leuten Ursach gäbe, auf seine eifersüchtig zu seyn. Er ließ daher den letztern eine fast eben so beträchtliche Summe austheilen, als er den Seinigen gegeben hatte. Gomera 6. Buch 1. Cap.

Die

Ursachen der Spanier, den Inca zu tödten.

Die Spanier erfuhren, daß Huascar die Schätze seines Vorfahren versteckt hatte, und daß er gestorben wäre, ohne den Ort anzuzeigen, wo sie sich befänden. Sie befürchteten, daß Atahualipa nicht ein gleiches mit den Reichthümern der Tempel und Paläste thäte: sie wußten, daß ein bloßer Befehl hinreichend sey, solche wegzubringen. Ueberdem sagten Almagro und seine Soldaten, daß man alles einkommende Gold und Silber würde als einen Theil des Lösegeldes ansehen und sich weigern, es mit ihnen zu theilen. Sie beschlossen daher diesen Fürsten umzubringen, um alle Hindernisse auf die Seite zu schaffen, die er ihnen in den Weg legen konnte. Pizarro bekümmerte sich um seinen Gefangenen herzlich wenig; soll gar, behauptet Benzoni, vom ersten Augenblick seines Sieges an, selbst darauf bedacht gewesen seyn, ihn aus dem Wege zu räumen. Garcilasso führt die Ursach seines Hasses an. Atahualipa, sagt er, der Kopf hatte, bewunderte die Künste, die er die Spanier treiben sah: unter andern schien ihm die Kunst zu schreiben so erstaunlich, daß er sie anfänglich für ein Geschenk der Natur ansah. Um sich dessen zu versichern, bat er einen Spanier, er möchte ihm doch auf den Nagel des Daumens den Namen seines Gottes schreiben. Der Soldat that es. Atahualipa wieß hierauf seinen Nagel verschiedenen

nen Soldaten, die ihm sagten, was darauf seye. Der Statthalter erschien einige Zeit nachher, und Atahualipa bat ihn auch, er möchte ihm erklären, was auf seinem Nagel stünde. Pizarro, der wie man gesehen, von Jugend auf Schweine gehütet hatte, konnte nicht lesen und war um eine Antwort sehr verlegen. Der Inca begriff hieraus, daß es eine erworbene Geschicklichkeit und eine Frucht der Erziehung seye, und wems an Erziehung gefehlt hat, fuhr er in seinen Speculationen weiter fort, muß ein Mensch von schlechter Herkunft seyn, von weit geringerm Stande, als die besser unterwiesnen Soldaten. Und seit der Zeit kam ihm der Pizarro sehr verächtlich vor, und er war zu wenig abgefeimt, es ihm zu bergen.

Diese Bewegungsgründe waren indessen noch nicht stark genung, daß man sich entschliessen konnte, den Kaiser von Peru sterben zu lassen. Die Furcht, Karl V. zu mißfallen, wenn man einen Monarchen ohne eine hinlängliche Ursach umbrächte, hielt die vornehmen Spanier noch in der Unentschlossenheit: die Gottlosen finden aber immer Mittel ihre Laster zu beschönigen. Ein Indianer, aus Puna gebürtig, aus den Hefen des Pöbels entstanden, hatte sich das Vertrauen des Pizarro, welchem er zum Dollmetscher diente, erworben. Er hat-

te

te sich tauffen lassen, und den Nahmen Philipp erhalten, den man in Philippillo geändert hatte. Dieser Dollmerscher war in eine von des Inca Weibern verliebt, und wurde wieder geliebt: um sich nun eines ruhigen Umgangs mit ihr zu versichern, so beschloß er den Tod des Kaisers, ging zum Pizarro, sagte, daß Atahualipa heimliche Maasregeln genommen, um alle Spanier umzubringen, und daß er an verschiedenen Orten eine grosse Menge bewaffneter Leute versteckt hätte, die nur die Gelegenheit erwarteten, die erhaltenen Befehle auszurichten. Weil die Untersuchung nicht anders, als durch einen Dollmetscher geschehen konnte, so war er Meister, alles nach seinen Absichten auszulegen. Die Anklage des Philippillo wurde gehört und man ergrif diese Gelegenheit begierig, den unglücklichen Atahualipa auf die Seite zu bringen. Um doch aber seiner Hinrichtung den Anstrich von Handhabung der Gerechtigkeit zu geben, so beobachtete man einige Formalitäten bey dem Prozesse. Pizarro ernannte Kommissarien, um den Angeklagten abzuhören, und gab ihn einen Advocaten zu seiner Vertheidigung. Dieses Verfahren war eine unmenschliche Komödie, weil alle seine Antworten durch den Mund seines Anklägers gehen mußten. Es fanden sich gleichwohl unter den Spaniern eilf Officiere von vorneh-

Zorate, wie oben.

Atahualipa wird angeklagt, er wolle die Spanier umbringen lassen.

nehmer Geburt, die die Aufführung der Vornehmen ganz laut tadelten und sie wilde Grausamkeit nennten. Sie sagten öffentlich man müßte keinem regierenden Herrn nach dem Leben stehen, über den man kein anderes Recht, als das Recht des Sieges hätte; wenn er strafbar zu seyn schiene, so müßte man ihn an den Kayser schicken, der allein das Recht habe, ihn zu verurtheilen; es käme hiermit auf die Ehre der spanischen Nation an; überdieß wäre es niederträchtig einen Gefangnen umbringen zu lassen, nachdem man schon einen großen Theil von dem Lösegelde genommen, wofür man ihn Leben und Freyheit zu lassen versprochen gehabt; daß eine so schändliche That den Ruhm der spanischen Waffen beflecken würde und den Fluch des Himmels gewiß nach sich ziehen. Zum Schlusse appellirten sie vom Processe und dem Urthel an die Person des Kayserś, sie reichten ihre Einwendung und die Appellation an die Kommissarien ein, und ernannten den Johannes von Herreda zum Protektor des Inca.

Diejenigen, welche der Meynung waren, man müsse den Atahualipa hinrichten, spareten nichts, denen eilf Officieren, die seine Vertheidigung übernahmen, Furcht einzujagen. Man drohete sie bey Hofe als Verräther anzugeben, die sich der Ver-

größerung ihres Vaterlandes widersetzten; da man die Ueberredung mit den Drohungen vermischen wollte, so gab man ihnen zu verstehen, daß der Tod eines einzigen Menschen, ihr Leben und ihre Eroberung in Sicherheit setzte, und wenn man ihn leben ließe, beydes in Gefahr seyn würde. Die Uneinigkeit gieng so weit, daß sie zu einem öffentlichen Bruch würde gekommen seyn, wenn nicht die Gelassensten sich ins Mittel gelegt hätten, den hitzigsten Einhalt zu thun. Sie stellten den Anhängern des Inca vor, da der Nutzen des Kayfers und der Nation in diesem Handel mit verwickelt wäre, so unternähmen sie zu viel, daß sie sich demselben wiedersetzen wollten, und außer den verdrüßlichen Folgen ihrer Widersetzung für Spanien, so wagten sie auch ihr Leben umsonst, weil eine so kleine Anzahl den Inca nicht retten würde. Diese Vorstellung machte, daß sie aufhörten, dem Strome zu widerstehen und das Todesurtheil wurde wider den unglücklichen Atahualipa gesprochen. Pizarro trieb die Unanständigkeit so weit, daß er es über sich nahm, die schreckliche Ungerechtigkeit, die man gegen diesen Monarchen begieng, ihm selbst anzukündigen. Er wolte das grausame Vergnügen haben, den Schmerz, welchen diese erschreckliche Nachricht dem Fürsten verursachen mußte, mit anzusehen; redete ihn mit der stolzen Miene an,

die

die den niedrigen Seelen in Gegenwart der unglücklichen, so gewöhnlich ist, und sagte zu ihm: „Deine Verrätherey ist entdeckt. Du warest Willens, uns alle umbringen zu lassen; man hat, um deinen „Meutereyen ein Ende machen, das Urtheil bereits über dich gesprochen. Du „wirst empfangen, was deine Thaten „werth sind.„ Der unglückliche Atahualipa verstumminte vor Schmerz und Bestürzung. Er vergoß hierauf einen Strom von Thränen, warf sich dem Pizarro zu Füssen, und sagte zu ihm: „Herr, du hattest mir meine Freyheit versprochen, wenn „ich mein Lösegeld bezahlt hätte; es ist bezahlt und doch verdammest du mich nun „zum Tode. Klagst mich — um diese Ungerechtigkeit zu bemänteln — einer Verschwörung gegen Euer aller Leben an. Und „hast keinen weitern Beweis, als die Aussage eines ehr- und namenlosen Bösewichts, „der um seine geile, viehische Brunst mit „einer von meinen Weibern befriedigen „zu können, nach meinem Untergange dürstet. Nach allen Gesetzen gebührte dem „Nichtswürdigen für seine frevelhafte Liebe „der schmählichste Tod. Ich bezeuge vor „Himmel und Erde, fuhr er fort, daß ich nie „daran gedacht, irgend einen Spanier umbringen zu lassen. Traust du mir aber „nicht, so schick mich nach Spanien. Der „Kayser wird mich nach den Gesetzen der

„Billigkeit richten. Beharrst du aber „auf meinen Tod, so werden meine Unter„thanen einen andern König erwählen, der „meinen Tod rächen und euch Spanier „insgesamt, soviel euer hier sind, tödten „wird. Läßt du mich aber leben, so soll „kein Peruaner euch im mindesten krän„ken, geschweige an eine Empörung den„ken.„ Die Thränen und Seufzer verhinderten ihn mehr zu sagen. Pizarro antwortete, es wäre nicht mehr Zeit, das Urtheil wäre gefällt und man müßte es vollziehen. Sogleich befahl er einigen gegenwärtigen Mohren, deren er sich bey dergleichen Gelegenheiten immer bediente, ihn hinweg zu führen und hinzurichten. Gomora sagt, es hätten ihm einige Spanier gerathen, sich taufen zu lassen, wo nicht, so wäre befohlen, ihn lebendig zu verbrennen. Er ließ sich deshalb taufen, und sobald die Ceremonie vorbey war, legten ihm die Mohren den Strick um den Hals, zogen ihn mit einem Stock zu, und erdrosselten ihn. Das war das Ende des unglücklichen Atahualipa, Kayfers von Peru.

Charakter des Atahualipa.

Dieser Fürst war von mittler Statur, großmüthig und liebte den Aufwand. Unter andern soll er, versichert man, auch darinn ein Zeichen seiner Größe gesetzt haben, daß er nie auf die Erde spuckte, sondern ihm eine von seinen Weibern die Hand

Hand hinreichen, und seinen Speichel auffangen. Sein Liebling unter seinen Weibern, die gleichsam als Frau anzusehen war, war seine eigne Schwester Pagha genannt, mit welcher er einige Kinder gezeugt hatte. Von alle dem, was die Spanier ihm wiesen, gefiel ihm nur das Glas: er sagte zum Pizarro, er verwundere sich, daß Leute, die in ihrem Lande so schöne Sachen hätten, sich so vielen Beschwerlichkeiten aussetzten, um Metalle zu suchen, die an Schönheit nicht damit zu vergleichen wären.

Atahualipa war nach dem Zeugnisse der damaligen Schriftsteller seines Thrones würdig: man wirft ihm aber vor, daß er durch Schleifwege dazu gekommen, nicht durch die rechte Thür in den Schaafstall eingegangen seye. Der Tod des Huascars und einer großen Anzahl Prinzen vom königlichen Geblüte verdiente die Rache des Himmels. Allein waren die Spanier berechtiget, sich zu Dienern derselben zu machen? und obgleich in der Erzählung der Geschichtsschreiber einige Dunkelheit liegt, so scheint es doch, daß dieser Fürst durch recht getroffene Anstallten zu seiner Sicherheit, die Spanier insgesammt habe vertilgen können. Ein blinder Aberglaube leitete ihn: er verbot seinen Leuten, sie anzugreifen, hörte gelassen den Redner an und

entweder aus Furcht oder Religion so wi-
derrief er nicht einmal seine Befehle, da er
ihre Feindseligkeiten anfangen sah. Die
Standhaftigkeit verließ ihn in seinen Wi-
derwärtigkeiten nicht; er wurde wegen des
Preises seiner Freyheit einig, erdrückte die
Bezahlung und erhielt seine Unterthanen
in Gehorsam, da man ihre Palläste und
Tempel ausplünderte. Dieses Verhal-
ten verrieth keinesweges gefährliche Absich-
ten gegen die Spanier. Endlich halten
auch die Geschichtsschreiber, welche Spa-
nien am meisten zugethan sind, die Richter
des Inca für grausame Tyrannen und ma-
chen einstimmig die Bemerkung, daß alle
diejenigen, welche an diesem ungerechten
Urtheilsspruche Theil gehabt, der Strafe
des Himmels nicht entgangen seyn würden.

Wenn es inzwischen erlaubt wäre, die
Grausamkeit zu entschuldigen, so könte man
sagen, daß die Spanier in einer sehr schlim-
men Lage waren. Indem sie dem Inca
die Freyheit wiedergaben, so bekamen die
Peruaner einen Anführer wieder, sie wür-
den sich wieder um ihn her gesammlet ha-
ben, um die Beleidigung der Nation zu
rächen, die man aller ihrer Reichthümer
beraubte, und der Gottheit, deren Tempel
man entheiligte. Wenn sie ihn aber ge-
fangen behielten, so mußten sie befürchten,
daß die Peruaner sich bewaffneten und sie

ins-

insgesamt angriffen, um den Inca aus ihren Händen zu befreyen. Die Staats-Klugheit ist grausam aber nothwendig.

Der Tod der beyden Brüder ließ die Peruaner ohne Oberhaupt, und es fand sich Niemand, welcher die Rache des Atahualipa übernahm. Das Volk hatte die Prophezeyung vom Virakocha noch immer im Kopfe und durch das Betragen der beyden letzten Inca überzeugt, daß die Spanier Söhne der Sonne wären, huldigten sie ihnen auf eine Art, die der Anbethung nahe kam. Indessen fanden sich doch einige Heerführer, die den Vorsatz faßten, sich in der Ununterwürfigkeit zu erhalten. Unter andern einer, Ruminagui genannt, begab sich mit fünf tausend Mann nach Quito, bemächtigte sich der Kinder des Atahualipa, und beschloß, sich auch des Thrones zu bemeistern. Der Inca hatte ihn kurz vor seinem Tode nach seinem Bruder Illescas geschickt, um ihm seine Kinder zu empfehlen, und ihm ihre Erziehung aufzutragen. Ruminagui ließ ihn gefangen nehmen, und als er Atahualipas Tod erfuhr, ließ er die beyden jungen Prinzen ermorden.

Die peruanischen Heerführer wollen sich dem spanischen Joche entziehen.

Einige peruanische Officiere glaubten, ihre Ehre erfordere, daß sie ihren Kayser mit den gehörigen Ehrenbezeugungen be-

Grausamkeit des Ruminagui.

grüben; sie versammleten zwey tausend Mann Soldten, gruben seinen todten Leichnam da aus, wo ihn die Spanier hingescharrt hatten, führten ihn nach Quito, um ihn in das Grab seiner Vorfahren zu legen. Ruminagui, der damals in dieser Stadt war, befahl, ihn mit großen Zeichen von Hochachtung zu empfangen. Er hielt ihm ein prächtiges Leichbegängniß, und senkte ihn selbst in das Grab seiner Väter. Er endigte aber diese Feyerlichkeit durch ein großes Mahl, und ließ alle Feldhauptleute und Soldaten in der Trunkenheit erwürgen. Illescas kam auch um und er trieb die Grausamkeit bey diesem so weit, daß er ihn lebendig schinden und aus seiner Haut eine Trummel machen ließ, worinn sein Haupt verwahret wurde.

Quisquiz machet den Spaniern Unruhe.

Quisquiz, ein anderer peruanischer Heerführer zog einige Truppen zusammen, und machte sich eine ansehnliche Partey. Pizarro erfuhr es, und eilte, ihm entgegen zu rücken. Er befürchtete grosse Hindernisse und Mühe für Spanien von Seiten eines alten Kriegers, der unter den Soldaten Ruf erlangt hatte. Er erwartete die Spanier nicht, sondern zog sich zurück, und tödtete ihnen einige Mann vom Vortrabe. Soto, welcher sie anführte, wäre selbst verloren gewesen, wenn ihm nicht Don Diego von Almagro mit einiger

ger Reuterey zur Hülfe gekommen wäre. Der ganze übrige Marsch der Spanier war sehr beschwerlich. Die Indianer machten sich der Gebürge und Pässe zu Nutze. Als aber der Nachzug mit dem Pizarro herangerückt war, so tödtete man ihrer eine so grosse Menge, daß die übrigen sich bald zerstreuten. Quisquiz wuste, daß noch zwey jüngere Brüder des Atahualipa am Leben wären; er ließ den jüngsten, Paulu genannt, holen, und trug ihm an, die Franse, deren man sich statt Diadems bediente, auf sein Haupt zu setzen. Er machte diesen Antrag dem jüngsten Prinzen, weil er nur ein Schattenbild eines Kaysers haben wollte. Paulu, welcher in der Ehrerbietung gegen den Mango, seinen ältesten Bruder, erzogen worden, welchen er für den rechtmäsigen Nachfolger des Throns nach dem Tode seiner beyden andern Brüder erkannte, verweigerte eine Ehre, die ihm nicht gebührte, und wovon er wuste, daß man ihm nur den Titel lassen würde. Er verließ sogleich die Armee des Quisquiz, begab sich zum Pizarro, bat ihn um Friede, und sagte zu ihm, es hätten sich eine grosse Anzahl Indianer zu Cusco versammlet, für deren Unterwürfigkeit er stehen zu können glaubte, weil sie seinen Befehl erwarteten. Pizarro richtete seinen Marsch gegen Cusco zu. Nach einigen Tagen kam er vor der Stadt an; er sahe

einen so dicken Rauch von da aufsteigen, daß er glaubte, die Indianer hätten sie im Brand gestecket. Er schickte einige Reuterey dahin, um diese Brunst, die er für eine Würkung ihrer Verzweiflung hielt, nicht weiter um sich greifen zu lassen. Sie wurden aber mit erstaunlichem Muthe zurück getrieben, und die Feindseligkeiten dauerten die ganze Nacht durch. Den folgenden Tag meldete Paulu den Einwohnern, er hätte mit dem Pizarro einen Vergleich getroffen. Hierauf wurden die Spanier ohne Widerstand eingelassen. Die Menge Gold und Silber, die sie daselbst fanden, war noch ansehnlicher, als diejenige, die sie zu Caxamalca bekommen hatten. Sie waren noch beschäftigt, sie zu theilen, so vernahmen sie, daß Quisquiz die Landschaft Condesujos verheerte. Dieses war aber Kriegslist. Soto wurde mit funfzig Reutern wider ihn abgeschickt. Der verschlagne Indianer aber, welcher von diesem Marsche Nachricht erhielt, nahm seinen Weg nach Xuxa, in der Hofnung, einen Theil von dem spanischen Geräthe und ihren Schatz zu überfallen, den man daselbst unter Bedeckung einiges Fußvolks gelassen hatte. Er fand aber diesen kleinen Haufen so wohl postiret, daß er ihn nicht angreifen konnte; und da Pizarro vernommen, daß er sich nach dieser Seite wendete, so ließ er seine beyden Brüder mit

einen

einen ansehnlichen Haufen dahin abgehen. Als sie zum Soto gestossen waren, so machte sich Quisquiz davon: sie setzten ihm über hundert Meilen weit auf dem Wege nach Quito nach, und nachdem sie die Hofnung, ihn zu erreichen, verlohren hatten, kehrten sie wieder nach Xuaxa zurück, nahmen ihr Geräthe und ihren Schatz mit, und brachten ihn nach Cusco.

Pizarro vergaß bey seinem blühenden Glück die Colonie St. Michael nicht, wo er nur sehr wenig Reuter gelassen. Vor seiner Abreise nach Caxamalca hatte er einen seiner Officiere, Belalcazar genannt, mit zehn Reutern dahin geschickt. Dieser kleine Trupp galt bey einem Volke, das noch bey Annäherung eines Pferdes zitterte, so viel, als ein ganzes Heer. Bey seiner Ankunft beklagten sich die Cagnaren, ein den Spaniern unterworfenes Volk, daß sie beständig den Streifereyen des Ruminagui ausgesetzt wären. Zu gleicher Zeit kamen eine grosse Anzahl Abentheurer zu St. Michael an, die von Nicaragua und Panama kamen, ihr Glück zu suchen. Belalcazar nahm zwey hundert Mann davon, worunter ihrer achtzig zu Pferde waren, stellte sich an ihre Spitze und marschirte gerades Weges nach Quito, in der Absicht, den Ruminagui zu demüthigen, und die Schäze aufzuheben, welche Atahualipa in dieser

Stadt

Stadt gelassen hatte. Ruminagui brauchte allerhand List, dieses kleine Heer aufzureiben. Er ließ lange und tiefe Graben machen, worein spitzige Pfähle gelegt wurden, bedeckte sie mit Schilfrohr, machte sie der Erde gleich, und belegte sie mit Rasen. Anderwärts ließ er Löcher in die Erde graben, die von der Grösse eines Pferdefusses und dicht neben einander waren.

Alle diese List verhinderte die Spanier nicht, nach Quito zu kommen. Bey Erblickung der Stadt vernahm er, daß Ruminagui alle seine und des Atahualipa Weiber, deren eine grosse Anzahl war, habe zusammen kommen lassen, und zu ihnen gesagt: „Ihr werdet nun bald das „Vergnügen haben, die Christen zu sehen, „und ihr werdet ein sehr angenehmes Le„ben mit ihnen führen.„ Er sagte ihnen dieses, um ihre Gesinnungen zu entdecken. Die meisten, welche diese Rede für einen Scherz annahmen, fiengen an zu lachen. Es kostete sie aber das Leben: er ließ ihnen dafür die Köpfe abschlagen. Da er endlich den Entschluß fassete, die Stadt zu verlassen, so steckete er dasjenige Stück des Pallastes, welches das kostbareste Geräthe des Atahualipa enthielt, in Brand, und nahm die Flucht. Belalcazar bemächtigte sich also Quito. Zu eben der Zeit hatte Pizarro den Diego von Almagro nach

dem

dem Meere zu geschickt, um die Wahrheit von einem wichtigen Gerüchte zu erforschen.

Man versicherte nemlich, es hätte sich Don Pedro von Alvarado, Statthalter von Guatimala, mit einem starken Heere zu Mexico nach Peru eingeschiffet. Don Diego begab sich hierauf nach St. Michael, weil er aber dort nichts vernahm, was darauf Bezug gehabt, so kehrte er nach Cusco zurück.

Indessen war dieses Gerücht doch nicht ohne Grund. Nachdem Ferdinand Cortes Mexico unterwürfig gemacht: so hatte er diesem Officier zur Belohnung seiner Dienste, die Provinz Guatimala gegeben, deren Statthalterschaft ihm von dem Kayser war bestätigt worden. Alvarado, welcher wußte, was in Peru vorgieng, hielt bey dem spanischen Hofe um Erlaubniß an, an dieser Eroberung zu arbeiten. Sein Ansuchen wurde gewilliget. Er schickte sogleich jemanden, auf den er sein Vertrauen hatte, ab, die Küste von Peru zu erforschen. Auf die Erzählung von der ungeheuren Menge Goldes, welche Pizarro daselbst gefunden, entschloß er sich, dahin zu gehen, überzeugt, wenn er die ersten Sieger zu Caxamalca liesse, so könnte der die Küste hinauf fahren, und bey Cusco anlanden. Er glaubte, diese Stadt lä-

ge auſſer denen Gränzen des Guverne-
ments von Pizarro, und er habe ein Recht,
ſich derſelben zu bemächtigen. Nachdem
er erfuhr, daß man zu Nicaragua zwey
Schiffe mit Mannſchaft und Vorrath für
den Pizarro ausrüſtete: ſo hatte er die Liſt,
ſich denſelben zu nähern, und ſie bey Nacht
mit fünf hundert Mann wegzunehmen, die
ſich unter ſeiner Anführung einſchiffeten.
Er ſtieg in der Provinz Puerto-Viejo ans
Land, von da er nach Oſten marſchirte,
faſt unter der Linie, wobey er in den Ge-
birgen viel auszuſtehen hatte. Alle ſeine Leute
würden darinn vor Hunger und Durſt um-
gekommen ſeyn, wenn ſie nicht noch gewiſ-
ſe Röhre, von der Dicke eines Beines,
gefunden hätten, welche hohl, und mit ei-
nem ſehr ſüſſen Waſſer angefüllet waren,
wovon man glaubte, daß es von dem Thaue
käme, der ſich bey Nacht darinn ſammel-
te. Wider den Hunger hatten ſie kein an-
deres Hülfsmittel, als daß ſie ihre Pferde
aßen. Zur Vermehrung ihres Unglücks
wurden ſie durch eine Menge glüender Aſche
überſchüttet, welche aus einem an Quito
ſtoſſenden Vulkan kam. Er warf ſolche
zuweilen über achtzig Meilen weit, wobey
man ein Gepraſſel vernahm, das man noch
weiter hören konnte. Oftmals waren ſie
genöthiget, ſich mit Aexten und Säbeln ei-
nen Weg durch das Geſträuch zu hauen.
Auf dieſem beſchwerlichen Marſche fanden

sie eine grosse Anzahl Smaragden. Ehe sie noch nach Quito kamen, waren sie genöthigt über Berge zu gehen, wo der beständige Schnee eine so schneidende Kälte erzeugte, daß an sechzig Mann umkamen. Ein Spanier, welcher seine Frau und zwo kleine Töchter bey sich hatte, wollte lieber, da er sie vor Müdigkeit fallen sahe, und sich ausser Stande befand, sie zu tragen und ihnen Hülfe zu schaffen, mit ihnen umkommen, als sie verlassen. Man fand sie einige Zeit nachher insgesammt erfrohren. Alvarado und seine Leute kamen endlich in die Provinz Quito. Allein durch das Schmelzen des Schnees entstand eine so heftige Ueberschwemmung, daß viele Menschen umkamen. Da er sich nahe bey einer Stadt befand, wo eine Parthey Indianer sich verschanzt hatte, so belagerte er sie, und zwang die Indianer, sie zu verlassen.

Almagro der Mitbewerber des Franz Pizarro, befand sich in dieser Landschaft, um den Ruminagui nachzusetzen. Ihm ward bange, als er hörte, daß Alvarado mit einem so ansehnlichen Heer Spanier herannahete. Und da er merkte, daß er nicht widerstehen könnte, wenn man ihn angreifen wollte, nahm er den Weg nach Cusco, um zu dem Pizarro zu stossen. Philippillo aber, der Dollmetscher, von welchem

wir

wir geredet haben, beschloß, ihn denenjenigen zu überliefern, welchen er entweichen wollte. Nachdem er verschiedene Indianer, die mit ihm waren, auf seine Seite gezogen, so verabredete er mit ihnen, sie wollten auf das erste Zeichen, auf des Alvarado Seite übergehen. Sein Vorhaben auszuführen, gieng er mit noch einem Indianer in das Lager des neuen Feldhauptmanns, und schlug ihm vor, das Land unter seine Botmäßigkeit zu bringen.

Alvarado wollte nicht die Pizarros in ihrem Unternehmen stören, sondern vielmehr ihnen mit aller seiner Macht beystehen, wenn sie solche brauchten, und gegen Süden auf Eroberungen ausgehen. Ohne den Vorschlag des Philippillo zu verachten, wollte er nur in dem Falle sich dessen bedienen, wenn er sähe, daß Almagro kein gütliches Verständnis mit ihm eingehen wollte. Er wollte indessen auch nicht den ersten Schritt thun: Almagro seiner Seits blieb in der nehmlichen Gleichgültigkeit und machte sich zur Vertheidigung fertig, wenn man ihn angriffe. Dieser beyderseitige Stolz wäre bey einem Haar für Spanien nachtheilig geworden. Alvarado wurde über das Stillschweigen des andern ungeduldig und stellte seine Leute in Schlachtordnung; Almagro seiner Seits nahm alle Maasregeln zu seiner Vertheidigung

digung. Ein Officier des Almagro aber unternahm's, sie zu versöhnen, und es gelang ihm. Die Bedingungen des Vertrags waren, daß man dem Alvarado eine gewisse Summe zur Entschädigung aufgewandter Kosten geben sollte; er sollte wieder auf neue Entdeckungen ausgehn und diejenigen von seinen Leuten in Peru lassen, die daselbst bleiben wollten. Sie nahmen darauf den Weg nach Cusco zu.

Verschiedene Spanier werden vom Quisquiz gefangen.

Während der Zeit, daß dieses in der Provinz Quito vorgieng, so fuhr Quisquiz fort mit den Spaniern zu scharmützeln, die unter der Anführung des Pizarro waren. Er tödtete verschiedene und brachte einige nach Caxamalca gefangen, wohin sich Tu-Autacha, einer von den Brüdern des verstorbenen Kayſers begab. Dieser Fürst beschloß, diejenigen zu bestrafen, welche zu dem Tode seines Bruders etwas beygetragen hatten. Er erfuhr, daß Cuellar, als Gerichtsschreiber das Todesurtheil geschrieben und der Vollziehung desselben beygewohnt hätte. Er ließ ihn auf eben die Art, wie man seinen Bruder erdrosselt hatte, umbringen. Man hinterbrachte ihm, daß Franz Chaves, Ferdinand von Haro und einige andere die Vertheidigung des Atahualipa übernommen: er schenkte ihnen das Leben, ließ ihnen ihre Wunden aufs sorgfältigste heilen, überhäufte sie mit

Unterhandlungen, die die Peruaner vorschlagen.

Liebkosungen und reichen Geschenken. Weil er darauf ihnen die Freyheit wiederzugeben dachte, so fieng er mit ihnen Friedensunterhandlungen an, wovon die vornehmsten Artickel waren: man sollte die Feindseligkeiten aufhören lassen, und das Vorgefallne vergessen. Er begehrte eine feste und dauerhafte Freundschaft unter den Indianern und Spaniern: verlangte aber, daß man die königliche Binde dem Mango, dem ältesten Sohne des Kayfers zugestünde, welchen alle Peruaner für den rechtmäßigen Erben erkenneten: daß man die Peruaner als Bundesgenossen hielte, so wie die Peruaner die Spanier dafür ansehen würden.

Er hatte diese Bedingungen selbst aufgesetzt, und ließ sie den Spaniern durch etliche, eine Zeitlang mit ihnen herumgezogne Peruaner erklären, die ihre Sprache zu reden anfiengen. Die gefangnen Spanier forderten ihrer Seits, im Nahmen der ganzen Nation, daß es erlaubt seye, das Evangelium im ganzen Reiche zu predigen. Sie stellten ferner vor, daß sie Fremdlinge wären, weder Städte noch Ländereyen, noch Einkünfte hätten, wovon sie leben könnten, und verlangten, man möchte ihnen, wie den andern Einwohnern, Lebensmittel, und Indianer von beyderley Geschlechte, als Dienstboten, nicht als Sclaven, geben.

Die

Die Peruaner antworteten: Sie verwürfen die christliche Religion ganz und gar nicht, sondern wünschten, davon unterrichtet zu werden; sie bäthen den Statthalter, ihnen Priester zu schicken, und sie wollten ihre Erkenntlichkeit dafür bezeugen; sie wüßten, die Religion der Spanier wäre besser, als die ihrige; daß Huayna Capac, einer ihrer Incas, sie vor seinem Tode gebeten hätte, solche anzunehmen, und ihnen sogar empfohlen, den Fremden zu gehorchen, die bald in seine Staaten kommen würden; dieser Befehl eines Königs, dessen Weisheit und Güte sie verehrten, verbände sie, den Spaniern auch selbst auf Kosten ihres Lebens, zu dienen, wie ihnen Atahualipa ein Beyspiel gegeben. Man sieht aus dieser Erzählung, welche aus dem Garcilasso genommen, daß die Peruaner noch immer das günstigste Vorurtheil für die Spanier hatten.

Kurz vor der Abreise der Spanier wurde Titu-Autache von einer tödtlichen Krankheit überfallen: ehe er starb, ließ er den Quisquiz und andere Hauptleute rufen, empfahl ihnen nachdrücklich mit den Viracochas in Friede zu leben, so nannten sie die Spanier, wie wir oben gesehen haben. „Erinnert euch, fügte er hinzu, daß „Huayna Capac es durch seinen letzten Willen befohlen hat, und durch einen von den

„Göttern eingegebenen Ausspruch, der vor „unsern Augen in Erfüllung zu gehen, be„gonnen hat. Gehorchet, das ist mein letz„ter Wille. Ich empfehle euch den Wil„len meines Vaters des Inca's zu vollzie„hen.„ Diese Rede und die Hoffnung zu einem Frieden, dessen Bestätigung man nur erwartete, bewogen den Quisquiz, sich aller Feindseligkeiten zu enthalten und alle spanische Gefangnen zurück zu schicken. Ihre Zurückkunft, und die gute Begegnung, die ihnen wiederfahren war, verursachten eine ungemeine Freude. Die Eifferer für die Religion freueten sich besonders über den Fortgang, welches das Evangelium vermittelst dieses Friedens haben würde.

Mango, der rechtmäßige Erbe des Thrones, wurde von der vorhabenden Unterhandlung benachrichtiget. Ueberzeugt, daß die Spanier aufrichtig handelten, beschloß er, nach Cusco zu gehen, um sich mit dem General zu unterreden. Seine Befehlshaber riethen ihm, nicht anders, als mit den Waffen in der Hand, Unterhandlungen zu pflegen, und stellten ihm vor, sich an dem Schicksal des Atahualipa zu spiegeln, das leicht das seinige werden könnte: alles umsonst! er verwarf diese furchtsamen Rathschläge und reisete ab. Er kam nach Cusco, ohne ein anderes Merkmahl, als die gelbe Franse, dem Unterscheidungs-

dungszeichen des vermuthlichen Thron erben, und sagte zu dem Pizarro, er wolle die rothe Franze aus seinen Händen empfangen. Pizarro gab sie ihn bald hernach.

Quisquiz wird ganz zur Unzeit von den Spaniern angegriffen und geschlagen.

Während dieser Zeit setzten Almagro und Alvarado ihre Reise nach Cusco fort. Sie marschirten durch die Provinz Cagnares, wohin Quisquiz mit einer zahlreichen Armee gegangen war, um die Bestätigung des Friedens abzuwarten. Dieser Peruaner erfuhr, daß ein Trupp Spanier in der Nachbarschaft seines Lagers wäre; er schickte deshalb einen Officier ihnen entgegen, um zu fragen, wie ihre Aussöhnung laute. Almagro und Alvarado wußten nichts von der Unterhandlung und nahmen diesen Officier gefangen. Vergeblich erzählte er ihnen, was vorgegangen war, denn sie sahen das, was er ihnen sagte, für eine List an und nahmen sich vor, die Peruaner zu überfallen. Quisquiz vermied einige Zeitlang das Gefechte, aus Furcht, es möchte dem Vertrage schaden. Da er aber sah, daß man ihn mit Gewalt dazu zwang, so rückte er ihnen entgegen, lieferte ihnen drey Schlachten hinter einander, worinn er viel Leute verlor. Die Spanier verloren funfzehen Mann und drey und funfzig wurden verwundet, sie blieben aber Meister von der Wahlstatt; auch führten sie mehr als

funzehn tausend Stück Vieh mit sich, nebst vier tausend Indianern, beyderley Geschlechts, die solche hüten sollten.

Quisquiz zog sich mit dem Ueberrest seiner Armee nach Quito. Er wurde noch von einem spanischen Trupp angegriffen, welchen Belalcazar anführte, und der seinen Vortrab niederhieb. Dieser zweite Unfall betäubte ihn gänzlich, er wuste nicht, wo er hin solte, seine Mannschaft zu verstärken. Seine Officiere riethen ihm, Friede zu verlangen. Allein der Unwille, daß er durch ein falsches Vertrauen hintergangen worden, brachte ihn so vielen Abscheu wieder die Spanier bey, daß er denen mit dem Tode drohete, die von Frieden reden würden. Weil es ihm an Lebensmitteln fehlte, und man keine Hofnung hatte, welche zu finden, so stellten ihm andere vor, es wäre besser, im Angriffe gegen die Christen, als für Hunger in einem wüsten Lande, zu sterben. Weil ihnen seine Antwort keine Gnüge leistete, so durchstieß ihm Guaypalan, einer von den vornehmsten, mit der Lanze, und die andern tödteten ihn vollends mit Aexten und Keulen. Die Armee gieng bald nach seinem Tode aus einander.

Seine Leute tödten ihn.

Pizarro, welcher von diesen Begebenheiten und des Almagro und Alvarado Anmarsche

marsche Nachricht erhielt, glaubte, daß er nicht zu seinen Vortheil seyn würde, wenn Alvarado Cusco sähe, weil seine Ansprüche mit seinen Einsichten zunehmen würden. Er gieng ihm eilig entgegen, bezahlte ihm die von seinem Bundesgenossen festgesetzte Summe, und erwieß ihm so viel Ehrenbezeugungen, als nur sein Ehrgeiz verlangen konte. Zu den hundert tausend Pesos Gold, die ihn Almagro versprochen hatte, legte er noch so viel, nebst einem Geschenke von Gold- und Silbergeschirr, Smaragden und Türkissen. Er glaubte, zu dieser ungemeinen Freygebigkeit gegen einen Mann verbunden zu seyn, welcher den gefährlichsten von den peruanischen Heerführern aufgerieben hatte, dessen Niederlage den Untergang der andern zur Parthey der Inkas gehörenden Hauptleute ihre nach sich ziehen würde. Politick des Pizarro.

Nachdem dieses abgemacht war, so gieng Alvarado bald nach seinem Guvernement Guatimala, und Almagro begab sich nach Cusco. Pizarro empfahl ihm den Inca Mango, den er daselbst unter der Aufsicht seiner beyden Brüder, Johann und Gonzalez Pizarro gelassen hatte, mit Sanftmuth zu begegnen, und bat ihn, die Indianer zu schonen, die sich freywillig unterworfen hatten. Da er sahe, daß alles ruhig war, so legte er an dem Gestade des

Meeres an dem Flusse Rimac oder Lima die berühmte Stadt an, welcher er den Nahmen Los Reyes gab, weil er den 6ten Jänner, am Tage der heil. drey Könige den Grund dazu legen ließ. Wir haben sie oben, unter dem Nahmen, Lima beschrieben.

Franz Pizarro wird von Carl V zum Marquese gemacht.

Inzwischen da dieses in Peru vorgieng, kam Ferdinand Pizarro in Spanien an. Der Kayser war mit der Aufführung seines Bruders Franz so zufrieden, daß er ihn mit der Würde eines Marquese beehrte. In dem ihm hierüber zugefertigten Schreiben wurde das neu eroberte Land, das ohngefehr zwey hundert und funfzig Meilen in der Länge betragen konte, Neukastilien genannt. Eben dieses Schreiben gab dem weiter gegen Mittag gelegnen Lande den Nahmen Neu-Toledo, und ertheilte diese Statthalterschaft dem Don Diego von Almagro, nebst der Würde eines Adelantade von Peru. Diese Nachrichten, welche vor Ferdinands Zurückkunft, und folglich auch vor der Ankunft des Königl. Schreibens selbst einliefen, brachten keine so guten Würkungen hervor, als sie zu versprechen schienen. Der Adelandate, welcher sich mit dem Inca und den beyden Brüdern des Marquese zu Cusko befand, nahm sogleich die Würde des Statthalters an, in der Meynung, Cusko wäre über

den

den Bezirck hinaus, der zum Antheile des Marquis angewiesen wäre, und daß sie zu Neutoledo gehöre, zu dessen Statthalter ihn der Hof ernannt. Es fanden sich Leute genug, die seinen Ehrgeiz schmeichelten, und ihn aufmunterten, seine vermeynlichen Gerechtsame zu behaupten, mit dem Versprechen, ihm beyzustehen. Die beyden Pizarros hatten auch ihre Anhänger, und das Mißverständniß würde bald die grösten Unordnungen angerichtet haben, wenn der Marquese nicht wäre davon unterrichtet worden, und ihnen durch seine schleunige Zurückkunft vorgebeugt hätte. Er war damals zu Truxillo, einer andern Stadt, die er anlegte. Die Indianer, erfreut über die Hofnung, die er ihrem neuen Inca machte, trugen ihn aus voller, brennender Liebe auf ihren Schultern, und liessen ihn in sehr kurzer Zeit zwey hundert Meilen Weges zurück legen.

Almagro konte dem hohen Ansehen seines Mitbuhlers nicht widerstehen, den er wegen vieler grossen Thaten zu verehren gewöhnt worden. Kaum hatten sie einander gesehen, so verbanden sie sich wieder aufs neue mit einander, und das weit stärker, denn je. Pizarro machte dem Almagro wenig Vorwürfe, und letzterer schien beschämt, daß er so leichtsinniger Weise, ohne allen Grund, einen Eingriff in seine

Rechte gewagt habe. Sie wurden einig, es solte der Adelantade eine Entdeckung von Chili übernehmen, dessen Reichthum man sehr rühmte, und wenn er mit dieser Theilung nicht zufrieden wäre, so wollte ihm Pizarro ein Stück von Peru abtreten. Nach diesem Vergleich nahmen sie beyde das Nachtmahl darauf, künftig nichts wieder einander zu unternehmen. Diejenigen, welche dem Almagro zugethan waren, erhielten die Freyheit ihm zu folgen. Da Pizarro die Forderungen der Officiere und so gar der gemeinen Soldaten sah, so befürchtete er aufrührische Zusammenrottungen; er beschloß daher, sie zu beschäftigen, theilte sie in viele Chore ein, gab ihnen verschiedene Befehlshaber, und trug ihnen auf, den übrigen Theil von Peru zu erobern. Belalcazar solte das Königreich Quito erobern; Johann Porcello das Land der Bracomoros bezwingen, und ein dritter solte eine Provinz unters Joch bringen, die man spottweise Buena Ventura nannte. Alfonsus von Alvarado, Peters von Alvarado Bruder, welcher von dem Pizarro so viele Reichthümer erhalten hatte, damit er Peru verlassen solte, eroberte mit dreyhundert Mann das Land der Chachapoyaer, und errichtete daselbst St. Jean de la Frontera, worüber er die Statthalterschaft erhielt.

Sech-

Sechster Artickel,
Entdeckung von Chili.

Don Diego von Almagro machte bald Anstalten zu seinem Zuge. Er marschirte zu Anfange des 1535. Jahres mit fünf hundert und siebenzig Mann zu Fusse und zu Pferde aus. Unter denen, die das Blendwerk der Hofnung mit ihm zog, waren viele, die sich in Peru im blühenden Wohlstande befanden, und daselbst ihre Häuser hatten. Mango Inca gab ihm seinen Bruder Paulu und den Großpriester der Peruaner, welchen Garcillasso Villachumu nennt, zur Begleitung mit. Er gesellete funfzehn tausend Indianer dazu, um sich durch diesen Dienst bey den Spaniern desto ehrwürdiger zu machen. Dieses Heer gieng anfänglich durch die Provinz Charcas, wo es sich einige Zeit lang aufhielt. Es führen zwey Wege von da nach Chili; der eine durch die Ebene, welcher der längste; der andere durch die Gebirge, welcher viel kürzer ist, den man aber wegen des Schnees und Frostes zu keiner andern Jahreszeit, als im Sommer reisen kan. Paulu und der Großpriester riethen den Almagro, er möchte den schönsten von diesen beyden Wegen nehmen. Er zog aber den kürzesten vor, und seine Hartnäckigkeit kam ihm theuer zu stehen.

Der

Der Hunger und Durst plagte ihn; er hatte mit ausserordentlich geschickten Bogenschützen von Indianern, Leuten von sehr grosser Statur, zu fechten. Nichts aber verursachte ihm so viel Ungemach, als die übermäßige Kälte, da er durch die Gebirge zieng. Einer von seinen Officieren und verschiedene Reuter froren mit ihren Pferden, während des Reitens, an. Die Geschichtschreiber, so dieses versichern, sagen, daß fünf Monate darnach, bey der Zurückkunft des Heeres, man ihre Körper noch in eben dem Stande fand; sie hielten die Pferde noch beym Zügel. Ihr Fleisch war auch noch eben so frisch, als wenn sie erst in demselben Augenblicke gestorben wären. Da man nun gar keine Lebensmittel hatte, so aß man ohne Bedenken das Pferdefleisch. Die Indianer, welche das Gepäck trugen, erfroren auch.

Endlich kamen Almagro und seine Reisegefährten in Chili an. Dieses Land war den Incas unterwürfig. Da die Einwohner sahen, daß die Spanier vom Bruder des Beherrschers und von dem Großpriester begleitet waren, so nahmen sie solche mit Freuden auf. Es scheinet, daß Almagro bis gegen den acht und dreyßigsten Grad mittägiger Breite fortgerückt sey, allein ohne auf den Einfall zu kommen, daselbst eine Pflanzstadt anzulegen. Er

wurde durch das kriegerische Naturell vieler Nationen abgeschreckt, die er auf seiner Reise angetroffen hatte, und vornehmlich durch die Macht zweyer Herren, die bey ihren gegenseitigen Kriegen jeder mehr als zwey mal hundert tausend Streiter ins Feld stellten. Der eine besaß zwey Meilen vom Lande eine seinen Götzen geweihete Insel, worinnen ein Tempel stund, der von zwey tausend Priestern bedienet wurde. Seine Unterthanen berichteten den Spaniern, funfzig Meilen über seine Länder hinaus fände man wischen zwey Flüssen eine weitläuftige Provinz, die nur von Weibern bewohnt würde, deren Königin Guabomylla hiesse, das ist in der Landessprache Goldhimmel, weil ausser dem Golde, welches die Natur in ihren Staaten im Ueberflusse hervorbrächte, sie auch überaus reiche Zeuge machten. Allein, wenn auch die Schwierigkeiten des Weges den Adelandate nicht sollten abgeschreckt haben, so erfuhr er, daß eine Verschwörung wider sein Leben angesponnen war, und setzte seinen Marsch nicht weiter fort. Die Geschichtschreiber sagen nicht, ob sie von den Spaniern oder den Indianern sey angezettelt worden, sondern begnügen sich mit der Versicherung, es habe sich der Dollmetscher Philipillo an der Spitze gefunden. Dieser Treulose, welchen Almagro auf Peters von Alvarado Bitte zu

Gna-

Gnaden aufgenommen hatte, und von dem er vielen Nutzen auf seiner Reise zu haben glaubte, wurde vermuthlich eines so langen und beschwerlichen Weges überdrüßig, und überredete viele Mißvergnügte, ihre Beschwerlichkeiten könnten sich nicht anders als mit dem Tode ihres Oberhauptes endigen. Wie diese Verschwörung herausgekommen, weiß man so wenig, als wie sie entstanden ist, und wie es eigentlich damit zusammengehängt hat. Als Philipillo, der Dollmetscher, entdeckt wurde, nahm er die Flucht, er wurde aber bald ergriffen. Sein Proceß war so kurz, daß man auch daraus kein Licht erhalten kann. Almagro ließ ihn viertheilen, und alle Geschichtschreiber sind darinn einig, daß er bey seiner Hinrichtung bekannt, er habe den unglücklichen Atahualipa fälschlich angeklagt, um sich des Besitzes einer seiner Weiber zu versichern.

Ein anderer Zufall bewog auch dem Almagro, den Weg wieder nach Cusco zu nehmen. Johann von Herrada kam in sein Lager, um ihn die Bestallung wegen seiner Statthalterschaft zuzustellen, welche ihm Ferdinand Pizarro bey seiner Zurückkunft aus Spanien mitgebracht hatte, und ihm den allgemeinen Aufstand der Indianer in Peru zu melden. Mango Inca hatte, aus Ungeduld, den Thron wieder

zu besteigen, allerhand gegen die Spanier Ursache eis angezettelt. Einige Officiere erfuhren es nes alles und ließen ihm auf die Festung Cusco se, meinen tzen. Weil der General damals zu Los Reyes war; so hatte der Inca niemanden zu dem er Zuflucht nehmen konnte, als den Johann Pizarro, welcher damals beschäftigt war einige Indianer zu Paaren zu treiben, die sich in die Felsen geflüchtet hatten. Er ließ ihn bitten, ihm die Freyheit zu ertheilen, damit er nicht die Demüthigung hätte, bey Ferdinands Pizarros Zurückkunft in Feßeln zu seyn. Johann Pizarro war von dem Schmerz dieses Fürsten so gerührt, daß er ihm seine Freyheit wieder ertheilte. Ferdinand sein Bruder, welcher aus Spanien zurückgekommen war, gewann den Mango Inca sehr lieb. Eines Tages bath ihn dieser Fürst um die Erlaubniß, einem Feste seiner Unterthanen beywohnen zu dürfen, mit dem Versprechen, er wollte ihm eine Bildsäule seines Vaters Huayna Capac, mitbringen, die sehr gerühmt wurde, weil man sagte, sie seye von Golde. Ferdinand bewilligte ihm das ohne alle Schwierigkeit. Der Ort dieses Festes hieß Yucay. Es war ein Lusthauß. Man berief einige peruanische Hauptleute dorthin, die sich in die Gebürge geflüchtet hatten, um dem spanischen Joch zu entgehen und das Unglück ihres Vaterlandes beseufzten. Mango eröf-

nen Aufstands der Indianer in Peru.

nete

nete ihnen den mit den Spaniern getroffenen Vergleich, sagte ihnen aber, daß sie anstatt solchen auszuführen, ihn mit leeren Versprechungen aufhielten, Städte bauten und seine Länder unter sich theilten. Er schilderte ihnen rührend, wie unwürdig man ihn behandelt, ihn in Ketten und Banden geworfen und geschlossen, und daß er noch täglich solchen Begegnungen ausgesetzt sey. Endlich erklärte er ihnen, er wolle mit Hintenansetzung des Blutes und des Thrones, seine Freyheit gegen diese bärtigen Tyrannen vertheidigen. Diese Rede würkte dergestalt auf die Peruaner, daß sie einmüthig versprachen, die Waffen zu ergreifen, um das fremde Joch abzuschütteln. Die Ausführung folgte bald dem Versprechen: alle Indianer, die nicht unter zu genauer Obacht standen, rotteten sich zusammen, von Los Reyes an, bis nach Chicas; eine Strecke von mehr als drey hundert Meilen. In wenig Tagen machten sie zwey zahlreiche Heere aus, wovon das eine nach Los Reyes gieng, den Pizarro anzugreifen; das andere aber nach Cusco marschirte. Ihre Ankunft machte die Spanier ganz bestürzt: die Indianer nutzten dieß, um sich der Festung zu bemächtigen, und man hatte viele Mühe, ehe man sie wieder bekam. Johann Pizarro, wurde in der Belagerung getödtet. Sein Verlust gieng den Spaniern sehr nahe.

Aufstand der Indianer in Peru.

Joh. Pizarro bleibt.

Jeder-

Jedermann schätzte ihn wegen seiner Güte, Herzhaftigkeit und besondern Kenntnissen, die er sich von der Art, die Indianer anzugreifen, erworben hatte. Mango Inca säumte nicht mit einem ansehnlichen Heere zu erscheinen um den Indianern beyzustehen, die mit den Spaniern fochten.

Diese verdrüßliche Nachrichten bewogen den Almagro unumgänglich nach Peru zurückzukehren. Er beschleunigte seinen seinen Marsch so sehr, daß er binnen wenig Zeit sechs Meilen von Cusco war, und ohne dem Ferdinand seine Ankunft melden zu lassen, ließ er dem Inca einen Vergleich antragen. Er wollte, ungeachtet er das Nachtmahl darauf genommen, sich zum Meister der Stadt machen: Er glaubte in den Worten seiner Bestallung einen Grund zu finden, der seinen Meineid und seine ehrgeitzige Ansprüche berechtigte. Der Inca ließ ihm eine Zusammenkunft vorschlagen, worein er ohne Mistrauen willigte. Er näherte sich mit wenig Begleitung und ließ den größten Theil seiner Leute im Lager: durch sein Zutrauen aber ward er betrogen. Er gerieth in einen Hinterhalt, den ihn der Inca gestellt hatte, und verlor viele Leute.

Ferdinand Pizarro erfuhr sein Unglück sobald, als seine Ankunft: und die Nachricht zu gleicher Zeit, er hätte den grösten Theil seiner Mannschaft unter Anführung des Johann von Sayaverda gelassen. Er

zog aus Cusco an der Spitze von hundert und siebenzig Mann und marschirte nach dem Ort wo Sayaverda sich gelagert. Dieser bekam davon Nachricht und stellte dreyhundert Spanier, die mit ihm waren, in Schlachtordnung. Als beyde Heere einander im Gesichte waren, forderte Ferdinand von dem Sayaverda eine besondere Zusammenkunft, um mit einander einige Mittel zum Vergleiche zu suchen. Sayaverda nahm den Vorschlag an. Ferdinand bot ihm eine ansehnliche Summe Geldes an, wenn er seinem Bruder Franz Pizarro die Truppen übergeben wollte, die er anführte. Sayaverda war aber so edelmüthig, daß er seine Ehre dem Nutzen vorzog und dieses Anerbiethen mit Verachtung ausschlug.

Indessen war Don Diego Almagro den Peruanern entgangen und marschierte nach Cusco. Er hob vier Reuter auf, die von Ferdinanden geschickt waren, seinen Marsch zu beobachten. Sie berichteten ihm alles, was seit dem Aufstande der Indianer in Peru vorgegangen war. Mango und seine Hauptleute hatten in verschiedenen Angriffen über sechs hundert Spanier getödtet und einen Theil der Cuscoschen Gebäude abgebrannt.

Diese Nachricht machte einigen Eindruck auf den Almagro: sie vermehrte aber nur seine Neigung, sich Herr von einer

Stadt

Stadt zu machen, welche er zum Mittelpunkte seiner Statthalterschaft machen wollte. Er schickte in dieser Absicht seinen Vorrath an die königlichen Räthe, welche die Pizarros daselbst eingesetzt hatten, und bat die Vornehmsten, ihn zu ihrem Statthalter anzunehmen, weil das dem Franz Pizarro gehörige Land sich nicht so weit erstreckte. Man antwortete ihm, er könnte die beyden Provinzen gehörig ausmessen lassen; und wenn sich Cusco in der seinigen befände, so wäre man bereit, seine Gerechtsame zu erkennen. Man ernannte verschiedene Commissarien, diese Gränzen zu untersuchen, sie konnten sich darüber nicht vergleichen. Die Freunde des Almagro wollten, es sollten die in der Bestallung des Franz Pizarro angewiesenen Gränzen so genommen werden, wie die Seeküste liefe, und alle Umwege und Krümmungen des einen oder des andern Weges mit in Anschlag gebracht werden. Auf diese Art endigte sich seine Statthalterschaft nicht allein bey der Stadt Cusco, sondern auch noch vor Los Reyes. Die Anhänger des Pizarro hingegen behaupteten, es müßte das Maas in einer geraden Linie, ohne Umwege, ohne Krümmungen, entweder mit einer bloßen Schnur, oder auch so genommen werden, daß man die Grade der Breite zählte und sich wegen einer gewissen Anzahl Meilen auf jeden Grad vergliche.

Ferdinand ließ dem Almagro sagen, er wolle ihm und seinen Leuten so lange Wohnungen in der Stadt einräumen, bis sein Bruder Franz Pizarro von der Streitigkeit benachrichtigt wäre, und man irgend einen ihnen beyden anständigen Vergleich getroffen hätte.

Auf diesen Antrag kamen beyde Partheyen wegen eines Stillstandes überein, und Ferdinand erlaubte, aus einem übermäßigen Vertrauen, daß sich seine Soldaten ausruhen könnten. Almagro machte sich der Nacht und der alzu großen Sicherheit Ferdinands zu Nutze und ließ seine Soldaten in die Stadt marschiren. Ferdinand und sein Bruder Gonzales, welche von dem Geräusch aufgeweckt wurden, rüsteten sich hurtig und vertheidigten sich mit Heldenmuthe gegen diejenigen, die ihrer Häuser angriffen, und zwar bloß mit Hülfe ihrer Hausgenossen. Almagro ließ Feuer anlegen und zwang sie, sich zu ergeben.

Siebenter Artikel.

Von den weitern Eroberungen in Peru.

Almagro glaubte, daß ihn sein Vorhaben nunmehro gewiß gelingen würde, da er die beyden Pizarros gefangen hatte. Er ließ sich deshalb den folgenden Tag zum Statthalter von Peru ausrufen. Verschiede-

schiedene seiner Anhänger riethen ihm, sich seiner Eroberungen und Ruhe durch den Tod der Gefangenen zu versichern: er verwarf aber diesen grausamen Vorschlag. Da er alles so glücklich für sich ausgefallen sahe, mochte er seinen Sieg nicht durch niederträchtigen Meuchelmord beflecken und gab den Paulu die rothe Franse. Um unter den Peruanern Uneinigkeit zu erwecken, so wollte er dem Mangou einen Nebenbuhler geben. Letzterer hatte sich in die Gebürge geflüchtet, und beklagte sich, daß er von seinen Göttern verrathen wäre.

Während, daß dieses zu Cusco vorgieng, war Franz Pizarro in der allerpeinlichsten Ungewißheit zu Los Reyes. Er war von einer grosen Anzahl Peruaner umgeben, die ihm zwangen, sich beständig zu vertheidigen, das Schicksal seiner Brüder war ihm unbekannt, und er glaubte, Almagro hätte sie zu Chili umbringen lassen: Er hatte alle seine Schiffe aufs schleunigste fortgeschaft, so wohl um den Muth seiner Leute desto stärker zu machen, da er ihnen die Hofnung benahm sich zur See retten zu können, als auch um den Befehlshaber zu Panama, den Unter-König in Neu-Spanien und alle Statthalter in Indien um Beystand zu bitten. Er hatte die Besatzung aus Truxillo und einigen benachbarten Orten zusammen gezogen; hatte den Alphonsus von Alvarado mit den Völ-

kern, die er ihm zur Entdeckung des Landes der Chachapoyas anvertrauet hatte, zurückrufen lassen. Seinen Brüdern hatte er zu verschiedenen malen Verstärkung zugeschickt, aber niemals erfahren, wie es dieser Verstärkung ergangen. Aber seine Bestürzung würde weit grösser gewesen seyn, wenn er es gewust hätte. Diego Pizarro, sein Vetter, welcher mit siebenzig Reutern abgegangen, war mit ihnen in einem Passe, funfzig Meilen von Cusco, erschlagen worden. Gonzalo von Tapia, einer seiner Stief-Brüder, war mit achtzig Reutern umgekommen, und verschiedene andere Hauptleute hatten ein gleiches Schicksal mit ihrer Mannschaft. Ueber dreyhundert Spanier kamen durch die peruanischen Waffen um. Damit er aus seiner Ungewißheit käme und gewisse Nachrichten aus Cusco erhielte, schickte er den Alvarado mit dreyhundert Mann dahin ab. Dieser tapfere Officier schlug alle Indianer in die Flucht, die ihm in seinem Marsche hinderlich seyn wollten und kam nach Cusco. Nachdem er von der Aufführung des Almagro Nachricht erhalten, hielt er es nicht für dienlich, weiter zu gehen, ohne neue Befehle vom Franz Pizarro zu haben. Während der Zeit, daß er solche erwartete, schickte ihm Almagro seine Bestallungsbriefe durch einige Reuter entgegen und ließ ihm sagen, Cusco wäre

in seiner Statthalterschaft begriffen. Alvarado las sie und sagte zu den Reutern, er könnte sich das Amt eines Richters darüber nicht anmaßen, sondern müßte sie dem Franz Pizarro zeigen lassen. Almagro, in seiner Hofnung betrogen, entschloß sich, der List zu bedienen: er gewann verschiedene Officiere des Alvarado, drang mit Hülfe derselben des Nachts in das Lager und hob ihn auf mit allen denen, die den Pizarro treu geblieben waren.

Die verschiedenen Siege, welche Alvarado auf seinem Wege über die Indianer davon getragen, verursachten solches Schrecken unter den Peruanern, daß sie die Belagerung von Los Reyes aufhoben, wo sie den Franz Pizarro wie eingeschlossen hielten. Den ersten Gebrauch, den er von seiner Freyheit machte, war, daß er seinen Brüdern zur Hülfe eilte. Er wuste weder von der Zurückkunft des Almagro nach Cusco, noch was er daselbst gethan hatte. Da er an verschiedenen Orten, die geforderte Verstärkung erhalten hatte, so belief sich seine Armee auf mehr als sieben hundert Mann. Er war also im Stande, den Peruanern Widerstand zu thun, und kam ohne Hinderniß in die Provinz, fünf und zwanzig Meilen von Los Reyes, an. Er erfuhr daselbst die Zurückkunft des Almagro nach Cusco, und daß er daselbst unumschränkt handele. Aus Furcht, seine

Soldaten, die nur nach Peru gekommen waren, um die Indianer zu bekriegen, möchten sich weigern, wider die Spanier zu fechten, beschloß er, nach Los Reyes zurück zu gehen, und den Licentiat Espinosa nach Cusco zu schicken, um die Versöhnung mit dem Almagro auszuwürken. Er ließ ihm vorstellen, daß wenn der Hof ihre Zwistigkeiten erführe, er nicht unterlassen würde, beyde zurück zu rufen, und ihnen Nachfolger zu schicken, welche die Früchte ihrer Arbeit geniessen würden. Wenn diese Vorstellung auf den Almagro keine Würkung thäte, so sollte der Licentiat doch wenigstens die Freyheit der Pizarros fordern, und so lange zu Cusco bleiben, ohne seine Unternehmungen weiter zu treiben, bis daß der Hof durch genaue Befehle die Gränzen der beyden Statthalterschaften bestimmt hätte. Almagro wollte sich zu nichts verstehen. Er gieng mit seinen Truppen ins Feld, nachdem er Gabrieln von Rojas zu Cusco gelassen hatte, dem er die Verwahrung des Gonzalo Pizarro und Alvarado anvertrauete; den Ferdinand Pizarro aber führte er in seinem Gefolge mit sich: er setzte seinen Marsch bis nach der Provinz Chincha fort, wo er zwanzig Meilen von Los Reyes eine neue Pflanzstadt, an einem Orte anlegte, der ohnstreitig zur Statthalterschaft des Franz Pizarro gehörte.

Ein

Ein solches ungerechtes und widerspenstiges Betragen von Seiten des Almagro zog ihm den Haß aller derjenigen zu, die nur einiges Urtheils fähig waren. Sie sahen an ihm nichts, als einen ehrsüchtigen und geitzigen Mann, der seiner Erhöhung und Vortheils wegen alles aufzuopfern bereit war: alle neue Truppen, die ankamen, schlugen sich zu den Pizarros. Der flammändische Hauptmann, Peter von Bergara, der aus seinem Lande viele Flinten und zu diesem Gewehre nöthige Munition mitgebracht, begab sich auch auf ihre Seite. Franz hatte noch die Genugthuung, den Alvarado und seinen Bruder Gonzalo in Los Reyes ankommen zu sehen, welche ein Mittel gefunden, aus ihrem Gefängnisse zu entkommen und mehr als siebenzig Soldaten mit überzugehn beredet hatten. Auf ihrer Flucht hatten sie den Gabriel von Rojas, einen Lieutenant ihrer Feinde, aufgehoben.

Almagro vernahm, daß sich die Partey der Pizarros täglich vermehrte, unterdessen, daß sich die seinige verminderte, und beschloß, es auf einem Vergleich ankommen zu lassen. Er schlug daher dem Franz eine Zusammenkunft vor. Nach einigen Unterhandlungen wurde man auf beyden Seiten einig, sich an den P. Franz

von Bovadilla, Provinzialen des Ordens von der Gnade und den P. Franz von Lusando zu wenden. Diese entschieden, daß Ferdinand Pizarro, welchen Almagro noch immer gefangen hielt, in Freyheit gesetzt und Cusco bis zur gänzlichen Entscheidung des spanischen Hofes dem Marquese wiedergegeben werden sollte. Inzwischen sollten die beyden Heere auseinander gehen, und die Soldaten zu Entdeckung neuer Länder gebraucht werden. Da Almagro und seine Anhänger sahen, daß diese Entscheidung ganz zum Vortheil der Pizarros war, so konnten sie ihre Beschwerden darüber nicht an sich halten. Almagro bewilligte indessen doch eine Unterredung mit Franz Pizarro, worinn man hofte, daß sie alle ihre Streitigkeiten endigen würden. Das Dorf Mala, welches zwischen den beyden Lägern war, wurde zu dieser Zusammenkunft ausersehen, und man ernannte auf beyden Seiten zwölf Reuter, diese beyden Anführer zu bedecken.

Sie giengen zu der bestimmten Zeit ab. Gonzalo Pizarro aber trauete dem Worte des Almagro wenig, sondern setzte sich nicht weit von dem Dorfe und befahl den Castro, sich mit einer Compagnie Musketier in den Gesträuchen, die am Wege des Almagro wären, aufzuhalten und Feuer

auf

auf ihn zu geben, wenn er sähe, daß seine Begleitung zahlreicher wäre, als sie seyn sollte. Almagro hatte seiner Seits dem Rodrigo von Ordonez befohlen, seine Truppen zum Schlagen fertig zu halten und seine Aufführung nach der Gegenpartey ihrer einzurichten. Pizarro und Almagro umarmten sich, als sie zusammen kamen, und gaben sich wechselsweise Kennzeichen von Zuneigung. Bevor sie aber anfiengen sich zu erklären, so nahete sich ein Reuter von des Pizarro Bedeckung, welcher die Bewegung des Gonzalos beobachtet hatte und sagte dem Almagro ins Ohr: Ihr Leben ist in Gefahr. Almagro ließ sich sogleich sein Pferd bringen und zog sich zurück. Pizarro wurde von seinen Soldaten angelegen, ihn anhalten zu lassen: er antwortete ihnen aber, daß es unwürdig sey, sein Wort zu brechen. Almagro bemerkte bey seiner Rückkehr die Musketiere und beschwerte sich sehr darüber. Pizarro versicherte eidlich, daß ihm das Verfahren seines Bruders unbewußt sey.

Diese Unterhandlung, von welcher man sich so große Hoffnung gemacht, erbitterte die Gemüther nur noch mehr. Es fanden sich unterdessen doch noch eifrige Leute fürs allgemeine Beste, die sich Mühe gaben, sie zu vergleichen, und Almagro bewilligte dem Ferdinand Pizarro unter zwey

Bedingungen seine Loslassung. Die eine war, er sollte sogleich abgehen, die Befehle vom spanischen Hofe zu holen; die andere, man solte so lange friedlich leben, bis er wieder käme. Die Freunde des Almagro stellten ihm vor, daß die üble Begegnung, welche Ferdinand, während seiner Gefangenschaft erlitten, ihm diesen Officier zu einem unversöhnlichen Feind gemacht hätte, der über kurz oder lang eine grausame Rache an ihm ausüben könnte, und riethen, ihm den Kopf abschlagen zu lassen. Er verabscheute aber ein so schwarzes Laster und schickte ihn zurück. Einige Schriftsteller sagen, als er ihn abreisen gesehen, habe es ihm schon gereuet, nicht dem Rath seiner Freunde gefolgt zu seyn, und hätte einige Officiere und Soldaten nachgeschickt, um ihn zurück zu bringen. Ferdinand aber eilte so sehr, daß er vor ihrem Nachsetzen bald in Sicherheit kam, und stieß zu einer starken Bedeckung, die ihm sein Bruder entgegen geschickt hatte.

Es scheint, daß Franz Pizarro nur, um seinen Bruder zu befreyen, sich gestellt habe, in den Vergleich zu willigen. Vor dem Vertrage hatte er schon Befehle vom Hofe erhalten, und sie nicht bekannt gemacht. So bald aber Ferdinand

dinand in Freyheit war, ließ er sie dem Almagro kund thun. Sie enthielten, es sollten die beyden Statthalter ieder in dem Lande bleiben, das sie entdecket und erobert, und worinn sie Sitze angeleget hätten, wenn ihnen diese Verordnung gebracht würde. Almagro antwortete, daß er bereit wäre, sich darnach zu richten; und da er zur Zeit dieser Erklärung Meister von Cusco wäre, so wollte er ruhig darinn bleiben. Pizarro erwiederte, er habe Cusko und das benachbarte Land zuerst erobert, entdeckt und die ersten Sitze darinn angelegt; daß Almagro es nur durch Gewalt besässe, und der Befehl seiner Majestät ihn verbände, heraus zu gehen. Um mit den Einwendungen nicht Zeit zu verlieren, so erklärte er, daß alle Vergleiche durch den Befehl des Hofes aufgehoben wären, und er sich nicht enthalten könnte, die Waffen zu ergreifen, um die Vollstreckung desselben zu befördern.

Almagro bestand auf seiner ersten Antwort. Da er es aber nicht beweisen konnte, daß die Provinz, worinn er war, nicht zu der Statthalterschaft des Pizarro gehörte, so brach er sein Lager auf, und gieng nach Cusco. Pizarro folgte ihm

auf dem Fusse nach: Almagro aber ließ, um ihn aufzuhalten, alle Brücken, worüber er gieng, abwerfen. Als er zu Cusco anlangte, so wandte er alle seine Sorgen darauf, sich zu befestigen und Volk zu werben. Er ließ Kanonen giessen, und rüstete sich zu einer langen Belagerung. Aus Mangel des Eisens ließ er silberne und kupferne Waffen machen. Pizarro setzte seinen Marsch mit aller möglichen Geschwindigkeit fort. Als er nahe an Cusco kam, sagte er zu seinen Soldaten, daß er verbunden wäre, die Befehle des Hofes zu vollziehen, und daher die Stadt zu belagern; daß sich viele Einwohner über die Grausamkeit beklagten, die Almagro daselbst ausübe. Er ernannte Ferdinand Pizarro, seinen Bruder, das Heer zu führen, machte seinen andern Bruder Gonzalo zum Generallieutenant, und kehrete nach Los Reyes zurück, wo seine Gegenwart nöthig war, um die neuen Truppen, die noch immer ankamen, auf seine Seite zu ziehen.

Ferdinand stund unter den Mauern von Cusco, und erfuhr, daß Almagro alle Anhänger seines Bruders hatte in so tiefe Gefängnisse werfen lassen, daß einige darinn erstickt wären. Es war inzwi-

schen

schen in der Stadt alles sehr ruhig. Ferdinand zweifelte nicht, daß dieser Anschein von Ruhe nicht einige Absicht, ihn zu überrumpeln, bedecken sollte. Zur Vermeidung jedes Hinterhalts beschloß er, die ganze Nacht auf der Huth zu seyn. Die ersten Sonnenstrahlen des folgenden Morgens liessen ihn auch das ganze Heer des Almagro in Schlachtordnung gestellet, unter der Anführung des Ordonez, sehen. Almagro war denselben Tag krank, und hatte nicht aus der Stadt gehen können.

Ferdinands Heer war um so vielmehr stärcker, daß es gar nicht den Anschein hatte, als wenn das feindliche Heer dieses zu erwarten sich unterstehen würde. Ordonez war aber fest entschlossen, sich zu schlagen: er wankte nicht, als er Ferdinand auf sich loß kommen sahe. Die Truppen wurden handgemein und der Streit sehr blutig, weil beyderseitige Soldaten mit einem solchen Muthe fochten, der der Wuth nahe kam. Ferdinands Heer blieb Sieger. Zwey Reuter hatten sich des Ordonez bemächtiget und führten ihn gefangen fort: es kam aber ein dritter darzu, der von ihm beleidiget worden war, und schlug ihm aus Rache den Kopf ab.

Verschiedene andere Officiere, die sich freywillig ergaben, hatten eben das Schicksal, und Ferdinand konnte dieser Wuth nicht Einhalt thun. Ein Hauptmann hatte einen seiner Freunde von der überwundenen Armee hinter sich aufs Pferd genommen, um ihn das Leben zu retten: Man lief ihm aber nach, und tödtete seinen Freund mit einen Lanzenstosse. Diese Schlacht wird in der Geschichte die Schlacht bey den Salzwerken genannt. Sie ward den 26. April 1538. geliefert.

Almagro, welcher von einer Höhe das Gefechte beobachtete, beweinte sein Unglück, als er seine Soldaten fliehen sah: Er zog sich in die Festung Cusco zurück: Gonzalo und Alvarado aber, welche lange darinne eingeschlossen gewesen, und alle Ausgänge kannten, liessen ihm keine Zeit, noch Macht, sich darinn zu vertheidigen, sondern nahmen ihn gefangen. Sie hatten keine Mühe, sich der Stadt zu bemeistern, weil die Indianer stets bereit waren, sich für die Mächtigsten zu erklären. Auch machte der Ueberrest von Almagros Heere keinen Widerstand; er sahe es als eine Gnade an, daß er nach seiner Niederlage angenommen wurde.

Die

Die Brüder von Pizarro bemüheten sich, die Freundschaft der Almagroschen Officiere zu gewinnen, welche der Wuth der Soldaten entgangen waren. Die meisten versprachen sich zu unterwerfen. Diejenigen, die sich weigerten, ihnen nachzuahmen, wurden aus Cusco gejagt.

Ferdinand hielt seinen Sieg durch die Gefangenschaft des Nebenbuhlers seines Bruders für gewiß, und schickte nun ein Detachement auf neue Entdeckungen ab. Er erfuhr aber, daß einige Soldaten und Officiere, die unter dem Almagro gedient hatten, sich wiedersetzten, und bereit machten, die Waffen zur Befreyung ihres Anführers zu ergreifen. Hieraus urtheilte er, daß seine Brüder und er nicht anders als durch den Tod des Almagro Ruhe bekommen würden, und beschloß seinen Untergang. Um diesem grossen Unternehmen aber einen Anstrich von Gerechtigkeit zu geben, ließ er ihm den Proceß in Form Rechtens machen, und beym Anfange des Processes erklären, seine Absicht wäre, nur bey der Untersuchung stehen zu bleiben, hernach den Almagro nach Spanien bringen zu lassen, und sich selbst mit als Ge-

fangner zu stellen. Als er aber hörte, daß die Anhänger des Almagro öffentlich sagten, sie würden ihn unterwegens wegnehmen; so faßte er öffentlich den Entschluß, ihn in Cusco hinrichten zu lassen. Die vornehmsten Beschuldigungen enthielten: er wäre mit den Waffen in der Hand eingerückt, und diese Gewaltthätigkeit hätte vielen Spaniern das Leben gekostet; er hätte sich mit dem Mango Inca wieder die Gewalt des Kayfers verbunden; er hätte ohne Befehl und Recht seinen Anhängern Länder gegeben, und sie denen genommen, welche sie rechtmäßig besessen hätten; er hätte den Stillstand gebrochen und seinen Eyd übertreten; er hätte endlich seine Kühnheit so weit getrieben, daß er den Waffen des Kayfers widerstanden.

Sein Urtheil wurde nicht verschoben. Als er es gehört hatte, so that er sein Möglichstes, seinen Richter zu bewegen. Er beschwor ihn, um Gottes Willen ihm wenigstens das Leben in einem anständigen Gefängnisse zu erhalten, wo er seine Sünden beweinen könnte. Er stellte ihm vor, er wäre nicht so grausam gegen ihn gewesen, da er ihn in seiner Gewalt

walt gehabt hätte. Er hätte ganz und gar nicht das Blut seines Freundes vergießen wollen, sondern Franz Pizarro, sein Bruder, hätte vielmehr ihm seine Ehre und seinen Reichthum zu verdanken. Er setzte hinzu, daß sein Alter und seine Schwachheiten Mitleiden erwecken sollten. Er berief sich auf das Gericht des Kaisers. Endlich versuchte er alle Mittel zur Erhaltung seines Lebens. Er würde gewiß das Mitleid eines jeden andern rege gemacht haben, nur nicht des Ferdinand Pizarro seines, der die Appellation mit Verachtung verwarf, weil sie dem Ansehen seines Bruders schimpflich wäre, und sagte: daß Almagro sich nicht herzhaft bezeuge; da das Urtheil gesprochen sey, so sollte er sich entschließen, als ein guter Christ und herzhafter Soldat zu sterben. Almagro verlohr alle Hofnung, beichtete und sagte: „Man befreye „mich von diesem Leben, und der Grau„same sättige sich an meinem Blute.„ Er wurde in seinem Gefängnisse erdrosselt, und sein todter Körper auf einem großen Platz zu Cusco enthauptet.

Man kennt seinen Ursprung nicht: einige Geschichtschreiber sagen, er sey ein Mönch und sogar ein Priester gewesen.

sen. Er hinterließ einen Sohn, von welchem man in der Folge mehr reden wird.

Die Grausamkeiten, welche die Spanier gegen einander verübten, kündigten den Peruanern diejenigen an, die sie von ihnen zu befürchten hatten.

Ende des drey und zwanzigsten Theils.

Bayerische Staatsbibliothek München

sen. Er hinterließ einen Sohn, von welchem man in der Folge mehr reden wird.

Die Grausamkeiten, welche die Spanier gegen einander verübten, kündigten den Peruanern diejenigen an, die sie von ihnen zu befürchten hatten.

Ende des drey und zwanzigsten Theils.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Marsy, François-Marie de, 1714-1763 / Richer, Adrien, 1720-1798 / Zachariae, Justus Friedrich Wilhelm, 1726-1777

Neuere Geschichte der Chineser, Japaner, Indianer, Persianer, Türken, und Russen ec Als eine Fortsetzung von Rollins ältern Geschichte

Bd.: 23

Berlin (1777)

H.un. 479,III-21/23
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10033411-0
VD18 8008690X-001